Karl Friedrich Becker's

# Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Siebenter Band.

Mittlere Geschichte III.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1862.

# Inhalt des siebenten Bandes.

## Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

### Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273).



## Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.

### Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von Amerika (1273—1492).

# Mittlere Geschichte.

## Dritter Zeitraum.

### Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273.)

#### 35. Das Papstthum seit Gregor VII.

Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts bereiteten sich in der Hierarchie große und folgenreiche Veränderungen vor. Der Einfluß, welchen Innocenz III. auf die Staaten übte, wie keiner seiner Vorgänger, mußte der weltlichen Macht höchst drückend sein; doch war eine Reinheit der Gesinnung in diesem Papste, und eine Besonnenheit in allen seinen Schritten, die nur die Unterordnung des Gegners für wahrhaft höhere Zwecke der Kirche, keineswegs aber gewaltsame Vernichtung desselben wollte. Nach ihm bestiegen Männer den heiligen Stuhl, denen es weniger um die Herrschaft des Christenthums als um die höchste Gewalt des Papstthums zu thun war; und nachdem auch der milde Honorius, der den Frieden mit dem Kaiser aufrichtig wünschte, vom Schauplatze abgetreten war, folgten Päpste, bei welchen die von der römischen Staatskunst eingeschlagene Richtung, sich der Uebermacht der Hohenstaufen entgegenzusetzen und dieses Geschlecht zu verdrängen, zur Maxime erstarrte. So wüthete Innocenz IV. gegen Friedrich II. und sein Haus und glaubte Alles erreicht zu haben, als er diesen Gegner gestürzt hatte. Aber er bedachte nicht, daß kleinere Mächte, sobald sie nur in sich fester und geschlossener waren, wie die auf den unsichersten Grundlagen gebaute Kaiserherrschaft, dem heiligen Stuhle noch weit gefährlicher werden konnten. Die Kräfte der ganzen Christenheit bot er auf, um sie in seinem Kampfe gegen den Kaiser zu vergeuden, und vergaß, daß der unerhörte

Druck, den er durch halb Europa übte, die schon erwachte Unzufriedenheit mit der Priesterherrschaft steigern, und besonnenen Gegnern des Papstthums die wirksamsten Waffen bereiten mußte. Man darf daher wohl behaupten, daß Innocenz' Verfahren die Säulen der Hierarchie zuerst bedenklich erschüttert und ihren Widersachern Grund zu den gerechtesten Klagen gegeben hat. Häufig geschah es von dieser Zeit an, daß die Päpste den Lehren des Christenthums, welche sie vertreten und aufrecht erhalten sollten, durch ihren Wandel und durch ihre Maßregeln widersprachen. Vieles, was sonst unbeachtet vorübergegangen wäre, war schon in der Hitze des Kampfes aufgedeckt worden, durch unaufhörliche Geldforderungen wurden die materiellen Interessen nicht blos der Geistlichen, sondern auch der großen Masse der von ihnen abhängigen und auf ihren Grundstücken angesessenen Personen auf das härteste verletzt. Noch gefährlicher drohte aber die in Folge der Kreuzzüge und des entwickelteren Geistes reicher und tiefer gewordene Bildung der Welt zu werden. War die Kirche früherhin, als Rohheit und Barbarei die Staaten erfüllte, in der ersten und zweiten Periode unserer Erzählung, der Halt und die Beschützerin aller höheren Cultur gewesen, so schien jetzt der mit ihrem Standpunkt vereinbarte Grad der geistigen Ausbildung schon durchmessen; wollte sie sich in ihrer bisherigen Macht noch ferner behaupten, so mußte sie weiteren Forschungen und Bewegungen in den Weg treten oder aber lebendiger Entwickelung der Formen und Dogmen in ihrem eigenen Schooße Raum verstatten. Sie wählte zu ihrem Verderben das erstere.

Indeß hatten Rom's Bischöfe während dieses Zeitraums ihre absolute Gewalt innerhalb der Kirche vollendet. Nachdem sie die Höhe erreicht, auf welche sie der falsche Isidor heben wollte, gingen sie, von den Zeiten Gregor's VII. an, weit über dieses Ziel hinaus. Nach jenem System sollte der Papst die oberste Gewalt in der Kirche haben: jetzt strebten sie danach, nicht nur die obersten, sondern auch die einzigen Regenten in der Kirche zu sein, nicht nur den Vorrang vor allen und die Aufsicht über alle Bischöfe zu haben, sondern allein die Bischöfe der allgemeinen Kirche zu sein, als deren Stellvertreter die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe nur aus Gnaden gelten sollten*); die Regierungsform der Kirche war nicht nur eine monarchische, sie war zur unbeschränkten

*) Planck, Geschichte der christlichen Gesellschafts-Verfassung, Bd IV. Abschn. 2, 3. Cap. 3 u. fg. Neander, Allgem. Gesch der christl. Religion und Kirche V, I, 372.

Monarchie geworden und lange, bevor es einen fürstlichen Absolutismus gab, hatte sich ein päpstlicher Absolutismus entfaltet. Da in den Vorstellungen der Zeit alle Gewalt auf Erden als eine verliehene betrachtet wurde, die jeder Berechtigte nur im Namen und im Auftrage eines Höhern übte und verwaltete, und Alles auf eine höchste Spitze, einen Mittelpunkt, eine Quelle zurückgeführt wurde, von der aus sich die Ströme nach allen Richtungen ergossen: so fand auch das Papstthum an diesem Princip des Lehnswesens eine nachgebildete Grundlage. Jede Macht in der Kirche wurde als eine im Auftrage des unmittelbar von Gott dazu Berechtigten, des Papstes, geübte gedacht. Darauf gründeten die Päpste alle ihre Ansprüche und Forderungen, welche sie natürlich viel weiter trieben, als es die weltlichen Herren gegen ihre Vasallen thaten und thun durften, da die letzteren von jenen eben nicht erwählt oder ernannt wurden, sondern ihre Macht vererbten. Ueberhaupt fand hier ein wechselseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten Statt, von welchem in der Kirche nicht die Rede sein konnte.

Von Gregor VII. wurde zuerst den Bischöfen eine Eidesformel vorgelegt, die sie bei ihrer Einsetzung schwören mußten, und deren aus dem damaligen Lehnseide der Vasallen genommene Ausdrücke die Bischöfe zu förmlichen Lehnsmannen des heiligen Stuhls machten. Anfangs wurde dieser Eid zwar nur von den der römischen Kirche unmittelbar unterworfenen Bischöfen und von den Metropoliten gefordert, die ihr Pallium in Rom holten, zu welcher letzteren Sitte die streitigen Bischofswahlen von selbst Veranlassung boten; nach und nach aber rissen die Päpste das Bestätigungsrecht aller Bischöfe an sich, und ließen sonach diesen Eid von allen schwören. Daß aber in Demjenigen, der allein das Recht habe, sämmtliche Bischöfe zu bestätigen, auch die Quelle aller kirchlichen Macht sei, war eine sehr natürliche Schlußfolge.

Aber diese in Anspruch genommene allgemeine bischöfliche Gewalt würde doch in der Ausübung sehr beschränkt gewesen sein, wenn die Päpste nicht dafür gesorgt hätten, sie in den einzelnen Ländern durch ausgesandte Stellvertreter unmittelbar in alle Verhältnisse eingreifen zu lassen. Diese Bevollmächtigten waren die Legaten, von denen in unserer bisherigen Erzählung schon häufig die Rede gewesen ist. Ihr Gebrauch war sehr alt, aber früher waren sie nur zu besonderen Geschäften ausgesandt worden und erst seit Gregor's VII. Zeiten erweiterte sich ihr Wirkungskreis so bedeutend, daß ihnen die Machtfülle des Papstes delegirt wurde und ihre Sendung gewöhnlich blos im Allgemeinen auf die Untersuchung des kirchlichen Zustandes lautete. Oft wirkten sie heilsam

für Frieden und Kirchenzucht, überschritten jedoch bald alle Grenzen der Billigkeit so sehr, daß der Nutzen, den sie stifteten, gegen ihre ungebührlichen Anmaßungen völlig in den Schatten trat. Sie beriefen Concilien, und geboten den Metropoliten und Bischöfen bei Strafe der Absetzung darauf zu erscheinen, führten auf diesen Versammlungen den Vorsitz, und zogen Streitsachen, die vor die Bischöfe gehört hätten, vor ihren Richterstuhl. Kurz, sie ließen den Bischöfen von der ihnen gebührenden Gewalt nur so viel, als ihnen gut dünkte. Mit Beschwerden darüber richtete man bei der Festigkeit, welche die päpstliche Gewalt einmal erlangt hatte, nicht viel aus, so laut sie auch erhoben wurden. Am meisten beklagte man sich über die unerhörten Erpressungen der Legaten. Außer den bestimmten Abgaben, welche sie im Namen der Päpste einzufordern hatten, mußten die Kirchen und Klöster, welche sie auf ihren Reisen berührten, für ihren Unterhalt sorgen, und unter diesem Vorwand trieben sie in den Provinzen ungeheuere Summen bei. Diese Lasten der kirchlichen Anstalten hießen Procurationen. So raubten die Legaten theils für sich, theils für den heiligen Stuhl, und die Legationen wurden endlich nur aus dem Grunde vervielfältigt, weil die Päpste sie als ein treffliches Mittel betrachteten, ihre Schatzkammer und ihre Günstlinge und Verwandte zu bereichern. Schon der heilige Bernhard schrieb dem Papst Eugen III.: „sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle französische Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Magyaren wären ins Land gefallen," und Johann von Salisbury, ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, klagt: „wenn ein römischer Legat in eine Provinz kommt, so ist es, wie wenn der Teufel Hiob's von dem Herrn ausgeht, um ein Land zu verwüsten." Ohne Zweifel mußte der Papst, wenn er einmal eine monarchische Gewalt und Stellung in der Kirche hatte, auch berechtigt sein, Abgaben zu verlangen, welche zur Regierung des Ganzen erforderlich waren; aber eben so gewiß ist es, daß man weit über das Nothwendige hinausging, und besonders übte Innocenz IV., als er alle weltlichen Mittel aufbot, um den Kaiser Friedrich II. zu einem Opfer seines Hasses zu machen, die schamlosesten und drückendsten Erpressungen. Es sind schon bei der Geschichte Frankreich's und England's Proben davon vorgekommen, und die Gesandten des letzteren Reiches erklärten laut auf der Kirchenversammlung zu Lyon: „sie könnten die vor Gott und den Menschen verabscheuungswürdigen Erpressungen, die unerträglichen Beschwerden, nicht länger ertragen." So forderte ein Legat, der in das Bisthum Breslau geschickt war, von sämmtlichen polnischen Bischöfen eine Procuration von eilf=

hundert Mark feinen Silbers, von dem Breslauer allein über hundert, und behielt sich nebenbei noch die Besetzung aller Pfründen vor.

Die Eingriffe der Legaten entzogen den Bischöfen in vielen Fällen die ihnen gebührende Gerichtsbarkeit, aber damit begnügten sich die Päpste noch nicht. Sie machten es im zwölften Jahrhundert zum durchgängigen Rechtsgebrauch, daß in allen erheblichen Sachen von den Aussprüchen der Bischöfe noch an ihren Stuhl appellirt werden könne, ja sie nahmen ohne weiteres schon in der ersten Instanz Rechtsstreitigkeiten an, die mit völliger Uebergehung der bischöflichen an sie gebracht wurden. Innocenz III. allein zeichnete sich auch in dieser Beziehung durch weise Mäßigung aus, indem er auf einem Concil 1215 verordnete, daß das Recht der Bischöfe, ihre Untergebenen zu strafen, durch keine Appellation gehindert werden sollte. Außerdem schrieben sich die Päpste nicht nur ausschließlich das Recht zu, allgemeine Kirchenversammlungen zu berufen, sondern brachten es auch dahin, daß die Beschlüsse der Provinzialsynoden nur durch ihre Bestätigung Gültigkeit erhielten. Sogar die Besetzung der geistlichen Stellen und Pfründen suchten sie nach und nach an sich zu reißen. Sie schickten Leute mit Empfehlungsbriefen an die Bischöfe und Capitel, daß sie dieselben mit einer Stelle versorgen möchten. Der Papst, welcher diesen Gebrauch einführte, war Hadrian IV. Anfangs geschah dies unter der Form einer höflichen Bitte und im Interesse würdiger Bewerber, daher die Bischöfe gewöhnlich auch keinen Anstand nahmen, der Empfehlung Gehör zu geben. Aber mit der Zeit schickte man von Rom einen solchen Schwarm von Precisten (so nannte man die Bittenden dieser Art) in alle Lande, daß die Capitel wohl anfangen mußten, abzuweisen, wenn ihnen nur noch irgend etwas zu eigener Ertheilung übrig bleiben sollte. Sogleich änderten die Päpste ihre Sprache, und schon Alexander III. befahl, einen von ihm Empfohlenen einzusetzen. Ja im dreizehnten Jahrhundert hielt man die Formel des Bittens schon für überflüssig, und die Päpste besetzten nun die Stellen ohne weiteres aus ihrer Machtvollkommenheit. Gewiß verhalfen die Häupter der Kirche oft tüchtigen und gelehrten Männern zu Pfründen, aber solche löbliche Fälle verschwanden gegen den ungeheuren Mißbrauch, der bald mit dieser Einrichtung getrieben wurde. Sie füllten die Capitel mit ihren Creaturen an, und ließen alle Rücksicht auf den wahren Beruf des Priesters so sehr aus den Augen, daß sie Fremdlinge schickten, welche nicht einmal die Sprache des Landes kannten, in das sie versetzt wurden. Ein ausgezeichneter, freimüthiger Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, der von uns schon erwähnte Matthäus Paris, Benedictinermönch zu

St. Albans in England, erzählt in der Geschichte des Jahres 1240, daß man auf einmal von Rom aus nicht weniger als dreihundert italienische Kleriker an drei englische Bischöfe gesandt habe, welche auf diese Weise untergebracht werden sollten. Alles dieses geschah, weil jene am päpstlichen Hofe ihre Stellen bezahlten. So sehr hatten sich die Zeiten seit Gregor VII. geändert. Als damals die weltlichen Herren mit geistlichen Stellen Handel trieben, bekämpfte jener Papst ihre Ungebühr zum Besten der Kirche mit Kühnheit und Glück, und setzte die Wahlfreiheit der Capitel und Gemeinden durch; jetzt vernichteten seine Nachfolger ihrer Herrschaft wegen alles Gewonnene, trieben ärgere Simonie als jemals Könige und Fürsten, und da sie selbst den Tempel des Herrn zu einem Kaufhause machten, war Niemand, der ihre Wechslertische umstieß.

Die Geistlichen, welche auf solche Weise zu ihren Stellen gelangten, konnten unmöglich in evangelischem Geiste ihren Amtspflichten genügen; und die Häupter der Kirche selbst trifft der nicht zu widerlegende Vorwurf, aller Verderbniß und Sittenlosigkeit die Pforten geöffnet zu haben. Je höher die Anforderungen der Reinheit und Heiligkeit an den katholischen Geistlichen gestellt waren, um so schärfer mußten die Abweichungen hervortreten. Das Cölibat war durchgeführt worden; aber daß die Kleriker jetzt mit Kebsweibern lebten, gab nur zu größerem Aergerniß Veranlassung. Die Bischöfe waren durch die Beschränkungen ihres Ansehens von Seiten des Papstes und der Legaten nicht mehr im Stande, ihre Geistlichen zu einer würdigeren Lebensweise zu zwingen. Die Capellane an den Höfen und auf den Ritterburgen hatten sich jeder Abhängigkeit von ihnen entzogen und lebten in der vollkommensten Ungebundenheit. Ebenso waren die Klöster der Diöcesen, ja selbst ganze Mönchsorden von der bischöflichen Aufsicht befreit, und einzelne Priester konnten ohne große Mühe Exemtionsprivilegien in Rom erkaufen. Nicht minder verderbliche Folgen hatte es, daß mehrere geistliche Würden in einer Hand vereinigt wurden, und die Ausübung der Amtspflichten gedungenen Vicaren überlassen ward. Schon lange benutzten adelige Familien die reichen Pfründen der Stiftsherren zur Versorgung ihrer jüngeren Söhne, deren Aufnahme in die ihren Gütern benachbarten Capitel sie nöthigen Falls mit Gewalt erzwangen, und Kanoniker, die solchen Rückhalt hatten, brauchten sich ebenfalls wenig um den Bischof zu kümmern. Die Zahl derer, welche aus niederen Klassen der Gesellschaft, in der Hoffnung guten Auskommens und bequemen Gewinnes, in den geistlichen Stand traten, war ebenfalls sehr groß und wirkte wieder in anderer Rücksicht unheilbringend. Für eine geringe Geldsumme vollzogen

Bischöfe und Legaten ohne allen Betracht des Alters und der andern Bedingungen, welche die Kirchengesetze vorschrieben, die Priesterweihe, und da oft die auf solche Weise Ordinirten nicht für eine einzelne Kirche, sondern vorläufig nur für den Dienst der Kirche im Allgemeinen bestimmt wurden, so zogen zahllose bettelnde Priester im Lande umher und erregten durch ihre Lebensweise Verachtung oder verderbten durch böses Beispiel auch die Sitten der Laien. Doch blieben auch die Bischöfe von dem einreißenden Uebel nicht verschont, ja es waren wiederum zum Theil ihre Gebrechen selbst, welche die Papstmacht so bedeutend emporhoben, weil ihre Untergebenen häufig genug Anlaß fanden, höhere Hülfe gegen sie zu suchen.

Von dem Verfahren der Kirche gegen die Ketzer ist schon bei dem Albigenserkriege die Rede gewesen. Ging Innocenz III. in seinen Ketzergesetzen auch noch nicht so weit als seine Nachfolger, so waren sie doch auch schon niederdrückend und hart. So sollte z. B. auf einen bloßen Verdacht der Ketzerei hin, von dem der Angeschuldigte sich nicht vollkommen zu reinigen im Stande wäre, der Bann verfügt werden. Die weltliche Macht unterstützte die Päpste bereitwillig, Friedrich II. und Ludwig IX. erließen die schärfsten Gesetze gegen die Ketzer. Indeß betrafen ihre Verordnungen nur die Vollstreckung der Urtheile, Untersuchung und Spruch über kirchliche Vergehen gehörten ohne Einrede geistlichen Gerichten. Das Schlimmste geschah von dieser Seite auf einer zu Toulouse im Jahre 1229 gehaltenen Synode bei der Beendigung des Albigenserkrieges. Zuerst durch Schärfung der Vorschriften wider die Ketzer. Das Haus, worin ein Ketzer gefunden würde, sollte niedergerissen, freiwillig Reuige aus verdächtigen Orten in eine katholische Stadt versetzt werden, gezwungene Reuige sollten in solcher Haft bleiben, daß sie Niemand verführen könnten. Schon das Eigenthum eines jeden Gutsherrn, der nur wissentlich einen Ketzer auf seinem Grund und Boden dulden werde, sollte eingezogen werden. Noch stärker hat diese Synode ihr Andenken durch die erste Einrichtung der schrecklichen Inquisitions-Tribunale befleckt. Es wurde nämlich hier verordnet, daß an jedem Orte und in jedem einzelnen Kirchspiele eine stehende Inquisitions-Commission, zusammengesetzt aus dem Pfarrer und zwei bis drei angesehenen Laien, eingerichtet werde, die sich das Aufspüren der Ketzer und Ketzereien zum eigenen und beständigen Berufsgeschäft machen sollte. Für sie dürfte kein Haus verschlossen, kein Schutzort unzugänglich sein. Waren die Gesetze dieser Synode zwar nur für ihre Provinz bestimmt, wo die Kirche wegen der Albigenser ein ganz besonderes Verfahren nöthig zu haben glaubte, so

machte doch Gregor IX. bald nachher die meisten der zu Toulouse gefaßten Beschlüsse zur Grundlage für das allgemeine Verfahren gegen Ketzer, nahm den Bischöfen das ganze Geschäft aus der Hand, und ernannte die Dominicaner zu beständigen Inquisitoren. In allen zur römischen Kirche gehörigen Ländern gelang die Einführung der Inquisition freilich nicht, aber wo sie zu Stande kam, that sie Uebles genug. Gegen Ketzer war das ungerechteste, versteckteste Verfahren, welches fast jeden Beweis der Unschuld unmöglich machen mußte, nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die Anklagezeugnisse wurden geheim gehalten, und zu solchen Zeugnissen ließ man Mitschuldige, Verbrecher und Ehrlose zu. Es wurde bestimmtes Gesetz, überführte Ketzer zum Feuertode zu verurtheilen, und zahllos loderten die Scheiterhaufen. Der Predigermönch Johannes ließ 1233 zu Verona auf einmal sechzig Männer und Frauen verbrennen. Viele waren von der Wahrheit ihres Glaubens so durchdrungen, daß sie mit Freuden in den Tod gingen und als Märtyrer sterben wollten. Auch in Deutschland trat der Dominicaner Konrad von Marburg 1231 mit dem Auftrage Gregor's IX. auf, die Irrgläubigen zu bekehren und zu bestrafen. Der stolze und finstere Mönch übergab Viele den Flammen, und lud Grafen und Herren vor seinen Richterstuhl; aber diese heiligen Gräuel erweckten hier so vielen Abscheu, daß Konrad 1233 auf dem Wege von Frankfurt nach Marburg von den Leuten des Herrn von Dernbach erschlagen ward. Niemand hatte Lust in seine Fußtapfen zu treten, und ein Reichsschluß sicherte allen wegen Ketzerei Angeklagten billige Behandlung nach rechtlichen Formen zu.

---

## 36. Das Mönchthum.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten auch dem Mönchsleben, dessen Grundlage die völlige Entäußerung von allen irdischen Interessen bilden sollte, durch reiche Schenkungen und schlaffere Beobachtung der Regel des heiligen Benedictus Verderbniß und Verweltlichung gedroht. Solcher Entartung war dann aber auch immer größere Strenge entgegengetreten. Wir haben oben gezeigt, wie schon im zehnten Jahrhundert die Aebte Odo und Berno das Kloster Cluny (Cluniacum) in Burgund reformirten. Der Letztere schärfte die Regel durch mehrere Zusätze. Er und sein dritter Nachfolger, Odilo (st. 1048), waren durch Frömmigkeit und Rein=

heit der Sitten so ausgezeichnet und berühmt, daß sie nach allen Seiten hin zur Anlegung neuer, und zur Umbildung alter Klöster nach den Gewohnheiten von Cluny berufen wurden. So entstand in dem Benedictinerorden die erste Congregation, d. h. eine besondere Vereinigung vieler Klöster unter einem gemeinsamen Oberhaupt, dem jedesmaligen Abte von Cluny. Zur Zeit Peter's des Ehrwürdigen, der 1126 diesem Stammkloster als Abt vorstand, waren ihm an zweitausend andere Klöster unterworfen. Es stand in einem solchen Ansehen, daß die Aebte desselben bischöfliche Abzeichen und Rechte erhielten. Wie er selbst aber ein Mann war, der für alles rein Menschliche Sinn hatte, der den Geist der Liebe und Milde in sich pflegte und ausbildete, so nahm der Orden unter seiner Leitung eine von seinem Ursprunge verschiedene Richtung; die Klöster, die früher der Sitz strenger Ascetik gewesen waren, mit deren Hülfe Gregor VII. seine Reformen durchgeführt hatte, wurden nun die Stätten der Bildung und Wissenschaften, so daß ihnen die gleich zu nennenden Cistercienser entgegen traten.

Schon vor diesen war jedoch ein anderer strenger Orden gegründet worden. Bruno, ein Kölner von Geburt, später Chorherr und Vorsteher der Schule zu Rheims, beschloß der Welt abzusagen, und gründete im Jahre 1084 mit dreizehn Gefährten in einem unzugänglichen rauhen Thal bei Grenoble, Cartusium oder Chartreuse genannt, ein Kloster. Das Einsiedlerleben sollte mit dem klösterlichen verbunden werden; daher wohnten sie nicht im Kloster, sondern jeder erbaute sich seine Zelle, in welcher er arbeitete, aß und schlief. Die Nahrung bestand nur in Brot und Gemüse, welches ebenfalls von jedem selbst bereitet wurde. Fast niemals wurde ein Wort gewechselt; über das Nothwendigste verständigte man sich durch Zeichen. Stets trugen die Karthäuser ein härenes Büßerkleid, die Regel war sehr streng, und legte den Mönchen scharfe Geißelungen und Andachtsübungen, zugleich aber auch die Beschäftigung mit dem Abschreiben von Büchern auf; eine Thätigkeit, durch die sie sich sehr nützlich gemacht haben. Auch von diesem Kloster gingen viele neue Gründungen aus, die alle den Namen Karthausen empfingen. Die erste Anstalt hieß zum Unterschiede die große Karthause. Doch hat dieser Orden wegen der harten Strenge seiner Vorschriften nicht so ausgebreiteten Eingang gefunden, als die übrigen; andererseits ist er freilich auch weniger von seiner ursprünglichen Reinheit abgefallen.

Der Cistercienserorden wurde im Jahre 1098 vom heiligen Robert, dem die Cluniacenser nicht mehr rein genug waren, gestiftet. Zu Citeaux (Cistercium), bei Dijon, legte er mit mehreren Gleichgesinnten

ein neues Kloster an. Größere Verbreitung erhielten die Cistercienser durch den Ruf und die Thätigkeit des heiligen Bernhard, und in Kurzem stieg nun ihr Ansehen und die Zahl ihrer Klöster so hoch, daß sie dreist dem Orden von Cluny an die Seite treten durften, von dem sie sich auch äußerlich dadurch unterschieden, daß sie statt der schwarzen, den Benedictinercongregationen eigenthümlichen Kleidung, die weiße wählten*). Den Einrichtungen der Cistercienser schloß sich ein etwas später errichteter Mönchsverein, der der Prämonstratenser, an. Gründer desselben war Norbert, aus einem edlen und reichen Geschlechte am Niederrhein, der sich im Jahre 1120 mit einigen Genossen im Walde von Couci bei Laon, an einer Stelle, welche Premontré genannt wurde, niederließ. Weit und breit erschallte der Ruf von seiner Heiligkeit. Schon 1125 ernannte ihn Kaiser Lothar zum Erzbischof von Magdeburg, und dies beförderte die Ausbreitung seines Ordens in Deutschland. Das Haupt desselben blieb der Abt von Premontré, jedoch war er in wichtigen Angelegenheiten von der Versammlung der Aebte der übrigen Klöster, welche jährlich am Feste des heil. Dionysius im Stammkloster zusammentrat, abhängig. Schon nach dreißig Jahren fanden sich über hundert Vorsteher zu dieser Zusammenkunft ein.

Man spricht oft von den Mönchen als einem Heer unverschämter Tagediebe und schlauer Betrüger, und verabscheut die zahlreichen Klöster als die stillen Wohnsitze aller Laster. In diesen Urtheilen hallt im Grunde noch immer der Tadel der ersten Reformatoren wieder, die freilich zu einer Zeit lebten, wo das Mönchswesen durchaus entartet war. In ihrer Blüthezeit waren die Klöster die Zufluchtsörter der verfolgten Unschuld, die Beschirmer der Schwachen, die Ernährer der Armuth, die Erhalter und Fortpflanzer der litterarischen Trümmer des Alterthums, die Beruhigungsörter so manches beängstigten Gewissens und die Vorbilder heldenmüthiger Entsagung und wohlthätiger Frömmigkeit. In ihnen allein lebten die Gelehrten und Denker jener Zeiten; in ihnen die Gegner des wilden weltlichen Lebens und der Entsittlichung der entarteten Geistlichkeit. Um aber seinem Wesen und Gehalte und der Idee, von welchem seine Gründung ausgegangen war, treu zu bleiben, bedurfte das Mönchthum allerdings stets einer großen geistigen Anspannung und fortdauernder Anregung, da es auf die völlige Abtödtung und Be=

*) Vgl. Gieseler, Kirchengesch. II, 2. 4. Aufl. 310, wo die charakteristischen Unterscheidungen der Cistercienser aufgezählt, auch die Vorwürfe, die sich die Orden gegenseitig machten, erwähnt werden.

zwingung der Natur durch den Geist abgesehen war, und aus diesem Umstande sind die von Zeit zu Zeit wiederholten Schärfungen und strengeren Abfassungen der Regel, wohlthätige und erfrischende Reactionen aus dem eigenen Schooße der Orden, zu erklären, deren wichtigste wir eben angeführt haben. So angemessen indeß das ganze Institut dem Mittelalter war, so nothwendig es sich aus der Stellung der Kirche, aus der Ansicht der Zeit, welche Himmlisches und Irdisches, Geistiges und Natürliches völlig auseinanderriß und die natürlichen Triebe und Neigungen, so wie das Leben in der Welt und ihren Zwecken für durchaus sündlich und böse erklärte, entwickeln mußte, so waren doch diese Vorstellungen einseitige und nur für eine Periode des Durchgangs und der Fortbildung die richtigen. Durch die tiefste Begeisterung für die Lehren des Christenthums, durch deren unmittelbarste Anwendung auf die Verhältnisse, sollte sich der Mönch nicht blos über sein natürliches Dasein erheben, sondern dieses sogar vernichten. Versenkte sich das Leben des Orients in das Sinnliche, freute sich einst der Hellene der schönen Harmonie des Geistigen und Natürlichen, so ist das Ideal des Mittelalters diese Entsagung, die Austilgung der Welt und ihrer Schmerzen aus dem Gemüthe, und die Qualen des Todes werden in den Märtyrern angebetet. Das Christenthum gebot allerdings nur dem Geiste und dessen Gütern zu leben, nur in ihm Ruhe und Frieden zu finden und das Irdische diesen Zwecken unterzuordnen. Das Mönchthum wollte aber die Erde vernichten, während sie doch nur vom Geiste durchdrungen, verklärt und erhoben werden sollte. Wohl erreichten Einzelne hohe Stufen solcher abtödtenden Vollkommenheit, und der geistigen Kraft, dem Idealismus der Entsagung, die sie dahin führte, soll rühmende Anerkennung nicht versagt werden; wohl gelang es begeisterten Männern, ganze Massen auf eine Zeitlang fortzureißen und zu stählen, aber dann übten Welt und Natur wieder ihre Rechte, denn der Geist vermag nicht, ohne den Körper zu sein. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts befanden sich die Klöster aufs neue in einem Zustand der Erschlaffung, die Weltgeistlichen gingen dem Verderbniß und der Sittenlosigkeit entgegen, deren Ursachen und beginnende Züge wir im vorigen Abschnitte gezeichnet haben. Die Ketzer warfen der Kirche ihren entarteten Zustand vor. Da faßten beinahe zu derselben Zeit zwei Männer den Entschluß, das, was früher Heil gebracht hatte, die Idee der Entsagung, dem weltlichen Glanze und dem Ueberfluß der Geistlichen gegenüber, in ihrer ganzen Stärke wiederherzustellen und damit den praktischen Zweck der Belehrung des Volks zu verbinden.

Francesco (geb. 1172, gest. 1226) war der Sohn Pier Bernardone's, eines reichen Kaufmanns zu Assisi. Anstatt für Waaren gelöstes Geld nach Hause zu bringen, verwendete er den größten Theil desselben zu frommen Zwecken, und als er einmal das Evangelium von Verwerfung aller irdischen Güter lesen hörte, wurde er davon so gewaltig ergriffen, daß er beschloß, sein ferneres Leben der geistlichen Beschauung und unaufhörlichen Bußübungen zu widmen. Er hüllte sich in Lumpen und wollte fortan nur durch Betteln sein Brot verdienen. Sein Vater zürnte, sein Bruder verspottete ihn; da zerriß er die Bande der Familie, und ging aus, das Wort Gottes zu verkündigen. Bald vereinigten sich Mehrere mit ihm, die sein Beispiel hinriß. Mit einem Strick um die Lenden, und ohne Geld, welchem sie gänzlich entsagten, zogen sie von Ort zu Ort, fasteten, beteten, zerrissen sich mit Geißeln den Rücken, und vernachlässigten alle Pflege des Körpers. Zu seinen Genossen sprach Francesco: Laßt uns, die wir Alles verließen, nicht um schnöden Geldes willen den Himmel verlieren. Achtet es geringer als den Staub, den wir mit Füßen treten, und verkündet ungestört und unbesorgt um Essen und Trinken Reue und Wiedergeburt aller Orten. Von diesem Zwecke auf das höchste begeistert, ging er nach Rom, um vom Papst Innocenz III. die Erlaubniß zu erbitten, einen neuen Orden stiften zu dürfen. Dieser fand ein gänzliches Entsagen alles Besitzes zu ungewöhnlich und zu gewagt. Da sagte der Prediger von Assisi im heiligen Eifer: „Es stehet geschrieben: gehet hin, prediget und sprechet. Ihr sollt nicht Gold, nicht Silber, nicht Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Es spricht der Herr: Verkaufe was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und folge mir nach. Und wer Haus, Bruder, Schwester, Vater, Weib oder Kind verläßt, um meines Namens willen, der wird das ewige Leben ererben. Wer mir angehören will, verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich." Das vermeintlich apostolische Leben der bisherigen Mönche war verdächtig geworden; dagegen hatten die Waldenser die Idee einer auf alle Genüsse verzichtenden und nur der Verkündigung des Evangeliums gewidmeten Wirksamkeit ins Leben gerufen und praktisch bethätigt, so daß das niedere Volk sich ihnen zuwandte. Innocenz konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß durch Franciscus ein Weg gezeigt werde, den der Kirche feindseligen Geist in den Dienst der letzteren zu nehmen. Er bestätigte also die Errichtung eines Ordens vorläufig und verstattete dem Stifter, auf dem betretenen Wege vorzuschreiten. Von nun an wurde seine Lebensweise noch strenger

als zuvor, er quälte sich mit Kasteiungen, die alle menschlichen Kräfte zu überschreiten schienen. Regelmäßig geißelte er sich in jeder Nacht dreimal mit eisernen Ketten, einmal für sich selbst, dann für die noch lebenden Sünder, endlich für die Seelen im Fegefeuer. Um sein Fleisch zu züchtigen, sprang er nackt in den Schnee. Zur weitern Ausbreitung seiner Lehren durchzog er unermüdlich fast ganz Europa, und starb im vierundfunfzigsten Jahre seines Alters, nackt auf bloßer Erde liegend. Bald nachher wurde er von Gregor IX. heilig gesprochen. Seine Anhänger haben sein Leben mit den abenteuerlichsten Wundergeschichten ausgeschmückt, ja ihre Absicht geht deutlich dahin, wo möglich durch Franzens Thaten die Wunder Christi zu überbieten. So erzählten sie auch unter andern, Christus habe mehrere Male mit ihm gesprochen, und ihm die Nägelmahle an Händen und Füßen selbst eingedrückt. Im Jahre 1223 hatte Honorius III. den neuen Orden der Franziscaner bestätigt, der sich wie alle Mönchsgesellschaften zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams verpflichtete; zu ersterer aber in einer solchen, zeither ungewöhnlichen Ausdehnung, daß der Neuaufzunehmende allem gegenwärtigen und künftigen Besitze schlechthin entsagen mußte. Niemand, so lautete die Regel, darf Geld haben oder annehmen, selbst unentbehrliche Dinge, Kleidung u. s. w. sind nicht ein Eigenthum der Einzelnen, sondern des Ordens. Aber auch dem Orden ist der Besitz alles dessen untersagt, was nicht zur strengsten Nothdurft gehört; er darf daher keine Güter geschenkt nehmen. Diejenigen, welche ein Geschäft gelernt hatten, sollten arbeiten, aber auch des Bettelns solle sich keiner schämen. Diese heldenmüthige, allgemein bewunderte Entsagung erweckte so viel Nachahmer, daß in kurzem alle Länder von Franziscanern wimmelten. Die Stiftung ihrer Klöster ging um so leichter von Statten, da sie nichts als Dach und Fach brauchten und es ausdrücklich geboten war, daß die Kirchen nur klein und ungeschmückt sein sollten. Ihre Kleidung, der ihres Meisters nachgeahmt, war eine graue Kutte, wie ein Sack, mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen, die man über den Kopf schlagen konnte. Sie nannten sich aus Bescheidenheit die geringeren Brüder (fratres minores, daher Minoriten). An der Spitze jedes Klosters stand ein sogenannter minister guardianus, an der Spitze jeder Landschaft oder „Provinz" ein minister provincialis, dem ganzen Verein war der minister generalis oder Ordensgeneral vorgesetzt. Es gab auch Laien, die durch äußere Lage und Umstände am vollständigen Eintritt in den Orden verhindert, sich an die Franziscaner schlossen und eine eigene Regel hatten, ohne doch zu der ganzen Strenge der Klosterzucht

und der Gelübde verbunden zu sein. Sie hießen Tertiarier oder Bußbrüder (tertius ordo de poenitentia), und wurden dem Orden dadurch höchst wichtig, daß sie einen Uebergang zu dem Volke bildeten und trefflich dienten, großen Einfluß auf dasselbe zu gewinnen. Ihre Verpflichtung war besonders in der Welt, in welcher sie fortlebten, das Beste des Ordens nach Vermögen zu fördern, wofür sie aber auch alle Segnungen desselben genießen sollten. Bald theilten sich die Franziscaner in mehrere Zweige. Spiritualen, Barfüßer, Conventualen, Capuziner rc. sind alles Glieder jener großen Gesellschaft. Ein weiblicher Orden, der von Franciscus seine Regel erhielt, war der der Clarissinnen (ordo s. Clarae).

Fast zu gleicher Zeit mit den Franziscanern entstanden die Dominicaner oder Predigermönche. Ein Spanier, Dominicus (geb. 1170) aus dem edlen Geschlecht der Guzmanen, Chorherr zu Osma, hatte auf einer Reise durch die Sitze der Albigenser in Languedoc mit innigem Mitleid die Verirrungen dieser unglücklichen Ketzer kennen gelernt. Es that ihm weh, daß so viele Verblendete seiner Meinung nach ihrem Verderben entgegengehen und ewig verloren sein sollten, und sein heiliger Eifer entbrannte, diese Bejammernswürdigen ihren Irrthümern zu entreißen. Zehn Jahre lang wirkte er durch Ermahnung und Predigt in jenen Gegenden, und als sich Gefährten zu ihm fanden, stiftete er zu gleichem Zwecke zu Toulouse eine Gesellschaft von reisenden Predigern, die das Gelübde der gänzlichen Armuth ablegten und in Rücksicht des strengen Lebens den Franziscanern gleich stehen sollten. Wie der heilige Franz unternahm er zur Ausbreitung seines Ordens viele Reisen, und zeichnete sich wie jener durch Strenge in der geistlichen Uebung aus. Papst Honorius III. bestätigte schon 1216 diesen Orden der Predigerbrüder, der sich nun so schnell ausbreitete, daß er nach dem Tode des Stifters (1221) in acht Provinzen vertheilt war. Die Verfassung desselben stimmt in vielen Punkten mit der der Franziscaner überein, doch wurde mehr auf Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung gehalten, als bei diesen. Ihre Oberen wurden Prioren genannt. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zählten die Dominicaner 400, die Franziscaner über 1000 Klöster. So empfänglich war das Zeitalter für die Richtung, aus welcher sie hervorgegangen waren.

Gewiß war die Wirksamkeit der beiden Orden, an die sich nachher die Carmeliten und Serviten anschlossen, von bedeutender Wirksamkeit auf das niedere Volk durch Predigt und Seelsorge*). Es machte einen

*) Die beiden Orden hatten politischen Tact genug, die Gebiete ihrer Wirksamkeit je nach der besonderen Anlage und dem Geschmacke der einzelnen Nationen

überwältigenden Eindruck, wenn das einfache, kräftige Wort vor allen Andern den Armen gepredigt ward. So erschienen sie denn auch den Päpsten als die geeignetsten Werkzeuge, auf die Massen zu wirken, und wurden nun mit den ausgedehntesten Privilegien ausgestattet. Sie hatten das Recht, überall Beichte zu hören, Absolution zu ertheilen und zu predigen, wo sie wollten, und kein Priester durfte ihnen seine Kanzel verschließen, wenn sie dieselbe besteigen wollten, kein Bischof durfte sie vorladen oder gar wegen Vergehen bestrafen. Aber gerade in Folge dieser Vorrechte ging der ursprüngliche Geist bald verloren und sie büßten ihre Bedeutung allmählig auf demselben Wege ein wie die älteren Orden, während die lauten Klagen und der Haß dieser letzteren ihnen wenig Abbruch thaten.

---

## 37. Das Ritterthum.

Wie die Zeit der Kreuzzüge jede Blüthe des Mittelalters zur Entfaltung brachte, so gewann in ihr auch das Ritterthum seine schönste Gestalt. Diese merkwürdige Erscheinung ging aus dem mächtigen Einflusse des Christenthums auf die ursprüngliche germanische Anlage und Gemüthsart hervor und erhielt ihre fernere Entwickelung durch die innige Verschmelzung beider. Dem alten Deutschen galt der Mann nur, insofern er seine Kraft, den Inbegriff seiner Mannheit, darthat und übte, und das Bewußtsein dieser rein auf sich beruhenden Selbständigkeit gab dem Einzelnen das Gefühl der Ehre, deren Anerkennung von andern er nöthigen Falls erzwang. Geadelt wurde diese Gesinnung schon durch die redliche Offenheit, mit der sie sich kund gab, durch die Verschmähung aller Hinterlist, ja alles Erfolges, sobald Waffen und Vortheile des Kampfes nicht gleich waren. Dies waren die ursprünglichen Elemente, aus denen in der Folge das Ritterthum erwuchs, das indeß noch ungezähmt und roh blieb, bis die Religion der Liebe den Ritter lehrte, sich vor dem zu beugen, was der äußern Kraft am wenigsten zu widerstehen vermag. Gerechtigkeit, Milde, Schonung der Schwachen, Schutz der Unterdrückten, besonders der Frauen und Geistlichen

auszuwählen; in Spanien, in Frankreich, am Rheine schlugen die Dominicaner ihren Sitz auf; die Franziscaner fanden in Italien, im östlichen Deutschland, insonderheit in England ihre Heimath. Vgl. den vortrefflichen Aufsatz „Mönch und Bettelbruder" in Pauli, Bilder aus Alt-England, S. 51.

gegen mächtige Dränger, wurden allgemein anerkannte Pflichten christlicher Krieger. Endlich der Kampf für Gott und seine Kirche, der Streit gegen die Ungläubigen, galten der begeisterten Zeit, wie leicht begreiflich, für die würdigste Weihe, für die Verklärung der irdischen Tapferkeit. In den Kreuzzügen fanden diese idealen Ziele ihre glänzendste Bethätigung; sie sind es daher, in denen das Ritterthum mit seinen drei Aufgaben, dem Dienst der Religion, der Liebe und der Waffen zur Vollendung reifte.

Und selbst unmittelbarer noch lassen sich die Keime und Ursprünge des Ritterthums in den Charakteranlagen des germanischen Stammes der frühesten Zeiten entdecken. Stellen doch schon die alten Gefolgschaften eine Art ritterlicher Verbindungen dar! Es ist nämlich überhaupt eine bei den germanischen Völkern besonders hervortretende Eigenthümlichkeit, daß ein gemeinsames Lebensgeschäft, ein gemeinsames Ziel der Bestrebungen die Menschen zu eng verbundenen Genossenschaften führt, ohne Rücksicht auf die ursprünglichen Bande der Familie, des Stammes, selbst des Vaterlandes. Im Mittelalter vorzüglich haben diese Verbindungen sehr merkwürdige und folgenreiche Erscheinungen veranlaßt; sie bestanden wie unter Kriegern, so unter Mönchen, Gelehrten, Künstlern und Handwerkern; und da sie fast durch ganz Europa gingen, so fanden sich in allen Ländern wo nicht völlig gleiche, doch ähnliche Einrichtungen unter ihnen, und gegenseitiger Antheil an Fortschritten und Schicksalen. In diesen Genossenschaften fand Jeder die natürlichste Befriedigung des Bedürfnisses, sich in seinem Berufe von Anderen unterstützt zu sehen; im gemeinschaftlichen Handeln, in den steten lebendigen und persönlichen Berührungen gedieh Alles fröhlicher und besser. Die vollendete Tüchtigkeit eines Jeden zu seinem Geschäfte, seine Meisterschaft, wurde nur durch eine bestimmte Art von Erlernung und Bildung für möglich gehalten, die nach einer gesetzlich vorgeschriebenen Abstufung geregelt war, und auch das Ritterthum folgte einer solchen.

Es ist früher darauf hingewiesen, in welcher Weise das Lehnswesen die Standesverhältnisse ebenso durchdrang wie zersetzte, wie durch den Einfluß desselben einzelne Classen in einander verwuchsen und umgekehrt Zusammengehöriges sich trennte. In dieser Periode nun gab die stehende kriegerische Beschäftigung, gleichviel ob sie von Mitgliedern des Herrenstandes oder der Mittelfreien oder der Vasallen oder endlich der Ministerialen ausgeübt wurde, allen Einzelnen ein so bestimmtes Gepräge, daß aus der Gleichartigkeit der Lebensweise auch eine bestimmte Standesgleichheit folgte. Es bildete sich ein Ritterstand, neben dem die übrigen, durch Geburt, Abhängigkeit und Verpflichtungen begründeten Unterschiede

fortbestanden, der auch nicht kastenmäßig abgeschlossen war, zu dem jedoch nur die gerechnet zu werden pflegten, deren nächste Vorfahren gleichfalls Ritter gewesen waren. Das Auftreten dieser neuen Classe von Ritterbürtigen läßt sich nicht in einer bestimmten Zeit oder hervorstechenden Thatsache nachweisen, der Stand bildete sich vielmehr unbemerkt und allmählig; vornehmlich aber war es das Recht und die Pflicht, zu Roß in den Krieg zu ziehen, wodurch er sich auch äußerlich auszeichnete*). Auf den Kreuzzügen, wo sich solche Kämpfer aus allen Völkern Europa's zusammenfanden, wo sie die Gefahren und Schlachten vorzugsweise bestanden, bildete sich nun durch das Ziel des Krieges selbst, sowie durch das Vorbild der geistlichen Ritterorden, denen doch die große Mehrzahl der Ritterbürtigen wegen ihrer sonstigen Verhältnisse nicht beitreten konnte, der Gedanke einer höheren Ordnung und Verbindung derer unter ihnen, welche nicht blos ein adeliges Leben führen, sondern auch den Vorschriften der Religion und der Kirche, der Ehre und der Lehnstreue genügen, und das Waffenhandwerk kunstmäßig üben wollten. Dieses Alles von früher Jugend auf zu erlernen, sich der Aufnahme in die große Ritterverbindung fähig zu machen, ward der Knabe an eines fremden Ritters, gewöhnlich des Lehnsherrn Hof geschickt, wo er zunächst unter der Obhut einer Edelfrau höfische Sitte zu lernen hatte, wo er Gesang und Saitenspiel und den bunten Schatz der Sagen, der das Mittelalter erfüllt, kennen lernte, wo er aber auch in dem Verkehr mit Männern in körperlichen Uebungen, Bogen und Armbrust zu spannen, das Pferd zu lenken, unterwiesen ward. Wuchs er heran, so hieß er Knappe oder Junker; meist trat mit dem vierzehnten Jahre dieser Abschnitt ein. Nun wurde er der Person des Ritters beigegeben; er wurde dessen Waffenträger, besorgte die Rüstkammer und die Pferde desselben; auf die Jagd, zum Turnier, in die Schlacht begleitete er ihn, überall zur Bedienung wie zur Hülfe bereit. Und wie er nun mit der Waffenführung vertrauter ward, so sollte er in dem Umgange mit untadelhaften Männern auch die Tugenden derselben sich aneignen, an Gottes Gebot zu halten, Treue, Milde und Einfalt zu üben, Hoffahrt und Gewaltthätigkeit zu meiden lernen. War dann das einundzwanzigste Jahr herangekommen, so erfolgte die „Schwertleite", die Wehrhaftmachung und Aufnahme in den

*) Der Ausdruck miles, mit dem die Ritter urkundlich sehr häufig bezeichnet werden, deckt nicht ganz den Begriff, den das deutsche Wort enthält, da darunter nicht nur ein Soldat überhaupt, sondern auch ein Reiter und ein rittermäßiger Lehnsmann verstanden wird; der ebenfalls urkundliche Ausdruck eques entspricht dem Begriffe mehr.

Ritterstand, eine feierliche Ceremonie. Sie geschah öfter an großen Höfen, bei Festen in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Die Gebräuche waren nicht überall dieselben. Gewöhnlich fastete der Aufzunehmende Tages zuvor, und brachte die Nacht in der Kirche unter Andacht und Gebet zu. Am folgenden Morgen nahm er ein Bad. Aus diesem sollte er rein von Sünden und ohne Fehler heraussteigen und sich baden in Ehrbarkeit und Rittersitte. Das schöne Bett, worauf er sich alsdann niederlegte, sollte bedeuten, daß er durch ritterliches Kämpfen und Leben eine Stätte im Paradiese gewönne; die weißen und rothen Gewänder, welche ihm angelegt wurden, ermahnten ihn zur Reinheit des Wandels und zur Vergießung seines Blutes für Gott und die heilige Kirche; wogegen ihn die dunklen Schuhe an den Tod und das Hinabsinken des Körpers in die Erde erinnerten. Dann that der Aufzunehmende mehrere Gelübde in Bezug auf die eigene Religiosität, den Schutz der Frauen und der Geistlichen und auf treuen und gerechten Lebenswandel. Hierauf erhielt er von einem versuchten und berühmten Ritter, öfter von Königen und Fürsten, einen oder drei Schläge mit dem flachen Schwert auf den Nacken, wobei ins Besondere die Worte üblich waren: Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter. Endlich wurden ihm die einzelnen Stücke der ritterlichen Rüstung gegeben, unter ihnen von besonderem und auszeichnendem Werthe der Gürtel, an dem das Schwert hing, und die goldenen Sporen. Ein Schmaus und andere Ergötzlichkeiten beschlossen meistens die Feier des Tages. Aermere begnügten sich mit weniger Ceremonie. Oft belohnte ein alter Held nach einer gewonnenen Schlacht unmittelbar auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage. Von der Wehrhaftmachung des zum deutschen König erwählten Grafen Wilhelm von Holland, die 1247 in Köln erfolgte, ist uns eine ausführliche Beschreibung aufbehalten, in der die einzelnen Fragen, die der päpstliche Legat dem Jüngling stellte und die Antworten, die dieser vor Ablegung des Gelübdes gab, genau angegeben sind.

Zu den schärfsten Gegensätzen des Alterthums und der modernen Zeit gehört das Verhältniß der Männer zu den Frauen, welches allmählig auf eine Stufe gehoben wurde, von der auch die gebildetsten Griechen und Römer keine Ahnung hatten. Die Frau wurde jetzt nicht mehr wie eine Sklavin vom Manne besessen; sie sollte ihm nur dann zu Theil werden, wenn er ihre freie Gunst erlangt, wenn er, um sie werbend, sich ihr freiwillig unterworfen hatte. Der Trieb des Germanen im starken

Contrast zu der sonstigen Selbständigkeit des Charakters, den eignen Willen und die eigene Persönlichkeit aufzugeben an einen andern Einzelnen, zu dem er sich durch innere Uebereinstimmung hingezogen fühlte, um sich selbst in diesem Verhältniß erhöht und gekräftigt, um in dieser Unterordnung seine Freiheit zu finden, hatte das Gefolgsleben und später das Lehnswesen erzeugt und sollte fortdauernd dessen Grundlage bilden, so häufig diese auch in der Wirklichkeit verletzt werden mochte. Noch höher stieg die Sehnsucht, einen solchen Anklang des eignen Seins und Lebens zu finden, im Verhältniß zum Weibe als der natürlich und geistig nothwendigen Hälfte des Mannes. Die Anlagen der Germanen zu solcher Hingebung und zum Festhalten dieser Empfindung wurden dann durch das Christenthum, dessen Mittelpunkt eben die höchste Liebe, die letzte Entäußerung des Eignen ist, weiter gebildet und, nachdem Rohheit und Barbarei abgestreift waren, zum Wesen der modernen Liebe entwickelt, welches bis zum Extrem von den Rittern erschöpft worden ist, und ihrem aus Tapferkeit und Frömmigkeit bestehenden Charakter das dritte Element hinzugefügt hat, die Courtoisie*). Eine Dame der Gedanken und des Herzens durfte dem rechten Ritter nicht fehlen, und jede Liebeswerbung erhielt durch die vollständigste Ergebung in ihre Launen einen phantastischen Anstrich. Das Fräulein, das er sich erwählte, mußte lange streng gegen ihn sein, mußte ihm Abenteuer auflegen, damit er ihre Liebe durch Tapferkeit verdienen konnte; und selbst wer von seiner Geliebten noch nicht einmal gekannt oder anerkannt war, sondern nur erst im Stillen für sie seufzte, schlug sich doch für sie mit allen Läugnern ihrer Schönheit und Tugend freudig auf Tod und Leben. Wer aber die seinige laut nennen durfte, trug ihr Bildniß am Halse, führte beständig ein Zeichen ihrer Gunst, eine Leibbinde, einen Ring, oder eine Halskrause von ihrer Arbeit mit sich herum, und ließ sich von ihr ein Losungswort (parole) geben, das ihn in allen Gefahren begeisterte. Ging er zu öffentlichen Kampfspielen, so mußte sie ihm die Rüstung anlegen, ihm ein Andenken an sie mitgeben, und wenn es sein konnte, auch bei dem Turnier selbst zugegen sein. Doch wählte man auch nicht selten verheirathete Damen zu Gebieterinnen des Herzens; und von sinnlichem Begehren und Genuß blieben diese Verhältnisse ebenso wenig entfernt, wie sie es

*) Daß auch hier, wie bei der Wehrhaftmachung der Knappen, die Kirche ihren Einfluß äußerte, hat Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, S. 163 fgd. an dem Marienkultus nachgewiesen, dessen Blüthezeit das zwölfte Jahrhundert war.

vermeiden konnten, dem ganzen Verkehr der Geschlechter untereinander überhaupt etwas Weichliches zu verleihen. Frankreich war der Hauptsitz des Ritterthums und dieser ausharrenden leidenschaftlichen Minne.

Es gab endlich auch fahrende oder irrende Ritter, die auf Abenteuer umherzogen, nur um Ehre und Ruhm, auch wohl um Beute zu gewinnen. Ihr Sinn und Streben findet sich treffend in den Worten Hartmann's von der Aue ausgesprochen, bei dem ein Ritter auf die Frage, was das sei, Abenteuer suchen, antwortet: „Ich heiße ein Ritter, und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet sei. Schlägt er mich, so wird er gepriesen; besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann, und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war“ *).

Ein Hauptmittel zur Abschließung des Ritterstandes und zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes waren die Turniere. Auch ihre Entstehung fällt ins elfte Jahrhundert; es ist aber zweifelhaft, ob damals schon die Sitte, einzeln gegen einander zu fechten, festgesetzt war, oder ob man Anfangs nur in ganzen Schaaren focht, um so einen Krieg im Kleinen vorzustellen; jedenfalls prägten sich erst im zwölften Jahrhundert bestimmtere Formen aus. Gewöhnlich veranstaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines festlichen Tages und machte es lange vorher bekannt. Da fanden sich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geschmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, aber zum Kampfspiel hüllten sie sich vom Haupt bis zu den Füßen in Eisen. Auch ihre Pferde waren mit glänzendem Eisenblech bedeckt. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelassen, und deshalb mußte sich jeder erst vorher bei den Kampfrichtern melden, und seine Turnierfähigkeit erweisen. Es gab eine Menge Turniergesetze, desgleichen viele Personen, die bestimmt waren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel, welche die zu hart Streitenden auseinander brachten, und Prügelknechte, die das Volk in Ruhe hielten.

Der Platz, auf dem das Spiel vor sich gehen sollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balconen und Gerüsten saßen die Damen und vornehmen Zuschauer, rings umher stand das Volk. Die Paare der Fechter, die schon vorher, entweder durchs Loos oder nach dem Range, oder nach den Herausforderungen gesondert wurden, ritten unter kriegerischer Musik in prächtigem Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold

*) Iwein, v., 530 fgd.

rief die einzelnen Paare nun namentlich auf, außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visiere, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte. Jeder der Kämpfenden war bemüht sich durch die Pracht seiner Rüstung und Kleidung, durch die Schönheit und Gewandtheit der Rosse hervorzuthun. Bestimmte Turniergesetze sollten mögliche Ausschreitungen verhindern; es durften keine scharfen Lanzen, nicht die Spitze des Schwertes gebraucht werden; auch war es nicht erlaubt das Pferd des Gegners zu verwunden.

Beim Lanzenstechen rannten die beiden Gegner mit eingelegtem Speer auf ihren scharf angespornten Pferden gegen einander an, und suchten sich gegenseitig vom Pferde zu stoßen. Saßen sie beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen auch Beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, sammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Dann focht man auch mit dem Schwerte, zu Fuß und zu Pferde. Hier konnten die Verwundungen nicht häufig sein, weil die Kämpfer ganz mit Eisen bedeckt, die Schwerter nicht geschliffen und Stechen nicht erlaubt war. Man kämpfte indeß selbst später nicht nur Mann gegen Mann, sondern „buhurdirte" oft auch in ganzen Schaaren*).

---

*) Wolfram von Eschenbach giebt uns in seinem Parzival, 812, 9 fgd. ein ziemlich anschauliches Bild von den verschiedenen Kampfesreihen:

fünf stiche mac turnieren hân:
die sint mit miner hant getân.
einer ist zem puneiz:
ze triviers ich den andern weiz:
der dritte ist zentmuoten
ze rehter tjost den guoten:
hurteclîch ich hân geriten,
und den zer volge ouch niht vermiten.

Die Verse lauten in freier Inhaltsangabe etwa so: Fünf Stiche mit der Lanze kommen im Turnier vor, auf die ich mich wohl verstehe: einer beim puneiz (erstes Gestech beim Ansprengen); der zweite ze triviers (à travers, von der Seite); der dritte ze rehter tjost (von vorn, indem der Speer gerade auf die Brust des Gegners gesetzt wird); der vierte hurteclîch (indem Schild gegen Schild, Roß gegen Roß gestoßen wird); der fünfte zer volge (indem Einer dem Andern nachjagt). — buhurt, ein Ausdruck, der neben puneiz und tjoste am häufigsten vorkommt, bedeutet das Kampfspiel, wobei man in Schaaren auf einander eindrang.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen, erhielten, nach dem Ausspruche der Richter, aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen, einen sogenannten Dank (kleinote), etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde, ein Schwert, einen Ring oder sonst ein kostbares Geschenk. Der Ritter, der damit geschmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die sich so huldreich gegen ihn erwiesen, die Lippen zu küssen. Zuweilen gaben die Edelfrauen selbst die Geschenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die Rheinische Ritterschaft 1290 nach Worms ausgeschrieben hatte, vier Fürstinnen selbst die Preise oder den Dank mit. Den ersten, einen Kranz mit zwölf goldnen Ringen, dessen Werth zwölfhundert Gulden betrug, überreichte die Gräfin von Montferrat einem Herzoge von Böhmen; den zweiten, der auf vierhundert Gulden geschätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürstin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limpurg und Nußdorf durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitsch zu Theil. Bei dem festlichen Mahle, welches gewöhnlich den Waffenübungen folgte, hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden und neben den schönsten Frauen und Jungfrauen zu sitzen.

Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im Jahre 1185 verlor Herzog Gottfried von Bretagne, der Sohn König Heinrich's II. von England, in einem Turnier zu Paris das Leben. Markgraf Johann von Brandenburg, ein Sohn Otto's III., blieb 1269 todt auf dem Platze. Ebenso erhielt 1175 Konrad, Markgraf Dietrich's von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenstich. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte sich Scherz in Ernst. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachsen sechszehn Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Neuß in Niederlothringen blieben einmal zwei und vierzig Ritter und eben so viele Knappen. Bei einem Turniere zu Darmstadt, 1403, geriethen die Hessen und Franken so hart zusammen, daß sie trotz aller Bemühungen der Grieswärtel nicht aus einander gebracht werden konnten.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turniere und der Ritterzüge entstanden sind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so diente irgend ein symbolisches Zeichen, auf den Schild gemalt, oder an den Helmbüschen angebracht, ihren Knappen und Freunden zum

Unterscheidungsmerkmal. In den Wappen, welche seitdem in den adeligen Familien erblich geworden sind, hat sich die ritterliche Phantasie in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteristisch ausgesprochen. Die älteren Urkunden sind mit den Wappen der Klöster und Stifter besiegelt, und diese enthalten zunächst Abbilder, besonders der Heiligen, ihrer Schutzpatrone. In den Wappen der weltlichen Ritter erscheinen sodann wohl die Zeichen der Hausmarke ihres Hauptwohnsitzes oder Handgemales, späterhin auch Sinnbilder, die das Andenken an eine glorreiche That oder hervorstechende Begebenheit verewigen sollten.

Waren die Turniere eine Vorübung auf den ernsten Streit und nicht minder ein heiteres Spiel, so dienten auch die Wohnsitze der Ritter, die Burgen, dem doppelten Zwecke, der Vertheidigung im Kriege wie der behaglichen Wohnlichkeit in ruhigen Tagen. So weit sich die Einrichtung derselben noch erkennen läßt*), zerfielen sie gewöhnlich in zwei Theile, die Vorburg und die Hofburg. Die erstere war durch einen breiten und tiefen Graben, dann durch eine beträchtlich hohe und dicke, mit Zinnen besetzte Burgmauer (Letze oder Zingel) gegen Angriffe von außen geschützt; sie hatte nur einen Eingang, das Burgthor, der durch eine Zugbrücke und außerdem meist durch die sogenannte Barbacane, ein vorgeschobenes Außenwerk, gesichert war. Oft war durch die Burgmauer ein so großes Stück Land umzogen, daß sich innerhalb derselben weite Gärten befanden. In der Mitte der ganzen Umhegung befand sich die innere Burg oder Hofburg, die wieder durch Graben und Mauer von der Vorburg getrennt war und den großen Saal, die Wohnzimmer, die Wirthschafträume und den großen Befestigungsthurm umfaßte. Von den Kellerräumen, die gewölbt waren, stieg man auf der Freitreppe (grede, stiege) zu dem Saale hinauf, dem Empfangszimmer für die Gäste, der meist am Boden und an den Wänden mit Teppichen belegt war und überhaupt Alles an Glanz enthielt, was der Burgherr aufbieten konnte. In der Nähe lagen die kleineren Zimmer, von denen ein heizbares Kemenâte oder Phiselgadem genannt wurde, während die übrigen Gadem oder Kamer hießen; das ganze Wohnhaus hieß Palas. Der Thurm, die letzte Zuflucht für die Belagerten, stand zuerst wohl allein, später lehnten sich die Wirthschaftsgebäude daran.

*) Vgl. Leo in Raumer's histor. Taschenbuch 1837, über Burgen und Burgenbau, sowie A. Schultz, Bau der Hofburgen im 12. Jahrh. Berlin 1862.

## 38. Romanische Dichtkunst.

Bevor sich die sogenannten romanischen Sprachen bis zu schriftmäßigem Gebrauch ausbildeten, war im Süden und Westen Europa's noch immer die lateinische Sprache die der Dichtkunst. Größere lateinische Gedichte haben wir aus dieser Zeit nicht; wohl aber stehen manche kleinere lyrische Gesänge noch heute in wohlverdientem Ansehn; so das Stabat mater eines Franziscaners, das Mihi est propositum eines oxforder Geistlichen, endlich das hochpcetische, viel bewunderte Dies irae, als dessen Verfasser man den Franziscaner Thomas von Celano zu nennen pflegt. Von den neuentstandenen Sprachen war die provenzalische die erste, die sich einer kunstmäßigen Gestaltung der Poesie fügte. Die Provence machte einen Theil des arelatischen Reiches aus, aber ihre Grafen, auch Grafen von Arles genannt, waren so gut wie unabhängig. Nach dem Aussterben derselben kam das Land an die Grafen von Barcelona (1112), und als diese 1137 den Thron von Aragonien bestiegen, wurde es auf kurze Zeit mit diesem Reiche vereinigt, indeß durch jüngere Söhne oder Brüder abgesondert beherrscht, bis Alfons, Alfons II. von Aragonien zweiter Sohn (reg. seit 1196), der Ahnherr eines neuen Herrschergeschlechts wurde*). Unter Provenzalen verstand man damals nicht nur die Bewohner der heutigen Landschaft Provence, sondern die des ganzen südlichen Frankreich's, welches sich vor dem nördlichen nicht nur durch größere Betriebsamkeit und feinere Sitten, sondern auch durch eine verschiedene, gebildete Sprache, die provenzalische genannt, auszeichnete (langue d'oc im Gegensatz zu der Sprache des Nordens, langue d'oui). Diese Sprache war auch über das aragonische Reich verbreitet, wo sie eben so wie im südlichen Frankreich, freilich mit merklichen Veränderungen, noch heut zu Tage im Munde des Volkes ist.

Der Hof der Grafen von Provence galt schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts für den gebildetsten und prachtvollsten in Europa. An ihm konnte man nur durch das Talent geistreicher und in eine zierliche Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen. Die Ritter bereiteten sich zu jedem Besuch durch künstliche Verse vor, und Dichtkunst und Musik wurden die Würze jeder gesellschaftlichen Unterhaltung. Der Adel

---

*) Der Mannsstamm dieser Herrscher erlosch schon 1245 mit Raimund Berengar IV., dessen vierte, durch das Testament ihres Vaters zur Erbin eingesetzte Tochter Beatrix Karl von Anjou, dem nachmaligen Könige von Neapel, ihre Hand reichte und ihm die Provence zubrachte.

vertauschte auf eine Weile Schwert und Lanze mit der Laute, und ergötzte die Damen abwechselnd mit kriegerischen und poetischen Wettkämpfen. Troubadours (Erfinder) war der eigentliche Name der provenzalischen Dichter. Sie nannten ihre Kunst die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia), mit Bezug auf ihre kunstreichen Sylbenmaße, Rhythmen und mannichfaltige Art zu reimen. Die meisten Troubadours verstanden sich auch zugleich auf die musikalische Begleitung ihrer Lieder. Bei wem dies nicht der Fall war, der pflegte einen Jongleur (joculator) mit sich zu führen. So hießen nämlich alle diejenigen, welche aus der Musik und Poesie ein Gewerbe machten. Nebenbei legten sich diese Leute gewöhnlich auch auf Seiltänzerei und andere Künste der Art. Die Gesänge der Troubadours gehörten fast alle der lyrischen Gattung an, und feierten Frauenliebe, Ritterthum und die Schönheiten der Natur. Doch wendeten sie sich auch tadelnd gegen die Gebrechen der Zeit und des damaligen Lebens, verfolgten mit bitterem Spott die Ueppigkeit der Geistlichen, ermahnten die Fürsten zu Recht und Billigkeit, und forderten die Lässigen zur Uebernahme des Kreuzes auf (Sirventes).

Wie die Provenzalen die Lyrik, so bildeten die Nordfranzosen die Gattung der größeren epischen Rittergedichte oder Romane aus, und zwar ursprünglich und bis auf Philipp August in prosa-lateinischer Sprache, bis endlich unter diesem König auch die französische diejenige Bildsamkeit erhielt, die sie zu poetischen Vorträgen geschickt machte. Die Stoffe sind fast durchgängig dieselben, die wir in dem folgenden Capitel bei Gelegenheit der deutschen Dichtung zu erwähnen haben werden; sie handeln von Kaiser Karl, von König Artus, vom heiligen Gral, nur daß sie noch durch Beziehungen auf die Normandie und deren Herzöge lokal gefärbt sind. Zu den größeren Epen, die diese Stoffe in mannichfaltigster Weise behandelten, traten bald auch die sogenannten Contes und Fabliaux, die weniger zum Singen als zum Erzählen bestimmt waren. Sie sind in zahlloser Menge gedichtet worden und zeigen die bunteste Mannichfaltigkeit, bald in tragischer, bald in komischer Weise die Abenteuer und Begebnisse von Rittern, Bürgern oder Geistlichen darstellend.

Während die provenzalische Poesie zugleich den Osten von Spanien und ganz Oberitalien umfaßte, war die nordfranzösische auch über England verbreitet; die Dichter lebten oft zu gleicher Zeit in England und in Frankreich. Dort wurden sie Trouveres genannt. Mit der musikalischen Darstellung ihrer Produkte beschäftigten sich die Menetriers (ministeriales), welche aber eine edlere Haltung als die Jongleurs bewahr=

ten, indem sie sich vom Possenreißen und Taschenspielereien fern hielten. Mit der Entwickelung der Poesie wuchs die Achtung und Begünstigung ihrer Pfleger und Vertreter. Ueberall an den Höfen der Könige und Fürsten wurde die Gabe des Gesanges hochgeehrt. Ludwig VII. und dem tapfern Richard Löwenherz mußten Dichter ins gelobte Land folgen, um die Muße der Helden im Lager durch ihre Lieder zu erheitern. Für einen neuen Gesang wurden den Dichtern aus den Händen der Frauen schöne Geschenke, ein Kleid, ein Waffenstück, ein Pferd, eine goldene Blume oder ein anderes Denkmal von Werth überreicht.

In Folge der Albigenserkriege sank die provenzalische Dichtkunst*). Im vierzehnten Jahrhundert suchte man sie durch äußere Mittel wieder zu erwecken. Die Stadt Toulouse errichtete in dieser Absicht 1324 die sogenannte Académie des jeux floraux, in deren Sitzungen — die jährlich zweimal, am 1. und 3. Mai, gehalten wurden — dem besten Gedicht ein goldenes Veilchen als Preis zuerkannt ward. Diesem Beispiele folgte noch später der König von Aragonien Johann I. Er schickte 1388, wie in einer wichtigen Reichsangelegenheit, eine außerordentliche Gesandtschaft an den König Karl VII. von Frankreich, und erbat sich einige Dichter aus Toulouse, um in Barcelona ein ähnliches Institut anlegen zu können, wofür er ihnen die reichlichsten Belohnungen zusicherte. Sie kamen und richteten nach seinen Wünschen ein Consistorio de la gaya ciencia ein, das sich monatlich versammelte, eine poetische Bibliothek anlegte, und bestimmte Gesetze, Privilegien und Einkünfte erhielt. Solche Einrichtungen mußten aber erfolglos bleiben, da die Verhältnisse und der Geist, welche jene schöne Kunst hervorgerufen hatten, längst vorüber waren. Der Norden und Süden Frankreich's waren unterdeß vereinigt worden und hatten nunmehr einen gemeinsamen Mittelpunkt ihres geistigen Lebens am Hofe des Königs erhalten. Von diesem ist die weitere Entwickelung der französischen Poesie ausgegangen.

---

*) Nach der gewöhnlichen Ansicht sind auch die berühmten Liebeshöfe (cours d'amour), welche um die Zeit der Kreuzzüge in der Provence erschienen, wo Damen Sitzungen hielten, um vorgetragene Lieder poetisch zu richten, die besten zu krönen und Fragen über Verhältnisse und Streitfälle der Liebe zu entscheiden, aus den dichterischen Spielen der Troubadours hervorgegangen. In sogenannten Tenzonen ließen sie die wettkämpfenden Sänger über fragliche und streitige Punkte der Minnegesetze entscheiden.

## 39. Mittelhochdeutsche Dichtung der Staufischen Zeit*).

Der Antheil, den das deutsche Volk an jenem Frühling der Poesie nahm, der in Folge der Kreuzzüge und der veränderten Bildung auf allen Gebieten aufblühte, fällt gleichfalls in das Zeitalter der Staufen. War noch im eilften Jahrhundert der deutsche Gesang nur beim Volke, in den Klöstern aber nur lateinische Dichtung oder deutsche Prosa gepflegt worden, so ließ sich seit dem zwölften deutsche Dichtung in den Klöstern und an den Höfen vernehmen. Ursachen der verschiedensten Art hatten dieses Resultat gefördert; der Streit zwischen Papstthum und kaiserlicher Macht hatte überall die geistige Bewegung angeregt; die Kreuzzüge hatten die goldenen Thore von Byzanz geöffnet und das Morgenland mit seinen Heiligthümern erschlossen; die getrennten Nationen waren in gemeinsamen, großartigen Unternehmungen geeinigt; die Geistlichkeit war dem Volke mit der Predigt des Kreuzes wieder nahe getreten; es hatte sich der deutsche Adel durch Gottes- und Frauendienst zu feinerer Sitte herausgebildet. Das zwölfte Jahrhundert ist die Zeit des allseitigen Erwachens und Aufstrebens zu der hohen Blüthe, die das dreizehnte dann, wenigstens in seiner ersten Hälfte, aufweist.

Zwei große Strömungen sind es, die sich in der poetischen Production dieser Periode überall erkennen lassen: die **Volksdichtung** und die **Kunstdichtung**. Während die Geistlichkeit anfing auf diesem Gebiete zurückzutreten, begann die Masse des eigentlichen Volkes, das den Sinn für Formen und Stoffe festgehalten hatte, sich der Poesie zu bemächtigen. Fahrende Sänger und Spielleute, Pilger aus dem niederen Adel suchten die Höfe und ihre Feste auf, wußten in den höheren Ständen Theilnahme und Interesse zu erregen und vermittelten die höfische und Kunstpoesie; Andere, die Verbindung mit dem Volke selbst festhaltend, leiteten die Volksdichtung weiter. Die Letzteren waren von selbst darauf hingewiesen, die heimische Sage und ihre poetische Gestaltung zu pflegen; der an den Höfen verweilende Adel dagegen, der auch in politischer Hinsicht unter dem Einflusse des Auslandes stand, wählte meist fremde, von Westen her hereingebrachte Stoffe. Die volksmäßige Dichtung hatte ihren Anhalt im Südosten, in Oesterreich, die höfische am Niederrhein.

Allein nicht nur in diesen beiden Richtungen offenbarte sich die Befähigung des deutschen Volkes zu poetischer Gestaltung: sie fand auch

*) Das Folgende nach: **Wackernagel**, Lit. Gesch. I, 141 fg.

den Ausdruck für verschiedene Darstellungsformen des dichterischen Gedankens. Der vorwiegend epische Zeitraum war abgelaufen; in der letzten Hälfte des Jahrhunderts wuchs nicht nur eine Form des Epos auf, die, graziöser und feiner als die frühere, zur Epopöe wurde, sondern es gelangten auch die einzelnen Menschen zu einer solchen subjectiven Reife, daß eine kunstmäßige Lyrik sich bilden konnte und mußte. Bei den ältesten solcher lyrischen Productionen, die erst vom Jahre 1170 datiren, finden wir kaum mehr als einen Uebergang aus dem Epos, so bei dem Kirnberger; die vorzüglicheren der nachfolgenden Dichter, Meinloh von Sevelingen, Friedrich von Hausen, Heinrich von Veldeke, Heinrich von Morungen weisen dann schon einen stufenmäßigen Fortschritt in kunstvollerer Darstellung der Empfindung unt des Gedankens auf; und es findet zwischen dem Kirnberger und dem Morunger ein bedeutender Abstand in Wort und Weise statt, da, während bei jenem Alles einfach ist und mit den geringsten Mitteln erreicht wird, sich bei diesem schon eine bemerkbare Abhängigkeit von fremden, meist provenzalischen Mustern äußert. — Mit Reimar dem Alten hebt sodann eine neue Epoche an, in der auch der bekannteste und gedankenreichste der mittelhochdeutschen Lyriker steht, Walther von der Vogelweide. Daß für die höfische Lyrik die gebräuchliche Bezeichnung „Minnegesang", so bequem sie sein mag, wenig passend ist, zeigt Walther in seiner Vielseitigkeit wie kein Anderer. Während er, was das innige und schelmische Liebeslied angeht, sowie in seiner Stellung zur Natur und ihren Wechseln die Uebrigen nicht eben überragt, steht er ihnen in dem Ausdruck seiner religiösen Empfindung und, wenn es gilt seine warme Vaterlandsliebe, sein Urtheil und seine Sympathien in den kirchlichen und politischen Wirren seiner Zeit zu äußern, weit voran. Er darf für den Meister in der Behandlung des dreigetheilten Stoffes gelten, der die Lyriker überhaupt beschäftigt, des Gottesdienstes, Frauendienstes, Herrendienstes.

Wir nannten eben Heinrich von Veldeke unter den Lyrikern. Aber eine weit höhere Stellung nimmt er als Epiker ein; alle Dichter der Folgezeit sehen mit einmüthiger Verehrung auf ihn zurück als auf den Begründer des Epos (er inphete das erste ris in tiutescher zungen — Gottfried von Straßburg). Auch er übrigens ist aus der Zahl jener Fahrenden, die wir vorhin als die Vermittler beider entgegengesetzten Richtungen bezeichneten, und die durch Eröffnung neuer Quellen es möglich machten, daß das mittelalterliche Epos einen unendlich reichhaltigen Kreis von Stoffen umfaßt. An den einzelnen Gruppen derselben,

die wir nachstehend geben, wird sich die Bedeutung der Dichter am besten veranschaulichen lassen.

Da die Entwickelung des Epos von den Geistlichen ausgeht, so ist es natürlich, daß in der ersten Zeit biblische Geschichte und Legende am meisten anziehen, begreiflicher Weise indeß die Geistlichen mehr als die Laien, die sie nur dann bearbeiten, wenn ihnen etwas Abenteuerliches inne wohnt. Hierher ist Veldeke mit seinem Servatius, der lange Zeit verloren gegangen war, Hartmann von Aue (um 1200) mit dem Gregorius und dem fein gearbeiteten, anmuthig lebendigen, armen Heinrich, Rudolf von Hohen-Ems (um 1230) mit dem Barlaam und Josaphat und dem guten Gerhard, endlich Konrad von Würzburg außer Andern von geringerer Bedeutung zu zählen.

Dieselbe Gelehrsamkeit der Geistlichen bringt den Dichtern einen andern, ähnlichen Stoff nahe, die Geschichte des klassischen Alterthums. Der Pfaffe Lamprecht verfaßte noch unter der Regierung des Barbarossa sein Alexanderlied, etwas später Veldeke seine Aeneide (Êneit) nach einem französischen Virgil, auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen Herbort von Fritzlar sein „liet von Troye", Albrecht von Halberstadt endlich verdeutschte Ovid's Metamorphosen.

Auch die Stoffe des Karolingischen Sagenkreises sind erst auf dem Wege gelehrter Ueberlieferung in Deutschland heimisch geworden. Karl der Große konnte wenigstens in Niederdeutschland, das er mit den Waffen unterworfen hatte, nicht wohl ein nationaler Held sein. In Frankreich beschäftigte sich die Sage schon früh mit ihm, am liebsten jedoch mit seinem Zuge in die spanische Mark, der als ein Kreuzzug erschien, und doch trat er selbst hier gegen seinen sagenhaften Neffen Roland zurück. Als dann durch Friedrich I. sein Andenken wieder erneuert ward und Paschalis III. ihn heilig gesprochen hatte, ward um 1175 von einem Geistlichen Konrad das Ruolandes liet gedichtet, dem um 1200 der Karlmainet folgte; ein Schwabe, Konrad Fleck, behandelte die Liebesgeschichte von Karl's Großeltern, Flore und Blancheflur; auch der Wilhelm von Orange, den Wolfram von Eschenbach leider nicht vollendete, ist hierher zu zählen.

Die Thiersage, ursprünglich ächt germanisch, war von den Franken auf gallischen Boden übertragen und nahm hier den Löwen statt des deutschen Bären als König der Thiere auf. Ein fahrender Dichter (Heinrich der Gleißner) übertrug nach einem französischen Vorbilde die Abenteuer von Wolf und Fuchs um 1170 ins Deutsche. In der Folgezeit ist dieser nationale Stoff den Deutschen nochmals verloren gegangen.

Entlegener ist der Ursprung der Epen, die man unter dem Namen der byzantinisch-palästinischen Dichtung zusammenzufassen pflegt. Mußten nicht auf die Pilger des Abendlandes die Wunder des Orients, Sonnenglanz und Vegetation, Abenteuer und Gefangenschaft in weiter Ferne einen gewaltigen Eindruck machen? Was dort erlebt war, spiegelte sich in dem wieder, was man einzelnen Helden, die die Sage im Morgenlande verweilen ließ, andichtete. Das Hauptgedicht aus dieser Gruppe, Herzog Ernst von Schwaben, von dem es ungewiß bleibt, ob Veldeke sein Verfasser, ist uns in seiner ursprünglichen Fassung verloren gegangen; aus einer späteren Bearbeitung und einer lateinischen Uebertragung kennen wir seinen Inhalt, der sich auf die Schicksale des unglücklichen Stiefsohns von Kaiser Konrad II. bezieht.

Die schönsten Blüthen der höfischen Poesie bietet der Sagenkreis von der Tafelrunde des Königs Artus, von Tristan, und von dem Gral. Artus, jener wahrscheinlich unhistorische Britenkönig, steht in der Mitte einer glänzenden Ritterschaft, seiner Tischgenossen, er selbst unbedeutend und, wie der große Kaiser in der Karlssage, zurücktretend gegen seinen Hof, der der eigentliche Sitz des Minnedienstes ist; Erec, Iwein mit dem Löwen, Wigalois mit dem Rade, Gawein, die Krone des Ritterthums, Wigamur mit dem Adler, Gauriel mit dem Bocke sind die bedeutendsten dieser Ritter, die alle im Dienste edler Frauen Abenteuer suchen und Heldenthaten vollbringen. Ein engerer Kreis zieht sich um Tristan, den Neffen des Königs Marke von Cornwallis, der, durch einen Zaubertrank verführt, seinem Oheim die schöne Gemahlin, Isolde, abwendig macht. Unter dem Gral*) endlich dachte man sich einen Edelstein von ungekannter Wunderkraft, weil ihn Christus als Schüssel beim Abendmahl und Joseph von Arimathia zum Auffangen des Blutes Christi gebraucht hatte. Die Sage, zunächst auf spanischem Boden erwachsen, wo arabische, jüdische, christliche Glaubenselemente sich berührten, wohin auch die Burg des Gral und seine Hüter (die templeisen) versetzt wurden, wanderte durch die Provence nach Nordfrankreich, wo sie mit der vom König Artus verwoben ward. Jede der drei Sagen hat in Frankreich ihre erste dichterische Gestaltung gefunden, und erst nach den von dort empfangenen Vorbildern haben die größten Epiker des Mittelalters,

---

*) Gral bedeutet im Altspanischen Becken, altfranzösisch greal, provenzalisch grazal, im mittelalterlichen Latein gradalis; vgl. Wackernagel a. a. O. S. 388. Siehe auch Diez, Wörterbuch der roman. Sprachen, S. 618, der es unbestimmt läßt und an crater zu denken scheint, und Burguy, Grammaire de la langue d'oïl. S. 189.

Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, ihre Dichtungen verfaßt. Hartmann dichtete seinen Erec um 1200, gleich danach auch den Iwein, den letzteren nach Chrestien von Troyes; beide Ritter büßen eine Schuld gegen ihre Frauen durch lange Irrfahrten und viele Proben heldenhafter Tugend. Ausgezeichnet durch gelehrte wie durch höfische Bildung, durchdrungen von sittlichen, idealen Gedanken, ist Hartmann in der Kunst eleganter und anschaulicher Erzählung, die zugleich maßvoll und ruhig die eigene Person immer zurücktreten läßt, vollendeter Meister, vielfach nachgeahmt, von Keinem erreicht. Andere Vorzüge sind es, die Gottfried von Straßburg in seinem Gedichte, Tristan und Isolde (um 1210), auszeichnen. Fehlt ihm die sittliche Tiefe und der Ernst der Lebensanschauung, so überragt er die beiden Andern durch den blendenden Glanz der Darstellung, durch bequemen, gefälligen Satzbau, durch Klarheit und Zierlichkeit der Rede. Wolfram von Eschenbach entlehnte seinen Parzival von Guiot de Provins (1205). Parzival ist sowohl ein Verwandter der Gralkönige als des Artus, er wird durch eine unbestimmte Sehnsucht nach Thaten in die Fremde getrieben und verliert die Aussicht auf das Gralkönigthum, das ihm bestimmt ist. Der Zweifel an Gott und an sich selbst weicht erst nach einer Menge von Prüfungen und Abenteuern, in denen er seinen Ritterstand durch die Beziehung auf ein Höheres und Besseres adeln lernt, einem ernsten Vertrauen, womit er denn an das Ende seiner Mühsal und zu dem Königthum des Gral gelangt. Der Titurel, in dem Wolfram den Parzivalstoff weiter führte, ist nicht von ihm vollendet. Wolfram ist unzweifelhaft der tiefsinnigste aller zeitgenössischen Epiker; in planvoller und großartiger Anlage des Stoffes, in feinem psychologischen Blick und Kenntniß des menschlichen Herzens erhebt er sich weit über Hartmann und Gottfried; leider ist er nicht in gleicher Weise Herr seines Gegenstandes und entbehrt so der Durchsichtigkeit, die jene auszeichnet.

Völlig deutschen Ursprunges und auch in Bearbeitung und Entwickelung ganz deutsch ist die vaterländische Heldensage. Sie umfaßt drei Gruppen, die jedoch ineinander eingreifen und eben durch diese Verbindung zeigen, wie das Volk an ihr arbeitete; eine Arbeit, an der das Volk in seiner Masse mit den fahrenden und höfischen Poeten gleichen Antheil hatte. Die Sagen von Siegfried und den Königen der Burgunden, die an König Etzel's Hofe durch die Rache ihrer Schwester Kriemhild untergehen, sind in dem sogenannten Nibelungenliede vereinigt, das jedoch aus einzelnen Liedern besteht; davon ist der „Nibelunge nôt“ wahrscheinlich um 1210 in österreichischer Gegend aus

Gesängen des Volkes wie aus Vorträgen fahrender Dichter zusammengestellt, wogegen die Klage einer spätern Zeit angehört. Die zweite Gruppe bilden die Sagen von Dietrich von Bern, von seiner Vertreibung aus Italien, von seinem Aufenthalte an Etzel's Hofe, wo er ein bedeutendes Glied der Nibelungensage wird, von seiner Rückkehr in die Heimath. Dietrich scheint der Lieblingsheld des Volkes gewesen zu sein, da er in den verschiedensten Verbindungen und Zusammenhängen immer anders, aber immer als der Ueberlegene behandelt wird. Alphart's Tod, der große und kleine Rosengarten, die Rabenschlacht und andere Lieder, die zu einem Ganzen nicht verbunden sind, gehören in diesen Kreis. Der Stoff endlich des Gedichtes von Kudrun stammt aus Norddeutschland, von den Küsten und Inseln der Nordsee, und erzählt die Entführung von Kudrun, der Tochter des Hegelingenkönigs Hetel, wie ihre Befreiung; doch ist die Sage auch nach dem Süden gedrungen und hier wie die beiden andern umgedichtet worden. Mit Recht gilt von den Epen der vaterländischen Heldensage das Nibelungenlied als das vorzüglichste Gedicht. Aus der Tiefe des Volksgeistes geboren und volksthümlich entwickelt, steht es zwar in scharfem Gegensatz zu dem conventionellen Charakter der höfischen Dichtung; dafür aber hat es eine Schönheit des Ernstes und der Strenge, die der homerischen Ilias ebenso gleicht, wie sein Seitenstück Kudrun der Odyssee ähnlich ist in seiner weicheren, oft idyllenartigen Haltung.

---

Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verlor sich die Frische des dichterischen Schaffens. Die Fürsten entzogen sich den Dichtern, und der Adel gab die Beschäftigung mit der Poesie auf. Dagegen rechneten es sich nun die wohlhabenden Bürger zur Ehre, die sinkende Kunst zu unterstützen. Blieb auch der Stoff zunächst noch derselbe, so war doch der diesen durchdringende Geist hier nicht wieder herzustellen: das ganze Leben hatte eine Wendung von großartigen Gegenständen auf kleinere Kreise genommen und gerade dies hatte den Untergang der Ritterdichtung erzeugt. Vornehmlich wandten die sogenannten Meistersänger, weil die Begeisterung des Inhalts fehlte, ihre Aufmerksamkeit auf die Form; aber ihr Ernst und Eifer verwandelte deren freie Beweglichkeit in trockene Gesetzmäßigkeit. Sie vereinigten sich dann nach der allgemeinen Tendenz der Zeit in Schulen und Corporationen und bald war an die Stelle ritterlicher und romantischer Anschauungen moralischer Ernst, und ein breites, lehrhaftes Wesen getreten. Das heitere Spiel der Verskunst wurde unter ihren Händen eine steife, handwerksmäßige Förmlichkeit.

Aber zu derselben Zeit, als das Seichte, Langweilige und Hausbackene in den Schulen der Meistersänger immer mehr um sich griff, machte sich die Tiefe und Innigkeit des deutschen Sinnes in frischen Naturlauten Raum. Hell und freudig erklangen aus den niederen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft in unzählbarer Menge die verschiedensten Volkslieder, und in gleicher Art, zu Nutz und Frommen Aller, wurden die älteren Gedichte des romantischen Sagenkreises zu Volksbüchern umgearbeitet.

---

## 40. Die Scholastiker.

Zu welcher Höhe und Feinheit auch die Dichtkunst, sowohl in Gedanken und Empfindungen wie in der Form, während jener Blüthezeit gelangte: so ist doch nicht nach ihr allein die geistige und innerliche Bildung des Mittelalters abzumessen. Gleichen Schritt mit ihr ging die philosophische Bildung; denn daß das Mittelalter nach dieser Seite ein Zeitalter der Barbarei gewesen sei, dieses Vorurtheil ist längst beseitigt. Doch sind freilich die philosophischen Bestrebungen dieser Periode, die man unter dem Namen der Scholastik zusammenzufassen pflegt, weil sie von einer allen Völkern gemeinsamen Schule ausgingen und in derselben fremden Sprache betrieben wurden, insofern in wissenschaftlicher Beziehung gebundener als die der späteren Epochen, weil sie die Kirche und ihre Lehre zur unerläßlichen Voraussetzung hatten.

Die ganze Richtung der Zeit wies die nach höherer Wissenschaft Strebenden fast einzig und allein auf Religion und Theologie hin, deren Grundlagen das Kirchenthum unabänderlich festgestellt hatte. Es blieb also dem speculativen Sinne nichts übrig, als der Versuch, die Ergebnisse seiner Forschung mit der Offenbarung, wie die Lehren derselben von der Kirche gefaßt und bestimmt wurden, in Einklang zu bringen und auf diese Verbindung sein Gebäude zu errichten. Indem aber die Scholastik von unveränderlichen Sätzen ausging, späterhin auch sich an das für unbestreitbar geachtete Ansehen des Aristoteles band, wurde sie eine Mischung von Glauben an feste, alle weitere Auflösung verbietende Bestandtheile, und von alles auseinanderlegender und nach allen Seiten wieder frei verknüpfender Reflexion und streng aufbauender Schlußfolge, von Beharrlichkeit bei festen Ausgangspunkten und von den mannichfachsten Abweichungen in der Entwickelung derselben; eine Weise des

Philosophirens, welche zwar Vielen wunderbar vorgekommen ist, aber ungeachtet ihrer Einseitigkeiten, ihrer Lücken und Mängel, doch einen großen Reichthum an befruchtenden Gedanken erzeugte, und durch den redlichen Ernst des Strebens, wie durch den nie ermüdenden Scharfsinn in der Erforschung eine nachhaltige Einwirkung auf die Folgezeit geübt hat.

Die lateinische Sprache, deren sich die Scholastiker ausschließlich bedienten, war selbst in ihrer lebendigen Blüthe, zur Bezeichnung philosophischer Begriffe nicht sehr tauglich gewesen. Deshalb sah man sich genöthigt bis an ihre Wurzel zu greifen und, zum größten Nutzen aller neulateinischen Sprachen, die dadurch einen Vorrath von Wörtern zur Bezeichnung abgezogener Begriffe erhalten haben, derselben neue Formen abzuzwingen, welche aber den Verehrern der klassischen Werke Rom's nur als Ausartungen und geschmacklose Barbarei erschienen sind. Solcher Maßstab mußte den Scholastikern fremd bleiben. Sie waren nur bemüht, die Sprachbezeichnung so zu vervielfältigen, wie es die sich überbietende Abstraction erforderte. Der Stil ging vollkommen zu Grunde in den blos logischen Formen von Sätzen und Gegensätzen, Beweisen und Widerlegungen, die in langen Schlußreihen ausgesprochen wurden. Daher ist auch an keine lebendige Eigenthümlichkeit dieser Schriftsteller zu denken, sondern alle sehen sich in der Darstellung gleich und unterscheiden sich nur durch den höher getriebenen Grad der Spitzfindigkeit und der Abgezogenheit, haben aber selbst in ihrer unklassischen Art, für das Gedachte die entsprechende Form zu finden, auf die Vervollkommnung und Bereicherung der Volkssprachen Einfluß geübt.

Es ist früher bei der Darstellung des Christenthums und seiner Ausbildung im römischen Reiche bemerkt worden, wie die Theologie von den Kirchenvätern auf philosophische Weise behandelt, und so eine Verbindung der Philosophie mit der Religion herbeigeführt wurde. Bald nach der Zeit Karl's des Großen philosophirte Johannes Scotus Erigena (Thl. V. S. 222) in diesem Sinne. Er schrieb gegen den Abt des Klosters von Corvey, Paschasius Radbertus, der zuerst die Lehre aufgestellt hatte, daß Brot und Wein im Abendmahl unmittelbar durch die Consecration des Priesters in den Leib und das Blut Christi verwandelt würden. Dennoch wurde diese sinnliche Auffassung zur Lehre der Kirche erhoben. Denselben Streit nahmen nach den bösen und verwirrten Zeiten der Carolinger, als im eilften Jahrhundert das geistige Leben sich wieder zu heben begann, zwei Männer von Neuem vor. Es waren Berengar (gest. 1088), Lehrer an der Stiftsschule seiner Vaterstadt Tours, und Lanfrancus aus Pavia, zuletzt Erzbischof von Canterbury

(geb. 1005, gest. 1089; Thl. VI. S. 42). Mehrere Schriften wurden gewechselt, in denen Lanfrancus, welcher die Kirchenlehre vertheidigte, sich insbesondere dialektischer Gründe bediente, um seinen Gegner zu widerlegen. Berengar wurde zu wiederholtem Widerruf von Seiten der kirchlichen Gewalt gezwungen. Als der eigentliche Begründer der Richtung aber, Glaubenslehren auf dem Wege des Gedankens zu beweisen, ist erst des Lanfrancus Schüler und Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury, Anselmus von Aosta (gest. 1109) anzusehen. Er sagt in seiner Abhandlung von der Menschwerdung Gottes (cur deus homo), es scheine ihm eine Nachlässigkeit zu sein, wenn man im Glauben fest sei, nicht auch zu streben, das was wir glauben zu begreifen. Durch den Glauben muß der Christ zur Vernunft fortgehen, nicht aber von der Vernunft zum Glauben kommen. Noch weniger darf er, wenn er nicht erkennen kann, den Glauben verlassen, vielmehr muß er dann verehren und bei der Lehre der Kirche bleiben.

Ein rascherer Aufschwung dieser Philosophie begann, als Johann Roscelin aus der Bretagne, Canonicus zu Compiegne (um 1100), mit der Lehre auftrat*), daß die allgemeinen Begriffe keine Wirklichkeit hätten, und daß nur das Individuelle, nach dem scholastischen Ausdruck die Häcceitas, das Wahre sei, aus dem dann unser Verstand die Begriffe erst abstrahire. Dieser Behauptung stellte sich Wilhelm von Champeaux, Archidiaconus und Lehrer der Rhetorik und Theologie an der Kathedralschule zu Paris, entgegen, und behauptete nach Anselm's Vorgang die Realität der Gattungsbegriffe. So entstanden die Schulen der Nominalisten und Realisten, die einander mit großer Heftigkeit bekämpften. Frankreich, und vorzüglich der nördliche Theil desselben, war der Sitz dieser wissenschaftlichen Bemühungen, indem hier eine Reihe scharfsinniger und durch dialektische Gewandtheit ausgezeichneter Männer hintereinander auftrat. Der berühmteste unter ihnen ist Peter Abälard.

Abälard war im Jahre 1079 in einem Flecken unweit Nantes geboren und vereinigte mit der schönsten männlichen Gestalt einen eindringenden Verstand, unersättliche Wißbegierde, heftige Leidenschaftlichkeit und den empfindlichsten Ehrgeiz. Sein Vater war ein wackerer Ritter und Kriegsmann. Um sich ganz den Wissenschaften widmen zu können, opferte Peter die Rechte der Erstgeburt den jüngeren Brüdern auf. Das

*) Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande. 1861. Thl. II. S. 80 fg. weist nach, daß der Standpunkt des Roscelin kein neuer war; die Keime zu den jetzt entstehenden Gegensätzen finden sich, nach ihm, schon bei Scotus Erigena vor.

Studium der Logik unter Roscelin gewährte ihm am meisten Befriedigung, und bedeutende Fortschritte machten ihn bald so kühn, daß er den Wanderstab ergriff, um als fahrender Schüler berühmte Männer zu hören und dialektische Wettkämpfe zu suchen. So kam er auch nach Paris, hörte Wilhelm's von Champeaux Vorträge und wurde anfangs freundlich von ihm aufgenommen. Bald aber entzweiten sich beide Männer, da Abälard mit den Grundzügen einer neuen Ansicht hervortrat, welche sich gegen die Lehre der Nominalisten sowohl als die der Realisten wandte, die Einseitigkeit beider aufzeigte und bemüht war, die Identität des Einzelnen mit dem Allgemeinen, des Individuellen mit dem Gattungsbegriffe geltend zu machen. Abälard behauptete: das Allgemeine existire zwar, wohne aber jedem Individuum auf eine besondere endliche, nicht unendliche Weise bei, wogegen Wilhelm fest auf seiner Meinung beharrte, der Begriff sei wesentlich in allen Individuen, und diese seien nicht wesentlich verschieden. Abälard siegte in mehreren Disputationen, und erhielt trotz seiner Jugend und kurzen Studienzeit einen ungemein großen Zulauf von Schülern, so daß er selbst, erst zu Melun, dann zu Corbeil eine eigene Schule anlegen konnte, während Champeaux's Hörsäle leer standen.

Als er sich späterhin wieder in Paris aufhielt, wählte ihn ein alter Domherr, Fulbert, in dessen Hause er wohnte, zum Lehrer seiner achtzehnjährigen schönen Nichte, Heloise, eines Mädchens von den vortrefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Abälard hatte nur kurze Zeit diesen Unterricht ertheilt, als die großen glänzenden Eigenschaften seines Geistes des Mädchens innigste Bewunderung und Verehrung erweckten. Sie sah in ihm den vollkommensten Mann, wie er in ihr das edelste weibliche Wesen verehrte. Er besang seine Heloise in Minneliedern, die er freilich nachher selbst unterdrückte. Die Einsamkeit der Lehrstunden, die bald nur zum Vorwande verliebter Zusammenkünfte dienten, lockte verführerisch, und nach einiger Zeit fühlte Heloise die Folgen ihres Fehltritts. Abälard entführte sie und brachte sie zu seiner Schwester, wo sie mit einem Knaben niederkam. Fulbert wüthete vor Zorn, indeß besänftigte ihn Abälard einiger Maßen, indem er Heloise insgeheim heirathete. Als er sie aber bald darauf in das Nonnenkloster zu Argenteuil brachte, um sie den Mißhandlungen des Oheims zu entziehen, hielt Fulbert dies für einen neuen Schimpf. Er sann auf schreckliche Rache und ließ den unglücklichen Abälard in einer Nacht auf seinem Zimmer überfallen und entmannen. Ergriffen von Scham und tiefer Betrübniß ward Abälard Mönch und ging in das Kloster St. Denys. Die abgelegene Zelle,

welche er hier bewohnte, konnte den zahllosen Schwarm von Schülern nicht fassen, die nach wie vor seinen Unterricht begehrten. Dies bereitete ihm neue Leiden, indem der Neid erwachte und ihn mit aller Heftigkeit verfolgte. Er hatte um diese Zeit zum Behufe seiner Vorlesungen eine Philosophie der Dreieinigkeit, die er Einleitung in die Theologie nannte, geschrieben; diese griffen seine Feinde an und behaupteten, sie enthalte ketzerische Lehren. Abälard wurde vor eine im Jahre 1121 zu Soissons gehaltene Synode gefordert, dort genöthigt, selbst sein Buch ins Feuer zu werfen, und zur Einsperrung verurtheilt. Man hatte ihm keine Vertheidigung gestattet, weil die Bischöfe seine Ueberlegenheit und Gewandtheit im Disputiren fürchteten. Aber der Unterdrückte fand bald desto mehr Freunde, und seine beschämten Gegner mußten ihm erlauben, wieder nach St. Denys zurückzukehren. Hier zog ihm jedoch seine Freimüthigkeit und der laute Tadel, mit welchem er das weltliche Treiben der Mönche verfolgte, neue Verfolgungen zu; endlich erhielt er die Erlaubniß, das Kloster zu verlassen. Nur von einem einzigen treuen Gefährten begleitet, eilte er den dunkeln Wäldern von Champagne zu, um hier eine Ruhestätte aufzusuchen. Auf dieser Irrfahrt erinnerte er sich eines angenehmen, ehemals von ihm bemerkten Thales, durch welches ein kleiner Fluß rann, unweit Nogent an der Seine. Er fand es, blieb die erste Nacht mit seinem Begleiter unter einem Baume; am Morgen machte er Anstalt, sich in der einsamen, wilden Gegend anzubauen. Er flocht sich eine Hütte von Baumästen, und führte in derselben einige Zeit ein Einsiedlerleben. Aber kaum hatten seine Schüler seinen neuen Aufenthalt ausgespäht, so wallfahrteten sie auch schon wie ehemals zu Hunderten zu ihm, und er mußte ihnen Vorlesungen unter den Bäumen halten. Sie richteten sich eine Menge Hütten in der Nähe der seinigen auf, schossen dann Geld zusammen und baueten ihm ein größeres Gebäude, das er mit einem griechischen Worte Paraklet, den Tröster, nannte.

Heloise lebte indeß als Aebtissin in dem Kloster Argenteuil. Als sie dieses nach einiger Zeit mit ihren Nonnen verlassen mußte, weil der Abt Süger von St. Denys diese Frauenabtei, welche von seinem Kloster abhängig war, einzog und deren Güter dem heiligen Dionysius einverleibte, eröffnete ihr ein Zufall den glücklichsten Zufluchtsort, den sie sich wünschen konnte. Die Mönche von St. Gildas in der Bretagne, einem Kloster in der Nähe von Abälard's Geburtsort, wählten Abälard zu ihrem Abte, und er nahm die Einladung an. An seiner Stelle zog nun Heloise in den verlassenen Paraklet als Aebtissin, und ihr unglücklicher Gatte übernahm selbst das Geschäft, sie feierlich einzuführen. Die Arme

liebte ihn noch immer mit der zärtlichsten Treue, sie richtete ihn oft durch die rührendsten Briefe auf; alle Widerwärtigkeiten, die er erfuhr, verwundeten ihre innerste Seele; ihr ganzes Sinnen war nur auf seine Beruhigung gerichtet*).

Abälard hatte seinen Paraklet verlassen, weil die große Wirksamkeit, die er dort übte, seine Gegner von neuem erweckte. Zu diesen hatte sich jetzt ein Mann gesellt, den nicht kleinlicher Neid in Bewegung setzte, der aber eben darum Abälard furchtbarer wurde als die Uebrigen, der heilige Bernhard. Gegen das neu erwachte Studium der Philosophie und deren Verwendung für die Theologie hatte sich bereits eine andere Partei erhoben, welche diese philosophische Stütze ablehnte, weil sie von solchen Bestrebungen für die Grundlage des Glaubens eher Erschütterung als Befestigung erwartete. Wie damals Abälard das Licht jener philosophirenden Theologen war, so wurde der heilige Bernhard seiner ganzen Geistesrichtung gemäß das Haupt dieser zweiten Partei. Auf einer zahlreichen Synode zu Sens (1140) legte Bernhard Stellen aus Abälard's neuen Schriften der „christlichen Theologie" und der „Ethik" vor, die er für ketzerisch erklärte, und als Abälard schwieg, verdammte die Kirchenversammlung jene Sätze. Abälard appellirte an den Papst, aber Innocenz II., bei dem Bernhard, wie wir wissen, sehr viel galt,

*) Von der Inbrunst und Stärke ihrer Leidenschaft, welche das Verhältniß Abälard's und Heloisens zu einem besonders hervorstechenden Bilde romantischer Liebe und Hingebung gemacht haben, mögen nur folgende Stellen aus ihren Briefen nach St. Gildas Zeugniß geben. Die Ueberschrift des ersten lautet: Domino suo, imo patri; conjugi suo, imo fratri; ancilla sua imo filia; ipsius uxor, imo soror, Abaelardo Heloissa. Dann heißt es weiter unten: Nihil unquam, Deus scit, in te nisi te requisivi, te pure non tua concupiscens. Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates aut voluntates, sed tuas sicut ipse nosti adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum, aut si non indigneris, concubinae vel scorti, ut quo me pro te amplius humiliarem, ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem...... Deum testem invoco, si me Augustus universo praesidens mundo matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, carius mihi et dignius videretur tua dici meretrix, quam illius imperatrix. Und in einem andern Briefe: In omni Deus scit vitae meae statu, te magis adhuc offendere quam Deum vereor: tibi placere amplius, quam ipsi appeto. Tua me ad religionis habitum jussio, non divina traxit dilectio. P. Abaelardi et Heloisae opp. ed. Par. p. 41, 45, 60.

bestätigte den Ausspruch des Conciliums und sprach den Bann über alle Anhänger jener Lehren aus. Glücklicherweise war schon Friede zwischen den Gegnern geschlossen, als dieses Urtheil des Papstes nach Frankreich kam. Der entkräftete Abälard war nämlich auf seiner Reise nach Rom nur bis Cluny gekommen; er wünschte, der Streitigkeiten und der Stürme seines unruhigen Lebens müde, eine Ruhestätte für seine letzten Tage und diese verlieh ihm der Abt jenes Klosters, Peter der Ehrwürdige, ein menschenfreundlicher Mann, der die Wissenschaften schätzte, und Abälard's große Fähigkeiten und Kenntnisse zum Unterricht seiner Mönche zu benutzen gedachte. Durch diesen trefflichen Geistlichen wurde Abälard mit dem heiligen Bernhard versöhnt, vom Papste losgesprochen, und hatte endlich einen Ort gefunden, wo er die letzten Jahre seines Lebens, unter Andacht, ruhigem Studiren und dem Unterricht der übrigen Mönche zubringen konnte. Da er erkrankte, schickte ihn Peter nach dem Kloster St. Marcell bei Chalons, wo er von der reinern Luft noch Hülfe für ihn hoffte; aber er starb daselbst, den 21. April 1142. Seinem Wunsche gemäß ward er im Paraklet bestattet. Heloise überlebte ihn noch einundzwanzig Jahre, allgemein verehrt und geliebt. Sie starb den 17. Mai 1163, und ward neben ihrem Abälard in die Gruft gesenkt.

Der große Einfluß, welchen Abälard's geistreiche Ansichten auf die unglaubliche Anzahl von Schülern, die aus allen Ländern Europa's ihm zugeströmt waren, ausgeübt hatten, erhöhte und verbreitete den Eifer für philosophische Studien in hohem Grade. In seinen Werken hatte er zuerst auf eine umfassende Weise alle Punkte berührt, mit denen sich die Erkenntniß zunächst beschäftigen mußte. Ein neues Element, welches bald darauf von außen her hinzugebracht wurde, trug zur Feststellung der Methode und systematischen Behandlung, so wie zur Bereicherung und Vertiefung des Inhalts wesentlich bei. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts besuchten, in Folge der durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Vertrautheit mit morgenländischen Sitten und Leben, häufiger als es bisher geschehen war, Abendländer die Schulen der gelehrten Araber in Spanien, wo außer der Medicin und Chemie, insbesondere das Studium der Aristotelischen Philosophie blühte (Thl. V. S. 185). Von hier aus brachten sie die nähere Kenntniß und die Schriften jenes großen Denkers in arabischer Sprache mit, von denen bisher nur eine, das Organon, in der mangelhaften lateinischen Uebertragung des Boethius (Thl. V. S. 13) bekannt gewesen war. Nach der Eroberung von Constantinopel durch die Lateiner wurden auch die griechischen Originale des Aristoteles zugänglicher, und Kaiser Friedrich II. so wie Manfred

sorgten anderer Seits eifrig für Uebersetzungen seiner Werke aus dem Arabischen. Die Früchte dieser neuen Anregung zeigten sich in drei Männern, die in verschiedenen Ländern lehrten, aber von ganz Europa bewundert wurden.

Der erste ist Albertus Magnus, aus dem Geschlechte der Vögte von Bollstadt, geboren zu Lauingen in Schwaben um 1193. Nachdem er in Padua studirt hatte, trat er in den Dominicanerorden, besuchte Paris, war eine Zeit lang Ketzerprediger und lehrte dann in verschiedenen Städten Deutschland's, vornehmlich in Hildesheim, Regensburg und Köln, wo er der Schule vorgesetzt ward. Das ihm übertragene Bisthum Regensburg gab er bald wieder freiwillig auf, um sich als Mönch in seiner Zelle zu Köln allein mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Dort ist er 1280 gestorben. Seine Zeitgenossen hielten ihn für einen Zauberer; es wird berichtet, daß König Wilhelm bei einem Besuche in Köln den Klostergarten mitten im Winter voll von blühenden Bäumen und Blumen gefunden habe. In der That ist Albert einer der größten Männer des Mittelalters, der fast das ganze damalige Wissen in sich vereinigte. „Er ergänzte dasselbe durch die Richtung auf die Physik, die er von den Arabern, welche auf Aristoteles weiter gebaut hatten, entlehnte und im Abendlande glänzend einführte, ohne darum Dialektik und Theologie zu vernachlässigen; die Richtung auf die Ethik, die ursprüngliche und charaktergebende Richtung des christlichen Abendlandes, war auch in ihm überall die Siegerin."

Des Albertus Ruhm überstrahlte noch sein großer Schüler und Ordensgenosse Thomas von Aquino, obwohl dieser an umfassender Gelehrsamkeit jenem weit nachstand. Er war ein Neapolitaner, aus einem edlen Geschlechte. Weder Gewalt noch Ueberredung von Seiten seiner Aeltern konnten ihn von den Studien abhalten. Nachdem er in Paris 1255 die Doctorwürde erhalten hatte, trat er fast in allen angesehenen Städten Italien's als Lehrer auf. Er versammelte eine Menge ausgezeichneter Schüler um sich, welche sich nach ihm Thomisten, ihn selbst aber den engelgleichen Lehrer (Doctor angelicus) nannten. Seine Auffassung der Dogmatik wurde zur Norm und Glaubensregel des Dominicanerordens erhoben und eifrig gegen die Angriffe anderer Theologen vertheidigt. Etwas Aehnliches wie Thomas für seinen Orden, bewirkte dessen Gegner Johann Duns Scotus mit dem Beinamen Doctor subtilis für die Franziscaner. Derselbe stammte, wie gemeinhin angenommen wird, aus Dunstan in Northumberland (geb. 1276, gest. 1308), und lehrte zu Oxford und zu Paris. Beide Männer waren

Realisten, wichen aber dennoch in vielen Punkten von einander ab. Die Scotisten sagten von ihrem Lehrer: er habe die Mysterien des Glaubens so erkannt, daß er sie fast nicht geglaubt habe. Er hat in der That die scholastische Methode zu argumentiren auf ihren höchsten Gipfel gehoben, aber damit zugleich ihren Mangel, welcher über dem Scharfsinn und der Consequenz der äußeren und formellen logischen Entwickelung den Inhalt der Sache ganz hintansetzt und vernachlässigt, entschieden herausgestellt. „Hätte er zu der Zeit des heiligen Bernhard gelebt, so würde er dem Schicksal Abälard's schwerlich entgangen sein.“ Die schriftstellerische Fruchtbarkeit beider Männer war nicht gering. Die Werke des Erstern sind in achtzehn, die des Zweiten in vierzehn Folianten gesammelt, ohne das was ungedruckt geblieben ist.

Der Dritte der Koryphäen ist der Engländer Roger Baco (geb. 1214, gest. 1294), ein Franziscanermönch. Nachdem er zu Paris den Doctorgrad erworben hatte, eröffnete er zu Oxford Vorlesungen. Bedeutende Erfindungen, wozu ihm Scharfsinn und freier Blick verhalfen, zogen ihm ebenfalls den Ruf eines Zauberers zu, den Ansichten jener Zeit gemäß, die weder das Verhältniß Gottes, noch das der menschlichen Vernunft zur Natur in ihrem wahren Lichte erkannte. Indem er, ohne die Speculation gering zu schätzen, neben ihr noch einen andern Weg, zur Kenntniß zu gelangen, annahm, den der Beobachtung und des Experimentes, leitete er seine Zeitgenossen auf die sogenannten Erfahrungswissenschaften, um die er sich durch Erfindungen in der Optik und Mechanik, im Messen und Berechnen große Verdienste erworben hat. Er wurde heftig verfolgt, woran freilich Neid eben so viel Schuld hatte als Aberglauben, und endlich sogar in das Gefängniß geworfen, aus dem er erst nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode, befreit wurde. Wie es nicht selten geschieht, waren es weniger seine alchymistischen und astrologischen Irrthümer, denen er sein hartes Schicksal zu verdanken hatte, als der Freimuth, womit er den falschen Auctoritätsglauben angriff.

Im Gegensatz zu jener scharfen Ausbildung der Formen des Verstandes in der Scholastik entfaltete sich das Gefühl zu einem Mysticismus, der auf die stetige und unablässige Gemeinschaft des Menschen mit Gott drang. Beide Richtungen lagen in dem Wesen der christlichen Religion, die zunächst auf den Friedenszustand der Seele durch die ewige Versöhnung hinweisend, allerdings eher und allgemeiner mit der Tiefe der Empfindungen als mit der Schärfe des Begriffs aufgefaßt werden will. Wie die Scholastik durch den Aristoteles, so wurde die Mystik durch die Platonische Philosophie gefördert. Die ersten bestimmteren Spuren

dieser Anschauungsweise, welche die Abgeschlossenheit des Mönchthums von außen her unterstützte, finden sich in Bernhard von Clairveaux, wie wir dies schon angedeutet haben (Thl. VI. S. 100). In seiner Schrift de consideratione setzte er die verschiedenen Stufen auseinander, auf welchen sich die Seele immer reiner und heiliger zu dem Höchsten emporhebt. Als Wilhelm von Champeaux dem kecken Disputirgeiste Abälard's weichen mußte, wandte er sich von der dialektischen Beschäftigung ab und stiftete in der Nähe von Paris die gottseliger Beschaulichkeit und praktischer Frömmigkeit geweihte Schule von St. Victor. Hier folgte ihm Hugo aus dem Geschlecht der Grafen von Blankenburg (geb. 1097, gest. 1141), bei einfacher, gottergebener Gesinnung, ein Mann von großen Kenntnissen und tiefem wissenschaftlichen Blick. Er wurde der Begründer der speculativen Mystik, und suchte die Richtung des heiligen Bernhard mit der Scholastik in Einklang zu bringen. Drei Wege unterschied er, um sich in Gott zu versenken: den des Fleisches, der Vernunft und des Geistes. Sein Schüler Richard von St. Victor (gest. 1173) schloß sich dieser Lehre an, setzte aber sechs Stufen des Emporsteigens zu Gott. Auf der ersten ahnen wir durch die Sinneswahrnehmung die Weisheit und Macht des Schöpfers, auf der zweiten grübelt der Verstand über Grund und Zweck der Welt, auf der dritten erhebt sich die Vernunft mit Hülfe der Phantasie zu dem Uebersinnlichen, auf der vierten will die Vernunft durch eigene Kraft das Wesen des Ewigen ergreifen; aber das eifrige Bemühen bleibt vergebens bis ihr auf der fünften Stufe die Offenbarung entgegenstrahlt, und auf der sechsten, vom göttlichen Lichte erhellt, unser Geist alle Geheimnisse der Gottheit empfindet. In ähnlicher Weise lehrte Johann Bonaventura, genannt Doctor seraphicus (geb. 1221, gest. 1274), in seinem Itinerarium mentis in deum. Er stieg im Franziscanerorden bis zum General, dann auch zum Cardinal empor. Der deutsche Sinn neigte vorzüglich zu dieser Richtung hin, und die Verehrer derselben nannten sich in der spätern Zeit die „Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit." Einer der merkwürdigsten dieser Männer ist der Dominicanermönch Johann Tauler aus Strasburg oder Köln (geb. 1294, gest. 1361), der durch seine begeisterten Predigten seine Zeitgenossen und spätere Geschlechter erbaut hat. Von Gott und seiner Anschauung sagte er: Gott hat kein Bildniß seiner selbst, du mußt mit reinen Sinnen dich erschwingen, über dich selbst und alle Creatur in die verborgene stille Finsterniß, auf daß du kommst in eine Erkenntniß des unbekannten Gottes. Diese stille Finsterniß ist aber ein Licht, das keine erschaffene Verständniß zu erreichen vermag; in ihr

wird der Geist geführt über sich selbst hinaus und all sein Verstehen. In ihr verliert der Geist sich selbst, daß er in den göttlichen Abgrund versunken nichts weiß, nichts schaut und nichts empfindet, als den lauteren Gott. Aber nur in der Darbung von zeitlichen Dingen wird der Mensch solcher Erhebung fähig, denn in der Krankheit leiblicher Kraft erstehet dem Menschen eine geistliche Lauterkeit, und in dieser ein klares Licht, und der heilige Geist macht das Licht brennend und zieht die Seele in alle Wahrheit.

## 41. Die Universitäten.

Das erneute wissenschaftliche Leben des Abendlandes fand in dieser Zeit seine Zusammenfassung, lebendige Wechselwirkung und kräftige Beförderung in den Universitäten. An Schulen hatte es, wie aus dem Laufe unserer Erzählung erhellt, nie ganz gefehlt, aber erst die Vermehrung der Unterrichtsgegenstände, die Erweiterung ihres Umfangs und ihres Inhalts, so wie die größere Anzahl der sich solcher Beschäftigung widmenden Männer, gab zum Emporkommen höherer wissenschaftlicher Anstalten Anlaß und Gelegenheit. Die ältesten hohen Schulen gingen nicht von Stiftungen der Fürsten oder Stadtobrigkeiten aus*), sondern bildeten sich von selbst, durch das Auftreten eines oder mehrerer berühmten Lehrer an einer ältern Schule. Dies lockte Lernbegierige in größerer Menge herbei, und aus solchen einmal geknüpften Verhältnissen gingen dann ganze Reihenfolgen von Lehrern hervor, die anderer Seits wiederum einen fortdauernden Zulauf von Schülern veranlaßten. Es war das Zeitalter der Corporationen, und nichts natürlicher, als daß auch die des Lehrens und Studirens wegen an einem Orte Versammelten eine Innung bildeten, wie Geistliche, Ritter und Handwerker, und besondere Gesetze und Verfassungsregeln erhielten. In jenen Jahrhunderten, wo Bücher noch wenig verbreitet und schwer zu erlangen waren, wo daher mündlicher Unterricht beinahe der einzig mögliche Weg war, zu umfassenden Kenntnissen zu gelangen, waren Einfluß und Wirksamkeit der Universitäten noch viel größer als heut zu Tage, und ihr Ruhm leuchtete um so höher und heller, je geringer ihre Anzahl war. Man studirte weit

*) v. Savigny's treffliche Darstellung in der Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. Cap. XXI.

länger als jetzt, viele der Lernenden standen durch ihr reiferes Alter, ihren Rang, ihre Aemter und Würden in weit größerm Ansehn, als die Studenten unserer Tage.

Die drei Universitäten, welche am frühesten blühten, waren Salerno für Arzneikunde, Paris für Theologie und Philosophie, und Bologna für Rechtswissenschaft. Denn zuerst lehrte man an diesen Orten nur einzelne Wissenschaften oder einen bestimmten Kreis von Disciplinen, erst später kamen die übrigen Lehrgegenstände hinzu. Daher auch der Name Universitas nicht auf die Gesammtheit der Wissenschaften zu beziehen ist, sondern auf die Gemeinschaft der mit derselben Beschäftigten. Auch der in jenen Jahrhunderten gebräuchliche Ausdruck studium generale geht nur auf die ausgedehnte Bestimmung und Wirksamkeit der hohen Schulen. Salerno erhielt seine Verfassung durch König Roger II. von Sicilien; die beiden anderen genannten Universitäten aber sind für die allgemeine Culturgeschichte ungleich wichtiger, weil sie den zahlreichen späteren hohen Schulen als Vorbild gedient haben, welches bei Salerno nicht der Fall ist. Paris wurde das Muster für England und Deutschland, während sich fast alle übrige Universitäten in Frankreich so wie die italienischen und spanischen nach Bologna bildeten.

Der Anfang der Universität von Bologna kann so wenig als der der beiden übrigen mit Genauigkeit und nach der Jahreszahl bestimmt werden. Das römische Recht war in Italien zu keiner Zeit völlig erloschen, es wurde in Gerichten angewendet, in Schriften bearbeitet und mündlich gelehrt; aber die Kenntniß und Anwendung desselben waren dürftig, bis die Cultur, der Wohlstand, die Macht, die republikanische Gestaltung, zu welchen die lombardischen Städte im zwölften Jahrhunderte emporwuchsen, auch ein ausgebildetes bürgerliches Recht erforderten, und daher ein gründlicheres, lebendigeres Studium der römischen Jurisprudenz hervorriefen. Dieses fand zu Bologna seine Hauptstätte*).

---

*) Neben dem römischen Rechte wurde auch das canonische oder kirchliche ein vorzüglicher Lehrgegenstand der hohen Schulen. Der neu erwachte große Eifer für die Rechtswissenschaft regte den Camaldulensermönch Gratian zur Bearbeitung eines Systems des geistlichen Rechts an, welches er um das Jahr 1160 in einer Sammlung von Kirchenschlüssen und päpstlichen Verfügungen aufstellte. Das Decret Gratian's (so wurde es genannt) erhielt außerordentlichen Beifall, und wurde als Rechtsquelle betrachtet. Da aber die Decretalen der Päpste sich seit dieser Zeit außerordentlich häuften, so entstanden wieder mehrere Sammlungen derselben, bis Gregor IX. durch den Dominicaner Raimund von Pennaforte eine neue in fünf Bücher getheilte verfertigen ließ, die er als die völlig

Der erste berühmte Lehrer, welcher der dortigen Rechtsschule ihren großen Schwung gab, war Irnerius (gest. um 1140); Kaiser Friedrich I. ertheilte ihr 1158 auf dem roncalischen Reichstage die ersten Privilegien, durch welche die Schüler in besondern Schutz genommen, und ihnen ein eigener Gerichtsstand bewilligt wurde. Ueberhaupt begünstigte dieselben die weltliche und geistliche Obrigkeit hier so wie auf anderen Universitäten so viel als irgend möglich. Sie waren frei von bürgerlichen Lasten, und obschon sie dadurch, daß man sie zu den Geistlichen zählte, mancher härtern weltlichen Strafe entgingen, so drangen doch selbst die Päpste darauf, daß man auch die Kirchengesetze nicht sogleich streng gegen sie anwenden solle*). Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azzo, der um das Jahr 1200 blühte, waren in Bologna zehntausend Studirende aus allen Ländern. Die Schüler waren es, die hier die eigentliche Corporation bildeten und aus ihrer Mitte die Häupter der Genossenschaft wählten. Man wird diese Einrichtung weniger seltsam finden, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der damaligen Studirenden eben aus Männern bestand, welche Güter, Einkünfte und Würden besaßen, und nur aus Liebe zur Wissenschaft das ferne Bologna aufsuchten, daher große Begünstigungen erwarteten und verdienten. Noch ehe die übrigen Facultäten in Bologna auftraten und abgesonderte Corporationen bildeten, theilten sich die dortigen Scholaren in zwei Hauptkörper oder Universitates nach dem Vaterlande, nämlich in Citramontaner und Ultramontaner. Jene bestanden wieder aus siebzehn Nationen, diese aus achtzehn. Der erste Beamte der Universität war der Rector. Um zu dieser Würde zu gelangen, mußte man Scholar sein (doch kommen auch Professoren als Rectoren vor), unverheirathet, fünfundzwanzig Jahre alt, nicht Klostergeistlicher, und wenigstens fünf Jahre auf eigne Kosten die Rechtswissenschaft studirt haben. Der Rector wurde jährlich neu gewählt, und sollte im Range, mit Ausnahme des Bischofs von Bologna, allen Bischöfen und Erzbischöfen vorangehen. Anfänglich bezeichnete man die Lehrer mit dem Namen Doctor, ohne darunter eine besondere Würde zu verstehen, erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts scheint der Name und die Würde eines Doctors besonders verliehen worden zu sein. Die sich dazu meldenden Candidaten wurden geprüft, und wenn

---

authentische betrachtet wissen wollte. Daher sandte er sie 1231 den Universitäten Paris und Bologna zu, damit sie in den Vorlesungen erklärt würde, und befahl, daß in den Gerichten danach gesprochen werden sollte.

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. VI. S. 353.

sie würdig erschienen, als neue Glieder in die Reihe der Doctoren einzutreten, so erhielten sie durch diese Aufnahme (Promotion) ein unbeschränktes Recht zu lehren und an neuen Promotionen Theil zu nehmen.

Keine Universität hat ihren Ruhm so lange behauptet und einen solchen Einfluß auf Kirche und Staat geübt, als Paris. Im zwölften Jahrhundert fanden sich hier, wie schon oben (S. 35) bemerkt ist, mehrere ausgezeichnete Lehrer der Theologie und Philosophie, unter welchen Petrus Lombardus (gest. 1164), ein Schüler Abälard's, einen hohen Platz einnimmt. Seine libri sententiarum enthalten die Hauptzüge eines Systems der Theologie, welches Jahrhunderte hindurch aller Bildung in derselben zum Grunde gelegt worden ist. Durch solche Männer erlangten die an den Klöstern zu Paris schon längst bestehenden Schulen immer größern Ruf und stärkeren Zulauf, und in den letzten Decennien dieses Jahrhunderts entstand zwischen den verschiedenen Lehrern eine Vereinigung, aus welcher die spätere Universität erwuchs. Im Jahre 1206 findet sich schon eine Lehrende und Lernende umfassende Eintheilung in vier Nationen: die französische, zu welcher auch Spanier und Italiener gehörten; die englische, welche außerdem noch Deutschland, Ungarn, Polen und die nordischen Reiche begriff, und endlich die normannische und picardische, denen die Niederländer zugerechnet wurden. Eine bestimmtere Organisation und Statuten erhielt die Universität im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts. In dieser Verfassung zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz zu der von Bologna. Denn hier wurde nun die Corporation nur aus den Lehrern zusammengesetzt, diese kamen in Besitz aller Gewalt, und von den Schülern, als blos unterthänigen Mitgliedern des kleinen Staates, war dabei gar nicht die Rede. Ja so groß zeigte sich der Unterschied in der Disciplin der Scholaren, daß Ruthenstreiche, die dem Schuldigen in Gegenwart des Rectors auf den bloßen Rücken gegeben wurden, eine sehr gewöhnliche Strafe waren. Dennoch fehlte es weder hier noch auf anderen Universitäten an Unruhen, Händeln mit der Bürgerschaft und Auswanderungen der Studenten, und die Furcht vor solchen äußeren Nachtheilen bewirkte, daß Unruhestifter oft milder als billig bestraft wurden.

Zu den Universitäten, die in diesem Zeitraume noch entstanden, gehören in Italien: Padua, Neapel (Thl. VI. S. 205), Reggio, Rom, Treviso; in Frankreich: Montpellier, Orleans und Toulouse; in Spanien: Salamanca. In England sind Cambridge und Oxford sehr alten Ursprungs.

## 42. Spanien und Portugal.

Die christlichen Staaten der pyrenäischen Halbinsel, Castilien und Leon, Navarra, Aragonien, Barcelona, bildeten eine für sich bestehende Welt, die in ihrem Innern genugsam beschäftigt, in wenige Berührungen mit den übrigen Staaten des westlichen Europa kam. Alle Kräfte waren fortwährend auf den hartnäckigen Kampf gegen die Araber gerichtet, die gegen die Christen immer mehr in Nachtheil traten, seitdem der Ommayadenstaat in eine Menge kleiner Herrschaften zersplittert worden war. Unter den Fürsten dieser Staaten war der über das vereinigte Cordova und Sevilla regierende König der mächtigste; aber auch er hatte von den Castiliern, als diese 1085 Toledo erobert hatten, Alles zu fürchten, und obschon das christliche Spanien nicht minder getheilt und oft in sich selbst zwieträchtig war, würde die arabische Herrschaft in Spanien schneller ihr Ende erreicht haben, wenn sich der Mohammedanismus nicht aus Afrika wieder erfrischt hätte.

Im Nordwesten dieses Erdtheils hauseten im elften Jahrhundert rohe arabische Stämme, fast ohne alle Kenntniß von Religion. Zu diesen kam Abdallah Ben Yasim, predigte den Islam und erweckte Lust und Muth zu Krieg und Eroberung. Er nannte diesen neuen Streiter für den Islam Morabethen oder Almoraviden*), und ernannte den Abu Bekr zu ihrem Herrscher, der die begonnenen Eroberungen fortsetzte und 1070 Marocco gründete**). Abu Bekr's Nachfolger, Jusef Ben Tasfen, ein tapferer und thätiger Fürst, der die Macht der Morabethen noch weiter ausgedehnt und höheres Ansehen erworben hatte, ward von dem Könige von Sevilla zu Hülfe gerufen. Er erschien und schlug die Christen 1086 in einer großen Schlacht bei Zalacca, aber bald wurde er nach den Besitzungen, die er geschützt, selbst lüstern, und unterwarf sich durch Gewalt und Treulosigkeit das ganze arabische Spanien. So bekamen die Feinde des christlichen Glaubens neue Stärke; doch die Christen verloren darum den Muth nicht. Die Könige von Aragonien drangen

---

*) „Morabethen, d. i. die dem Dienste Gottes sich freiwillig widmenden conföderirten Männer, oder nach einer Ableitung von dem arabischen Worte Rabita, die Klause, die eifrigen, von der Welt zurückgezogenen Bekenner des Islam." Aschbach, Geschichte Spanien's und Portugal's zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, Thl. I. S. 67.

**) Conde, Gesch. der Mauren in Spanien, deutsche Uebers. Bd. II. S. 73.

gerade damals aus ihren Gebirgen hervor, und Alfons I. erweiterte sein kleines Besitzthum durch Huesca (1096), Tudela und das besonders wichtige Saragossa (1118). Der König von Castilien und Leon, Alfons VI. (gest. 1109), wurde wie auch die übrigen christlichen Fürsten Spanien's von französischen Rittern im Kampfe gegen die Mohammedaner unterstützt, bis dann der Kriegslust und Tapferkeit jenes Adels durch die Kreuzzüge eine andere Richtung geöffnet wurde. Durch Ansehen und vielfache Dienste war damals der ausgezeichnetste unter ihnen, Heinrich Graf von Hochburgund, ein Urenkel des Capetinger's Robert. Diesem gab Alfons in dankbarer Erkenntlichkeit alle in den nördlichen Gegenden des heutigen Portugal's gemachte Eroberungen mit der Hand seiner natürlichen Tochter Therese, als ein von Castilien abhängiges Fürstenthum (1095). Als endlich Alfons VII. (1109—1157), König von Leon und Castilien, dem die Könige von Aragonien und Navarra, die Grafen von Barcelona und Toulouse huldigten, sich auf einer feierlichen Versammlung zu Leon zum Kaiser von Spanien ausrufen ließ (1135), schien er dabei den Gedanken zu haben, alle christlichen Gebiete der Halbinsel zu einem kräftigen Ganzen zu vereinigen. Aber dieses Kaiserthum war von kurzem Bestande. Schon bei Alfons' Lebzeiten begannen die Kämpfe der einzelnen Staaten unter einander von neuem; selbst sein Lehnsmann, der Graf Alfons von Portugal, Heinrich's Sohn und Nachfolger, machte sich unabhängig, nahm die Königswürde an und vermehrte dadurch nur die Verwickelung der inneren Fehden; bei seinem Tode aber (1157) theilte Alfons sogar das von ihm unmittelbar beherrschte Reich in zwei Theile: Leon, mit Asturien und Galicien, und Castilien, wozu Burgos, Biscaya und Toledo gehörten. Gegen das Ende dieser Regierung wurde der Grund zu dem geistlichen Ritterorden von St. Julian, späterhin von Alcantara genannt, gelegt, der zum Kriege gegen die Mauren bestimmt und nach dem Muster der Templer gebildet war. In der Folge entstanden im castilischen Reiche noch zwei andere ähnliche Orden zu demselben Zwecke, der von Calatrava und der von St. Jago di Compostella.

Indeß ward, dem sich stets wiederholenden Entwickelungsgange der arabischen Reiche gemäß, die Macht der Almoraviden eben so schnell zerstört, als sie entstanden war. Eine von frischem Fanatismus durchdrungene Secte, die Muahedim oder Almohaden, gegründet von einem Maroccaner, der sich für den Sendboten Mohammed's, „Mahadie“, erklärte, machte 1146 durch Eroberung von Marocco dem Reiche der Almoraviden in Afrika ein Ende. Um dieselbe Zeit gingen die Sieger

nach Spanien hinüber und begannen auch hier ihre Macht auszubreiten. Ihr Fürst Jakub Almanzor, dessen Trefflichkeit und Macht die arabischen Geschichtschreiber nicht genug preisen können*), errang 1195 über die Castilier bei Alarcos einen großen Sieg, und doch konnte die drohende Gefahr die Christen nicht dahin bringen, von ihren Zwistigkeiten zu lassen. Größere Erfolge zu erringen, kam 1210 Jakub's Nachfolger, Muhamed, mit einem Heere nach Spanien, welches mehr als fünfmal hunderttausend Streiter gezählt haben soll. Zum Glück hatten die christlichen Könige damals Friede geschlossen; das geistliche Haupt der Christenheit, der Papst Innocenz III., ermahnte dringend, diese Eintracht zu erhalten, und verstärkte die Kräfte der Spanier durch einen Kreuzzug, den er predigen ließ. So erfochten die vereinigten Könige von Castilien, Aragonien und Navarra, Alfons VIII., Peter II., Sancho VII., auf der Ebene von Tolosa jenseits der Sierra Morena, durch deren Pässe ein Schäfer ihnen einen sichern Weg gezeigt, einen der allerglänzendsten Siege (1212). Fast zweimal hunderttausend Araber blieben angeblich auf dem Schlachtfelde, und von der ganzen Masse kamen nur wenige nach Afrika zurück. Die arabischen Geschichtschreiber selbst sehen diese Schlacht als eine Hauptursache des Verfalls ihres Reiches in Spanien an**), da ihnen seit dieser Zeit fast nur der eigentliche Küstensaum im Süden blieb.

Die nächste Folge derselben war, daß, da auch in Afrika Erschütterungen folgten, die Herrschaft der Almohaden in Spanien sich auflöste. Zwar versuchte nun noch einmal ein kräftiger Mann, Aben Hud, ein Abkömmling der alten Könige von Saragossa, der sich zum Herrn von Sevilla, Granada und Murcia gemacht hatte, sich aller Mohammedanischen Staaten in Spanien zu bemächtigen und dadurch eine Kraft zu bilden, welche den immer gewaltigeren Strom der christlichen Herrschaft in ein engeres Bett zurückzudrängen vermöchte; aber die Könige von Leon und Castilien erkannten seine Absicht, und ließen ihm nicht Zeit, sie auszuführen. Bei Merida gewann Alfons IX. von Leon einen Sieg über ihn (1230), der um so glänzender war, weil die Christen gegen eine sehr überlegene Macht mit einem kleinen Haufen gefochten hatten. Von dieser Zeit an wurde die Macht der Christen immer bedeutender. Ferdinand III., der Heilige, seit 1217 durch seine Mutter König von Castilien und 1230 beim Tode seines Vaters, Alfons IX., auch von Leon,

---

*) Conde, Bd. II. S. 394.
**) Conde, Bd. II. S. 431.

vereinigte beide Reiche aufs neue und stellte die Untheilbarkeit derselben und das Recht der Erstgeburt als Grundgesetze für alle folgende Zeiten durch ein Reichsgesetz fest. Castilien und das neben ihm mächtig emporstrebende Aragonien waren jetzt die beiden Hauptstaaten des christlichen Spanien's, Navarra dagegen, welches 1234 nach dem Tode König Sancho's VII. an den Gemahl seiner Tochter und Erbin Blanca, den Grafen Theobald IV. von Champagne, kam, hatte wenig Bedeutung und Macht. Ferdinand der Heilige wendete sich gegen das mächtige Cordova, an dessen Besitz, weil es immer die Hauptstadt der arabischen Herrschaft gewesen war, bei den Mohammedanern der Glaube an die Fortdauer derselben haftete. Vergebens thaten die Einwohner den heftigsten Widerstand, Cordova mußte sich am 29. Juni 1236 den Christen ergeben, nachdem es fünfhundert und zweiundzwanzig Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen war. Die Bestürzung der Araber war außerordentlich, und bald nachher (1238) hatten sie auch den Verlust Aben Hud's zu bedauern*), den einer seiner Günstlinge verrätherisch ermorden ließ. Aben Alahmar, König von Granada, verzweifelte am Widerstande, begab sich in Ferdinand's Schutz, verpflichtete sich zu Zinszahlung und Heeresfolge, und überlieferte ihm die von den Christen hart bedrängte Stadt Jaen (1245). Ferdinand wandte nun seine Waffen gegen Sevilla. Sein Landheer rückte vor die Stadt, seine Flotte besetzte den Ausfluß des Guadalquivir. Von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht; nur erst der gänzliche Mangel an Lebensmitteln nöthigte die Belagerten nach einem sechszehnmonatlichen Widerstande zur Uebergabe (1248). Die Bewohner erhielten die gewöhnlich zugestandene Erlaubniß, mit ihren Habseligkeiten abzuziehen. Dreimal hunderttausend Mauren sollen Sevilla verlassen haben; sie gingen theils nach den noch übrigen arabischen Gebieten, theils nach Afrika. Zwei Jahre darauf unterwarf sich Ferdinand auch Xerez de la Frontera, Medina Sidonia, Cadiz und mehrere andere Plätze. Endlich wollte er durch einen Angriff auf Afrika selbst den Quell aller frischen Kräfte des Feindes verstopfen, als ihn der Tod überraschte (1252). So erstreckte sich Castilien auf dieser Seite bis an den atlantischen Ocean, während es durch die Eroberung von Murcia auch einen Zugang zum Mittelmeere erlangte.

Die Ausführung jenes Planes, die Araber in Afrika selbst anzu-

---

*) In dieses Jahr setzt Conde (Bd. III. S. 22) Aben Hud's Tod; nach Cardonne, Ferreras und Andern wurde er noch vor der Einnahme von Cordova getödtet.

greifen, überließ er seinem Sohne und Nachfolger Alfons X. Dieser Fürst, welcher den Beinamen des Weisen erhalten hat, liebte die Wissenschaften und beförderte sie durch Freigebigkeit. Er erweiterte 1254 die Freiheiten der Universität zu Salamanca, und errichtete daselbst zwei neue Lehrstühle für die Naturlehre und einen für die Musik. Die Landessprache war bereits so weit ausgebildet, daß er 1260 verordnen konnte, alle öffentliche Urkunden in derselben zu verfassen und sie in den Gerichtshöfen anzuwenden; sogar eine Uebersetzung der Bibel in das Spanische ordnete er an. Auch eine allgemeine Chronik von Spanien ließ er schreiben, von welcher uns Bruchstücke erhalten sind. Auf seine Kosten wurden ferner astronomische Tafeln verfertigt, die den Sternkundigen noch jetzt unter dem Namen der Alfonsinischen bekannt sind. Er selbst beschäftigte sich mit Musik, Dichtkunst und Sternkunde, mit Sterndeutung und Alchymie, Zweigen jener mystischen Naturlehre, die seine arabischen Nachbarn damals so sehr in Aufnahme gebracht hatten. Aber die praktische Weisheit, welche das Rechte im Leben aufzufinden und mit Sicherheit zu vollführen vermag, fehlte ihm. Seine Regierung war von einer Reihe innerer, zum Theil über seine Lebenszeit hinaus dauernder Unruhen erfüllt. Anfangs schien er den Gedanken zu dem afrikanischen Kriege mit großer Lebendigkeit zu ergreifen. Der Papst gab ihm den vierten Theil des Kirchenzehnten, er selbst vermehrte seine Schätze durch Ausprägung geringhaltiger Münzen, und ließ auch in Sevilla Schiffe bauen. Aber bald vertauschte er diesen Plan mit einem andern, der den Verhältnissen seines Reiches auf keine Weise angemessen war. Er versuchte nämlich, wie wir schon aus der deutschen Geschichte wissen, die römische Kaiserkrone zu gewinnen, stürzte aber nur, ohne seinen Zweck zu erreichen, Castilien in Verwirrung. Denn um jenes Schattenbild zu erjagen, vergeudete er nicht blos alle seine Schätze, sondern drückte auch seine Unterthanen mit Auflagen. Um der großen Theurung, welche er selbst durch die Verfälschung der Münzen hervorgerufen hatte, abzuhelfen, setzte er einen bestimmten Preis für die Lebensmittel fest, bewirkte aber dadurch nur, daß bald nichts mehr zu Markte gebracht wurde. Dies vermehrte die Unzufriedenheit, und Empörungen kamen zum Ausbruch, an deren Spitze sich sogar des Königs Brüder stellten. Aber Alfons unterdrückte sie und ließ sich nicht abhalten, seinen träumerischen Plan zu verfolgen. Als Richard gestorben war, ging er 1274 nach Frankreich, um dort mit dem Papste persönlich zusammenzukommen. Unterdeß drohten seinem Reiche neue Gefahren. Es war zu jener Zeit in Afrika die Dynastie der Meriniden gewaltig, durch welche die Macht der Almohaden

heftig erschüttert und schon dem Untergange nahe gebracht war. An den damals regierenden König aus diesem Geschlechte, Abu Jusef, wandte sich der König von Granada um Unterstützung. Abu Jusef kam mit einem großen Heere *), und die Christen wurden geschlagen. Don Sancho, Erzbischof von Toledo, Sohn des Königs von Aragonien, brachte in aller Eile Truppen zusammen, um diese Schmach zu rächen. Aber auch dies Heer ward besiegt, und Sancho selbst gefangen genommen. Bald erhob sich Streit zwischen den spanischen und afrikanischen Arabern, wer ihn behalten sollte, und schon wollten sie Kampf darüber erheben, als einer der vornehmsten Hauptleute sich dem Erzbischof näherte, und ihm mit einem Säbelhieb den Kopf spaltete, laut rufend: Allah verhüte, daß so viele tapfere Krieger um einen Hund sterben. Trotz jener glücklichen Erfolge zwang Sancho, Alfons zweiter Sohn, den Abu Jusef bald darauf zum Rückzug nach Afrika, wo dieser Marocco eroberte und dadurch der Herrschaft der Almohaden ein völliges Ende machte.

Als König Alfons von seiner Reise zurückkehrte, fand er seinen ältesten Sohn Ferdinand de la Cerda mit Hinterlassung zweier Söhne, Alfons und Ferdinand, gestorben. Dieser Todesfall wurde die Ursache langjähriger Verwirrungen für das castilische Reich; denn Sancho forderte jetzt, daß ihm mit Uebergehung seiner beiden Neffen die Thronfolge versichert werde. Der König überließ die Entscheidung der Sache einer Versammlung der Stände, deren Ausspruch zu Gunsten Sancho's ausfiel; aber die Wittwe des ältern Bruders, Blanca, eine Tochter Ludwig des Heiligen, floh zum Könige Peter III. von Aragonien, und auch der König von Frankreich, Philipp III., nahm sich der Rechte seiner Neffen an. Es war ihm um so wichtiger, dereinst verwandte Herrscher auf dem Throne Castilien's zu erblicken, weil er nur auf diese Weise einen ruhigen Besitz Navarra's erwartete, welches um diese Zeit mit Frankreich vereinigt wurde. Das Königshaus von Navarra war nämlich schon mit dem dritten Nachfolger Theobald's, Heinrich, im Jahre 1274 ausgestorben, und seine Tochter und Erbin Johanna war mit dem Sohne Philipp's III. verlobt. Indeß erhoben die Könige von Castilien und Aragonien ebenfalls Ansprüche auf die erledigte Krone, aber Philipp wußte sich schnell des Landes zu bemächtigen. Da Unterhandlungen wegen der Thronfolge in Castilien erfolglos blieben, griff der König von Frankreich auch dieses Reich an, ohne jedoch viel auszurichten. Unterdeß brachen im Schooße desselben bedenklichere Unruhen aus. König Alfons begann

*) Conde, Bd. III. S. 64.

sich seinen Enkeln zuzuneigen. Um allen üblen Folgen, welche für ihn hieraus entspringen konnten, vorzubeugen, ließ Sancho seinen Vater auf einer Versammlung der Stände für unfähig zu fernerer Regierung erklären. Von Allen verlassen nahm Alfons seine Zuflucht zu dem mächtigen Könige Abu Jusef von Marocco. Papst Martin IV. sprach über den aufrührerischen Sohn den Bann aus und Abu Jusef führte 1282 ein Heer über die Meerenge, wogegen sich Sancho mit den Mauren von Granada verband. Kummer und Gram endeten mitten unter diesen Zerrüttungen Alfonsens Leben (1284).

---

Aragonien war seit dem zwölften Jahrhundert mit verdoppelter Macht wider die Mauren aufgetreten und mit großem Erfolge. Als Alfons I., König dieses Landes, genannt el Batallador, weil er in neun und zwanzig Schlachten gesiegt hatte, beim Versuche, Fraga zu erobern, eine Niederlage erlitt, und sein Leben verlor (1134), folgte ihm sein Bruder Ramiro, damals seit 40 Jahren Geistlicher. Dem Herrschen und Kämpfen abgeneigt, legte dieser schon nach drei Jahren die Regierung nieder, und überließ sie dem Grafen Raimund IV. von Barcelona, der sich künftig mit seiner damals zweijährigen Tochter Petronella verheirathen sollte. So waren seit 1137 Aragonien und Barcelona (Catalonien) vereinigt. Graf Raimund (den Königstitel wollte er nicht führen), einer der vollkommensten Fürsten und Ritter seiner Zeit, war der Schrecken der Mauren, die er aus vierzig Orten vertrieb. Er starb 1162 und es folgte ihm sein Sohn, König Alfons II. Dieser erhielt durch den Tod seines Oheims, der die Provence beherrscht hatte, jene reichen und blühenden Landschaften und, durch das Testament des letzten Besitzers, auch die Grafschaft Roussillon. Gegen die Saracenen war er gewaltig, und für die Sicherheit in seinen Staaten wirkte er mit großem Eifer. Nach seinem Tode (1196) herrschte in Aragonien sein ältester Sohn Peter II.; der zweite, wie der Vater Alfons genannt, erhielt die Provence; der dritte Roussillon. Peter gewann in Frankreich auch die Herrschaft Montpellier; er war es, der an dem großen Siege bei Tolosa einen entschiedenen Antheil hatte. Trotz dieser Verdienste um die Christenheit und streng ergebener Gesinnung für den heiligen Stuhl, die ihn vermocht hatte, seine Königskrone aus den Händen Innocenz III. zu empfangen (oben Th. VI.), und sich wie seine Nachfolger den Statthaltern Christi zinsbar zu machen, wurde er durch seine Besitzungen im südlichen Frankreich in den Albigenserkrieg verwickelt, und fand hier, wie schon oben (Th. VI.) erzählt ist, ritterlich kämpfend in der Schlacht bei Müret

seinen Tod (1213). Ihm folgte sein damals erst fünfjähriger Sohn Jakob (Jayme) I., der in der aragonischen Geschichte den Beinamen des Eroberers führt. Nachdem er sich das Reich wider die Pläne herrschsüchtiger Verwandten mit einer für seine Jugend bewundernswerthen Klugheit und Thätigkeit gesichert hatte, begann er Krieg wider die Mauren, entriß ihnen zuerst die balearischen Inseln, und griff dann (1232) das schöne Königreich Valencia an, dessen Besitz ihn vorzüglich reizte. Auch dieser Kampf hatte guten Fortgang, mehrere feste Plätze fielen, und nun beschloß Jakob die Belagerung der Hauptstadt. Sechzigtausend Krieger führte er vor ihre Mauern und schwur, nicht eher in sein Reich zurückzukehren, bis sie erobert sei. Papst Gregor IX. ließ einen Kreuzzug predigen, und aus England und Frankreich strömten kriegslustige Haufen herbei, an diesem wichtigen Kampfe Theil zu nehmen. Valencia wurde eng eingeschlossen; als alle Außenwerke erobert waren und drinnen die Lebensmittel fehlten, mußte die Stadt sich ergeben, unter der Bedingung, daß die Einwohner mit dem, was sie tragen konnten, freien Abzug erhielten (1238). Die Stadt wurde meistens mit Cataloniern bevölkert, und dreihundert achtzig Ritter erhielten große Lehnsgüter in den Umgegenden. Funfzehn Jahre nachher war die Eroberung des ganzen Königreichs Valencia beendigt, und dem aragonischen Reiche auf allen Seiten Sicherheit vor den Angriffen der Mauren verschafft. Aber nicht blos als Eroberer glänzte König Jakob, auch als Gesetzgeber zeigte er sich trefflich. Das Gesetzbuch, welches er sammeln ließ und nach manchen Erweiterungen und Verbesserungen bestätigte, enthält so milde Bestimmungen, wie sie bei keinem andern Volke jener Zeit sich finden*). Nur Theilungen des Reiches unter seine Söhne, die er schon bei seinem Leben anordnete, riefen Unzufriedenheit, Zwietracht, Aufstände und innere Kämpfe hervor, die sich damals um so schneller verbreiteten, da die Gesetze die Fehden nur beschränkt, nicht verboten hatten. Die Städte, welche unter den Räubereien, die ein solcher Zustand hervorrief und begünstigte, am meisten litten, schlossen daher Verbindungen, wie auch in anderen Staaten um diese Zeit, um selbst für Schutz und Unterdrückung der Fehdelustigen zu sorgen. Jakob starb 1276 und hinterließ den Ruhm, den früh gefaßten Vorsatz, sein Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu widmen, auf's herrlichste erfüllt, in dreißig Schlachten, welche er geliefert, stets den Sieg behauptet, die eroberten Gebiete mit zahlreichen Kirchen geschmückt zu haben. Er war ein edler Fürst, und seine ritter=

---

*) Schmidt, Geschichte Aragonien's im Mittelalter, S. 159.

lichen Tugenden glänzten selbst in jenem davon erfüllten Zeitalter. Seine Persönlichkeit entsprach ihnen vollkommen; er war einer der schönsten Männer seiner Zeit, von kraftvollem, edlem Wuchse. Sein ältester Sohn Peter III. erhielt Aragonien mit Catalonien und Valencia, und gelangte durch die sicilianische Vesper auch in den Besitz von Sicilien; Majorca, Roussillon und Montpellier fielen an den jüngeren, Jakob.

---

Der portugiesische Staat hatte in dieser Zeit schnell seine ganze Ausdehnung gewonnen. Nachdem Heinrich als Schwiegersohn des Königs Alfons VI. von Castilien und Leon das Land zwischen dem Minho und dem Duero — von der Stadt Porto (Portus Cale) Portugal genannt — erhalten hatte, mit der Erlaubniß, Alles, was er von den Mauren gewinnen würde, dieser Grafschaft hinzuzufügen, war er unablässig thätig gegen die Ungläubigen und lieferte ihnen siebzehn Schlachten. Aber sein Nachfolger Alfons I. (seit 1112), welcher den Beinamen des Eroberers führt, that für die Erweiterung des Landes noch mehr. Ein herrlicher Sieg über die Mauren bei Ourique (1139), wo er mit kleiner Macht gegen eine vielfach überlegene zu streiten hatte, und der so groß und glänzend war, daß er nur durch die unmittelbare Mitwirkung Gottes selbst gewonnen zu sein schien, wurde Veranlassung, daß er den königlichen Titel annahm, den ihm anfangs die Könige von Castilien streitig machten, Papst Alexander III. aber gegen einen jährlichen Zins bestätigte. Im Jahre 1143 hielt Alfons einen feierlichen Reichstag zu Lamego, auf welchem die Erbfolgeordnung bestimmt und mehrere den Adel und das peinliche Recht betreffende Gesetze gegeben wurden. Mit Hülfe englischer und deutscher Kreuzfahrer aus Westphalen und Niedersachsen wurde bald darauf (1147) Lissabon den Mauren entrissen. Alfons starb 1185. Sein Nachfolger Sancho I. erhielt von seiner Bemühung, das durch Krieg, Hungersnoth und Pest entvölkerte Land wieder mit Menschen zu besetzen, den Namen des Bevölkerers. Die folgenden Könige Alfons II. und Sancho II. wurden in Streitigkeiten mit der stolzen und reichen Geistlichkeit ihres Landes verwickelt, und Sancho durch Innocenz IV. auf derselben Kirchenversammlung zu Lyon, wo dieser den Kaiser Friedrich II. demüthigte, seines Thrones entsetzt (1245). Sancho starb unter vergeblichen Versuchen, sich desselben wieder zu bemächtigen. Daher standen auch die Kämpfe gegen die Mauren still, bis dessen Nachfolger, Alfons III., der Wiederhersteller (gest. 1279), durch Eroberung Algarbien's den Umfang des Reiches vollendete.

---

## 43. Die skandinavischen Reiche.

Die Völker Skandinavien's gingen von ihrem frühern Zustande nur allmählig zu der Cultur und den Einrichtungen der südlicheren Länder über. In Schweden dauerte es noch einige Zeit, bis das Heidenthum vertilgt war, und blutige Streitigkeiten um den Thron verwirrten das Reich. Nachdem die Stenkilsche Dynastie erloschen war (1130), entstand Zwietracht zwischen den beiden Stämmen, in welche das Volk von uralten Zeiten her zerfiel, den Schweden und den Gothländern. Die Letzteren hielten sich an das Haus Swerker, die Ersteren an das Haus Bonde. Diese Geschlechter wechselten bald auf dem Throne, bald herrschten sie neben einander, bis sie sich in den fortdauernden Fehden aufrieben, und das Haus der Folkunger, dessen Ursprung sich in die Sagenzeit verliert, auf den Thron kam. Birger, der Jarl von Schweden, welcher Titel die oberste Würde des Hofes und der Regierung bezeichnet, ein kräftiger Mann jenes Geschlechtes, hatte schon zur Zeit König Erich Erichson's (1222—1250), des letzten Herrschers aus dem Hause Bonde, die höchste Gewalt in Händen gehabt. Um diese Zeit ward Finnland unterworfen und dem Christenthume zugewandt. Nach dem Tode Erichson's wurde Birger's unmündiger Sohn Waldemar auf den Thron gerufen, an dessen Stelle er das Reich mit Geschick und Einsicht verwaltete, und die Krone seinem Hause zu sichern suchte. So lange er lebte, hatte er Ruhe und Frieden aufrecht erhalten, aber nach seinem Hintritt (1266) fingen blutige Zwiste unter den Folkungern nach der vorigen Weise wieder an. Birger hatte Stockholm mit festen Mauern und hohen Thürmen umgeben, denn erst in dieser Zeit entstanden in Schweden Städte. Weder zunehmende Gewerbsthätigkeit und gesteigerte Bedürfnisse beförderten das städtische Leben, noch trieb Unsicherheit vor einem räuberischen Feinde zur Anlage von Burgen und ummauerten Plätzen. Auch hatte der Adel sich bisher in Schweden nicht wie in andern Ländern zu einem vor den übrigen Freien begünstigten Stande gebildet; diese waren deshalb nicht gezwungen, sich in Städte zu flüchten, um ihre Unabhängigkeit zu sichern. Darum ging hier das Gedeihen der Städte nicht vom Volke, sondern von der Aufmunterung und der Vorsorge der Fürsten aus. In den Handelsstädten, welche an den Küsten entstanden, saßen meist deutsche Kaufleute als Bürger, die von solcher Bedeutung waren, daß die Gemeindeverwaltung allein in ihren Händen lag. Das

größte Ansehn und den ausgebreitetsten Handel hatte die Stadt Wisby auf der Insel Gothland, wohl eine der ältesten Niederlassungen von Deutschen in dieser Gegend, mit welchen sich die Eingebornen vereinigt hatten, und neben denen sich dann, gelockt von der günstigen Lage für den Handel, Kaufleute aus allen Nationen niederließen. Merkwürdig ist das frühe Seerecht, das hier entstand, und auch an anderen Orten angenommen wurde (Waterrecht).

Die Unterwerfung und Bekehrung Finnland's, die von Jarl Birger begonnen ward, wurde am Ende des dreizehnten Jahrhunderts vollendet. Die Finnen standen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur und waren ohne alle eigentliche Staatsverbindung; es gab nur Freie und Sklaven, und für die Ersteren keine Obrigkeit; nur die Aeltesten hatten einiges Ansehen. Da ihnen die Schweden an Ordnung, Ausdauer und Art der Waffen weit überlegen waren, wurden sie ohne viele Mühe besiegt und zur Annahme der Taufe gezwungen.

Fast noch wilder und unruhiger als in Schweden ging es in Norwegen her. Auch hier waren die Zerrüttungen größten Theils Folge des Mangels fester Erb- und Thronfolge. Es erhoben sich öfter Bastarde der Könige, die ein eben so gutes Recht an den Thron zu haben behaupteten, als die ehelichen Söhne, fanden Anhänger und erregten heftige Parteikämpfe. Erst Hakon V. (seit 1217) stellte die Ruhe wieder her, und sein Sohn Magnus VII. (1263—1280), der wegen seiner Sorgfalt für die Gesetzgebung den Beinamen Lagabätter (Gesetzverbesserer) erhielt, sicherte durch einen Vertrag mit der Geistlichkeit seinem Hause die Thronfolge. Unter Hakon V. unterwarf sich auch Island den norwegischen Königen mit Vorbehalt der Regierung unter einem eigenen Jarl und seiner alten Gesetze.

Wichtiger, auch in Bezug auf Deutschland, ist die Geschichte von Dänemark während der hohenstaufischen Zeit. Nach einer langen Reihe von Familienkriegen im Hause Swen Estritson's stellte Waldemar I. (1157—1182) nicht nur im Innern des Reiches die Ruhe einigermaßen her, sondern wendete sich auch erobernd gegen die wendischen Seeräuber, welche in Mecklenburg und Pommern ihren Sitz hatten. In Verbindung mit Heinrich dem Löwen zog er wider sie zu Felde und schlug sie; er eroberte Rügen (1168) und faßte in Pommern festen Fuß; doch mußte er, wie oben erwähnt ist, die Oberlehnsherrschaft Friedrich's I. anerkennen. Auch als Gesetzgeber machte sich Waldemar um sein Volk verdient. Hier stand ihm ein trefflicher Mann zur Seite, der Bischof Axel oder Absalon von Roeskild, nachmals Erzbischof von Lund, gleich ausgezeichnet als

Staatsmann und als Beförderer der Wissenschaften. Auf Waldemar folgte sein Sohn Kanut VI., der seine Herrschaft in Mecklenburg und Pommern noch weiter ausdehnte und dem Grafen Adolf III. von Holstein seine Länder entriß. Nach ihm bestieg den Thron sein Bruder Waldemar II. der Sieger (1203), dem gleich nach seinem Regierungsantritt zu Lübeck die rügischen, pommerschen und mecklenburgischen Fürsten als König der Slaven und Herrn von Nordalbingien (Holstein) feierlich huldigten. Ja Kaiser Friedrich II. trat ihm 1214 die Länder jenseits der Elbe und Eider, die früher dem deutschen Reiche unterthänig gewesen waren, völlig ab; er hatte dabei die Absicht, Waldemar von seinem Bunde mit den Welfen in Norddeutschland abzuziehen, was ihm jedoch nicht gelang. Zunächst setzte der Däne seine Eroberungen im Osten weiter fort, und unterwarf sich Pommerellen und einen Theil der preußischen, livländischen und esthländischen Küsten. Dies war der höchste Gipfel der Macht, den Dänemark je erreichte, von dem es aber schnell herabgestürzt ward. Den Anstoß dazu gab ein Vasall Waldemar's, der Graf Heinrich von Schwerin, welcher, vom Könige beleidigt und eines großen Theils seiner Besitzungen beraubt, den verwegenen Entschluß faßte, ihn gefangen zu nehmen, um ihm alsdann nach Willkür Bedingungen vorschreiben zu können. Die That gelang am 6. Mai 1223 in der Nacht, als Waldemar mit seinem Sohne auf der Insel Lyöe unweit Fünen, von der Jagd ermüdet, ohne Wache unter Zelten schlief. Heinrich führte seine Gefangenen zuerst nach dem altmärkischen Schlosse Lenzen und später nach Dannenberg. Der Neid, den Waldemar's große Eroberungen erregt hatten, und das Streben der abhängigen Fürsten, das fremde Joch abzuschütteln, unterstützten ihn mächtig. Die Dänen ernannten zwar einen Reichsverweser in der Person des Grafen Albrecht von Orlamünde, und wandten sich an Papst und Kaiser, ihrem Könige die Freiheit auszuwirken, aber lange vergeblich. Endlich kam die Auslösung zu Stande (1225). Die Bedingungen waren hart: Waldemar mußte dem Besitze Holstein's und sämmtlicher slavischen Länder bis auf Rügen entsagen, 45,000 Mark Silber und andere Kostbarkeiten versprechen, auch einen Eid schwören, sich wegen seiner Gefangenschaft nicht rächen zu wollen. Er ließ sich zwar durch den Papst von seinem Schwure lösen und griff zu den Waffen, aber ohne glücklicheren Erfolg. In der Schlacht bei Bornhöved unweit Kiel (22. Juli 1227) standen die Grafen von Schwerin und Holstein, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker wider ihn, und schlugen ihn trotz seiner Uebermacht völlig. Die freien Bauern aus Ditmarschen, die die dänische Herrschaft

haßten und wieder unter das Scepter des bremer Erzbischofs zurückkehren wollten, entschieden den glänzenden Sieg. Damit endete die Herrschaft der Dänen im nördlichen Deutschland; Graf Adolf IV. behauptete Holstein; Hamburg und Lübeck bekamen vom Kaiser Friedrich so viele Vorrechte, daß sie der völligen Reichsfreiheit, die sie nachher erhielten, schon sehr nahe waren. Von Waldemar's Vergleiche mit den Schwertbrüdern, wodurch er einen Theil von Esthland erhielt, ist schon oben (Thl. VI.) die Rede gewesen. Nach so vielem Verluste suchte er sich wenigstens um das, was er zurückbehielt, durch ein neues Gesetzbuch verdient zu machen. Er starb 1241, nachdem er das Königreich seinem Sohne Erich IV., das Herzogthum Schleswig aber dessen Bruder Abel bestimmt hatte.

Diese Theilung verursachte innere Kriege, in denen das Land verwüstet wurde, und der Trotz der Barone Nahrung erhielt. Denn auch in Dänemark hob der Adel sein Haupt immer mehr empor, und der Staat schwankte zwischen der Erb- und der Wahlform. So wurde Abel, der seinen Bruder Erich ermordet hatte, 1250 von den Reichsständen zum König erwählt. Er ließ zwar seinem Sohne Waldemar die Nachfolge zusichern; als er aber bald darauf von den Nordfriesen, die er mit den Waffen zur Erlegung neuer Auflagen (des Pflugpfennig) zwingen wollte, erschlagen wurde, wählte man seinen Bruder Christoph I., den vierten Sohn Waldemar's des Siegers, der es sich sehr angelegen sein ließ, die großen Reichslehen und die an nachgeborne Prinzen vergebenen Landschaften wieder mit der Krone zu vereinen, und mit vieler Kraft, aber auch mit Härte, sein Ansehen behauptete. Dies war um so nöthiger, je größer die Zügellosigkeit des Adels und überhaupt die Unsicherheit im Lande war. Ein Edelmann holte 1255 den Bischof von Schleswig aus dem Bette, um von ihm Geld zu erpressen; auch die Landleute plünderten die Priester und ermordeten sie wohl gar. Doch war es die Geistlichkeit, die sich dem Verfahren des Königs entgegensetzte. Jakob Erlandson, Erzbischof von Lund, wollte des Königs Gewalt über die Geistlichen nicht anerkennen, vielmehr die seinige ungebührlich ausdehnen, und machte auf der Synode zu Wedel (1256) ein vom Papst Alexander IV. bestätigtes Gesetz bekannt, vermöge dessen das Interdict über das Reich ausgesprochen werden sollte, sobald ein Bischof angehalten, beschädigt oder beleidigt worden, falls dies auf Befehl des Königs geschehen sei, oder falls man auch nur Grund habe zu vermuthen, daß ein solches Gebot ergangen sei. Als der König sich diesen Anmaßungen widersetzte, erregte der Erzbischof einen Aufruhr, und trachtete danach ihn vom

Throne zu stoßen. Im Verfolge dieses Kampfes wurde Christoph von einem erzbischöflichen Chorherrn durch Gift aus dem Wege geräumt (1259). Unter seinem Sohne Erich V. dauerte der Streit fort, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam. Auch dieser König verlor durch eine vom Marschall Stigo angestiftete Verschwörung sein Leben (1286).

Die Isländer wurden noch immer von einem fast instinctartigen Hange zum Reisen häufig in die südliche Welt getrieben. Es war eine Ehre, wenn Jemand weit gereis't war, und von fremden Sitten zu erzählen wußte. In einem alten Isländischen Buche heißt es: „Oede und ärmlich ist unser Leben, wenn wir hier auf den Bergen, in Gründen und in Wüsteneien bleiben, und nie zu Anderen, und Andere nie zu uns kommen." Und im Königsspiegel, einer andern Schrift, liest man: „Willst du vollkommen in Wissenschaft sein, so lerne alle Sprachen, besonders aber Latein und Welsch, denn diese Sprachen gehen am weitesten." Eben daselbst wird ein Jüngling also redend eingeführt: „Da ich jetzt in meinen besten Jahren bin, so will ich als Kaufmann fremde Länder sehen, denn ich wage es nicht, mich eher an den Hof zu begeben, bis ich vorher anderer Völker Sitten kennen gelernt habe." Der Isländer Björn that die Reise nach Rom dreimal, nahm seine Frau Olufa mit nach dem gelobten Lande, und führte ein sorgfältiges Tagebuch von seiner Reise, welches noch jetzt vorhanden ist. Viele dieser Isländer und andere skandinavische Pilger nahmen Kriegsdienste im Süden, besonders in Constantinopel, und alle zeichneten sich durch Tapferkeit und Ruhmliebe aus. Aber wenige blieben im Auslande; die meisten kehrten reich an Ehre und Gütern nach Hause zurück, um dort ihre Tage zu beschließen. Liebe zur Poesie hatten die Isländer von ihren Stammsitzen mitgebracht. Sie pflegten diese Kunst ganz besonders, und Isländische Skalden erscheinen als Hofdichter Nordischer Könige. Durch diese Gabe, diese Geistesrichtung gewinnt die ärmliche, gleichsam außer der historischen Welt gelegene Insel in der Geschichte der Poesie eine merkwürdige Bedeutung. Die alten nordischen Sagen, die sich lange nur wie die alten Griechischen von Munde zu Munde fortgepflanzt hatten, wurden nun auch aufgeschrieben. Die beiden berühmten Sammlungen derselben, welche unter dem Namen der ältern und jüngern Edda oft genannt werden, beziehen sich vornehmlich auf Odin und die Götter. Aber auch zur Geschichtschreibung ist dieser Trieb, die Sagen fortzupflanzen, herangereift, und der isländische Lagmann Snorro Sturleson (gest. 1241), von dem auch die jüngere Edda herrührt, während die ältere dem weisen Sämund zugeschrieben wird, hat ein treffliches Werk über die nordische Geschichte hinterlassen. Etwas früher

verfaßte der Däne Saxo Grammaticus in zierlichem Latein eine Geschichte seines Vaterlandes, in welcher aber die mythischen Sagen über die früheren Zeiten ganz wie beurkundete Geschichte behandelt sind.

---

## 44. Die Mongolen.

Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß gerade um dieselbe Zeit, als das Abendland in immer wiederholten Zügen den Westen Asiens sich zu unterwerfen suchte, aus der Mitte dieses Erdtheils gegen denselben Westen ein barbarischer Volksstamm hervorbrach, der zwar diese Eroberung ebenso wenig zu Stande brachte, dafür aber selbst nach Europa hinein den Schrecken seines Namens trug: die Mongolen. Aus jenen vom Anfang der Geschichte bis auf unsere Tage von rohen nomadischen Stämmen durchzogenen Hochebnen Asien's, südlich von Sibirien, nördlich und westlich von China, den ursprünglichen Wohnsitzen der Hunnen, zogen sie im dreizehnten Jahrhundert aus und wälzten Verderben über die Länder Asien's und Europa's. Der Urheber dieses Weltsturmes war Dschingis-Chan, der durch die Großartigkeit seines Eroberungszuges dem zitternden Europa als ein zweiter Attila erschien, für Asien aber auch der Schöpfer neuer Ordnungen ward. Sein früherer Name war Temudschin (geb. 1154); er war der Sohn des Mongolischen Stammhauptes Jessugei Baghatur, dessen Heerden im Osten des Baikalsee's weideten. Bei dem Tode seines Vaters war Temudschin noch ein Knabe; der größte Theil der Mongolen, die Jenem gehorcht hatten, fiel ab, und Temudschin mußte flüchtig werden. Er kam zu Ung-Chan Toli, dem Herrscher der Karaiten, eines tartarischen Volkes, und schwang sich, als er heranwuchs, durch Tapferkeit und Entschlossenheit empor. Später entzweite er sich mit Ung-Chan, schlug ihn, unterwarf das karaitische Land und wurde Herr vieler weit verbreiteten Horden. Da versammelte er die erblichen Häupter seiner mongolischen Stämme, die Taydschi und ihre Verwandten, die Noyons, welche den Adel des Volkes bildeten, und die Kriegsobersten zu einem Kurultai (Reichstag) um seine Fahne, von der vier schwarze Hengstschweife herabhingen, an den Quellen des Amur (1206). In ihre Mitte trat der Schaman Gökdschu und erzählte, wie er eine himmlische Offenbarung gehabt, daß Temudschin von der Gottheit zum Herrn der Welt berufen sei, und daß man ihn Dschingis-Chan (den größten Chan)

nennen solle. Temudschin war bereit, diesem Rufe zu folgen, und wußte die Horden für die Ausführung seines Entschlusses zu begeistern. So brachen die wilden Schaaren hervor aus den Wüsten der Mongolei. Zuerst fiel der Dschingis-Chan über das nördliche China her. Seine Krieger erstürmten die große Mauer, welche sich an der Nordgrenze des Reichs vom gelben Meer bis in den Westen der Provinz Schensi zweihundert und funfzig Meilen lang erstreckt, unterwarfen nach mehreren Feldzügen (1211—1218) das Land und stürzten den dort herrschenden Stamm der Niutsche. Danach wendete Temudschin den Blick nach Westen. Wie es heißt, forderte der Chalif von Bagdad Abul Abbas Nasr el eddin seine Hülfe gegen Mohammed, Sultan der Chowaresmier (Th. VI.), der vom kaspischen Meere bis nach Indien herrschte. Die Hinrichtung einiger für Kundschafter gehaltener mongolischer Abgeordneten gab die Veranlassung zum Kriege (1219), einem der verwüstendsten in der Menschengeschichte, in welchem die Chowaresmier völlig unterlagen. Viele der blühendsten Städte gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden zu vielen Tausenden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt; in Bochara, einem Hauptsitze mohammedanischer Gelehrsamkeit, wurden die Büchersammlungen vernichtet, Dinge, die keiner der barbarischen Sieger je gesehen hatte. Der große Chan ritt mit seinem Gefolge in die Hauptmoschee, trieb sein Pferd die Stufen der Kanzel hinan, und befahl, Futter herbeizuschaffen. Da warfen die Kriegsleute die Korane und heiligen Bücher aus den Kapseln, in welchen sie aufbewahrt wurden, unter die Hufe ihrer Rosse, und schütteten Hafer ein, öffneten ihre Weinschläuche und ließen die Mauern des Heiligthums von ihren wilden Nationalliedern erdröhnen. Zuletzt wurde Feuer in die Stadt geworfen. Erbarmen galt für Verbrechen. Als Tului, Dschingis-Chan's Sohn, nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, sagte ihm sein Vater: „ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu sein; Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern." Dennoch leistete nach Mohammed's Tode (1221) sein Sohn Dschelaleddin Mankberni, jener gefeierte Held des Morgenlandes, den tapfersten und gewandtesten Widerstand, bald an den Ufern des Indus, bald in den Bergen Iran's, bis er 1231 auf der Flucht erschlagen wurde. Da erst drangen die Mongolen bis an den Euphrat. Unterdeß war ihm sein Gegner schon vorangegangen. Als Dschingis-Chan im Begriff war, sein furchtbares Schwert in den noch unbezwungenen Theil von China zu tragen, starb der Weltstürmer (1227). Seine Leiche wurde im Heimathlande zur Erde bestattet, auf einem Gipfel der Gebirgs-

kette Burkhan-Kaldun, den er einst auf der Jagd selbst zum Begräbnißplatze ersehen. Drei Flüsse entspringen auf diesem Berge: Tula, Kerulan und Onon. Auch Temudschin's Nachfolger ruhen hier.

Groß-Chan wurde an seiner Stelle sein Sohn Octai, unter welchem die Eroberungen fortgingen. Ein älterer Bruder Tschutschi, der noch vor dem Vater gestorben war, hatte während des chowaresmischen Krieges die Länder nördlich vom schwarzen Meer erobert, und die russischen Fürsten besiegt, sein Sohn Batu vollendete ihre Unterwerfung. Darauf überschwemmten die zahllosen Schwärme Polen, welches eben so wenig im Stande war, Widerstand zu leisten. Als sie Polen verwüstet hatten, ging eine große Horde über die Oder, verbrannte Breslau, und zog zum Kampfe gegen Herzog Heinrich den Frommen von Niederschlesien. Die nun erfolgende berühmte Schlacht wurde am 9. April 1241 auf der Ebne von Wahlstatt bei Liegnitz geliefert. Die Tataren (so wurden die Mongolen im Abendlande meistens genannt), welche das christliche Heer an Zahl vielfach übertrafen, siegten. Herzog Heinrich starb den edlen Heldentod in der Vertheidigung des Vaterlandes, und nicht vergeblich; denn die Sieger hatten einen so großen Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Weg in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Vielmehr räumten sie Schlesien, Octai's Tod rief sie in die Heimath zurück, und Deutschland war von diesen Unholden befreit. Desto schlimmer erging es Ungarn, wo andere mongolische Schaaren eingebrochen waren. Die unglücklichen Einwohner, welche den Barbaren in die Hände fielen, wurden verstümmelt, gemartert, ermordet. Die mongolischen Knaben erhielten von ihren Müttern Knittel, um die gefangenen Kinder zu erschlagen. Als der größte Theil des Landes in eine Einöde verwandelt, Hungersnoth mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge hereingebrochen war, zogen sich die Mongolen zurück. Aber es verging eine lange Zeit, ehe in Polen und Ungarn, hier vornehmlich durch deutsche und italienische Colonisten, der frühere Zustand und Anbau wieder hergestellt werden konnten. Eine außerordentliche Bestürzung ergriff Europa bei diesen Nachrichten, während Kaiser und Papst einander gegenseitig die Schuld zuschoben, daß nichts gegen diese Feinde der Christenheit geschah.

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch immer mehr. Hulaku, ein Enkel Dschingis-Chan's erstürmte 1258 Bagdad, wobei nach der geringsten Angabe zweimal hunderttausend Menschen umkamen, unter ihnen Mostasem, der sechsundfunfzigste und letzte in der Reihe der Chalifen. Sieben Tage lang plünderten die Mongolen. Wälle,

Thürme und Thore wurden dem Boden gleich gemacht, und die seit einem halben Jahrtausend hier gesammelten Werke der arabischen Literatur gingen in Flammen auf. Ein solches Ende nahm das Chalifat von Bagdad, welches einst vom Indus bis zum atlantischen Meere den Völkern geboten, und die Cultur, welche die arabische Herrschaft über den Orient verbreitet hatte, die durch die Kreuzzüge eine so starke Rückwirkung auf das christliche Abendland äußerte, wurde bis auf wenige Trümmer unter den Hufen der mongolischen Rosse zu Grunde gerichtet. Unaufhaltsam drangen die Horden nun nach Westen vor, die ejubidischen Sultane von Aleppo, Emesa, Damaskus, ganz Syrien wurde unterworfen. Erst die mameluckischen Herrscher Aegypten's versuchten erfolgreichen Widerstand. Auch das südliche China und Tibet widerstanden den wilden Schwärmen nicht länger.

Das unermeßliche Reich hatte das Schicksal aller durch Nomadeneroberungen gestifteten. Es zerfiel schon nach einigen Menschenaltern in vier Chanate: von China, Iran, Dschagatai (Bucharei) und Kaptschack (nördlich vom kaspischen Meere, zwischen der Wolga und dem Jaik).

---

## 45. Rußland.

Die Zerrüttung, in welche die Theilung Jaroslaw's I. (1054) Rußland gestürzt hatte, dauerte mehrere Jahrhunderte. Ein Gesetz, welchem zufolge bei Erledigung des Thrones zu Kiew die Herrschaft nicht dem Sohne des verstorbenen Großfürsten, sondern dem Aeltesten der Familie zufallen sollte, rief jedesmal Unruhen hervor, wenn die Söhne Mittel fanden, dieser Anordnung zu widerstreben. Dazu kamen unaufhörliche blutige Fehden der Theilfürsten unter einander, deren Zahl zuletzt auf mehr als funfzig gestiegen war. Nach einiger Zeit (1157) entstand ein neues Großfürstenthum zu Wladimir, dem zu Kiew auch nicht mehr dem Namen nach unterwürfig, und weit mächtiger als dieses. Bald dieser, bald jener Großfürst erneuerte die Ansprüche, Fürstenthümer beliebig zu verleihen und die Heeresfolge in ihnen auszuschreiben. Die Theilfürsten aber erkannten, ohne gezwungen zu sein, nie eine gesetzmäßige Oberherrschaft an; nur der Eigennutz konnte ihnen, bald gegen Kiew, bald gegen Wladimir, scheinbaren Gehorsam ablocken. Eine treulose Staatskunst leitete fast immer die Schritte dieser Fürsten, oft bebten

sie auch vor den abscheulichsten Mitteln nicht zurück, wenn sie nur zum Ziele führten. Argwöhnische Machträuber ließen sie, nach byzantinischer Weise, ihre Nebenbuhler blenden, und stießen sie ins Kloster oder jagten sie ins Elend. Und nicht blos von inneren, auch von äußeren Feinden wurde Rußland zerfleischt, besonders von den Kumanen, einem tatarischen Volke, welches im elften Jahrhundert von den Ufern des Jaik nach Europa zog. Wohl wären die Russen im Stande gewesen, den Verheerungen dieser Barbarenhorden Grenzen zu setzen, wenn sie nicht ihre Kraft in frevelhaften Kämpfen unter einander vergeudet hätten.

Die Päpste bemühten sich vergeblich, Rußland für die römische Kirche zu gewinnen; es blieb der griechischen und ihren Formen mit großer Beharrlichkeit treu. Die Geistlichen genossen ein kaum minder hohes persönliches Ansehen als in den Abendländern, und übten in den Zeiten so großer Verwirrung und Rohheit zuweilen wohlthätigen Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Doch fehlte jene in sich feste und geordnete Verfassung, jene Einheit und vor allem jener Geist der lateinischen Kirche, welche einen dauernden und tiefer eingreifenden Widerstand gegen die Barbarei und Wildheit der Fürsten und des Volkes allein hätten möglich machen können. Große Vorrechte besaßen die Bojaren, der Adel des Landes. Die Nächsten nach diesen waren die ihnen oft widerstrebenden Städtebewohner. Unter den Städten war Moskau damals noch unbedeutend (gegründet um 1150), während das durch seinen Handel reiche und mächtige Nowgorod bereits vor allen hervorragte. Von hier aus fuhren die russischen Schiffe nach Wisby, Dänemark und Lübeck; die Deutschen unterhielten dort Factoreien. Im Gefühle dieser Macht erwarb Nowgorod das Recht, seine Stadthäupter (Possadniki) selbständig zu ernennen, und trotzte den Fürsten, fiel aber in diesem Widerstande oft unter die schlimme und blutgierige Tyrannei des Pöbels. Städtische Gemeindeverfassungen im eigentlichen Sinne bildeten sich sonst in Rußland nicht aus. Die Landleute, obwohl meist noch frei, lebten in Geringschätzung und Verachtung. Der Unfreien gab es zwei Classen, Erkaufte und Gedungene, welche sich nur auf eine bestimmte Frist in Dienstbarkeit begeben hatten, und eigentliche Leibeigene. Die unaufhörlichen Fehden der Fürsten, ihr gesetzloser, stürmischer Wechsel, hatten auch bei den Unterthanen einen anarchischen Sinn erzeugt; Scheu vor dem Herrscher, Gehorsam und Liebe schienen fast überall vertilgt.

Während Rußland so innerlich zerfallen war, erschienen die Mongolen in den Ländern nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere, und stürzten sich auf die Kumanen. Die russischen Fürsten beschlossen,

diese ihre alten Feinde gegen jene weit gefährlichere Macht aus allen Kräften zu unterstützen, erlitten aber am Flusse Kalka eine so furchtbare Niederlage, daß nur der zehnte Theil des Heeres entrann (1224). Damals rief Dschingis-Chan seine Schaaren bald wieder zurück, aber 1235 zogen neue Haufen unter der Anführung Batu's heran (vgl. S. 64), eroberten Wladimir, Moskau und viele andere Städte, und legten sie, unter furchtbaren Freveln und Gräueln gegen die Einwohner, in Asche. Den Gefangenen banden die Wüthriche die Hände auf den Rücken und schossen nach ihnen wie nach Zielscheiben. Der Großfürst von Wladimir, Georg, der von neuem Widerstand versuchte, verlor 1239 am Sit Schlacht und Leben. Zwei Jahre darauf traf Kiew das schreckliche Loos, von den wilden Feinden eingenommen zu werden. Kaum hundert Häuser entgingen ihrer Zerstörungswuth, und noch im funfzehnten Jahrhundert lag die ehemalige Hauptstadt Rußland's in Trümmern. Batu, genannt Saïn Chan, d. i. der gute Chan, hatte sein königliches Zelt zu Serai an der Ostseite der Wolga aufgeschlagen. Hier mußte Jaroslaw II., Georg's Bruder und Nachfolger vor ihm in Demuth und Unterwürfigkeit erscheinen, dafür ließ er ihm unter seiner Oberhoheit die Herrschaft über Rußland. Aber selbst in diesen Zeiten des allgemeinen Unglücks ließen die russischen Fürsten nicht von ihrem kläglichen Hader und brachten ihre Zwistigkeiten vor den Chan, als ob sie selbst die Herrschaft der Fremden recht wirksam machen und befestigen müßten. Berek, Batu's Nachfolger im Chanat von Kaptschack, der den Islam unter den ihm unterworfenen Mongolen als Staatsreligion einführte, setzte den Russen mongolische Aufseher und Steuereinnehmer über zehn, hundert, tausend und zehntausend, die mit Härte und Uebermuth verfuhren, und zur Vollführung ihres Geschäfts Niemand erlaubten, seinen Wohnort willkürlich zu verändern. Nowgorod, welches anfangs verschont geblieben war, hatte Jaroslaw II. seinem Sohn Alexander übergeben. Dieser erfocht an der Newa einen Sieg über die Schweden, welche, die Bedrängniß Rußland's durch die Mongolen benutzend, hier gelandet waren (1240), und von diesem Siege erhielt er den Beinamen Newski. Später folgte er seinem Vater auf den Thron der Großfürsten (1253), und führte die Herrschaft unter mongolischer Aufsicht mit großer Einsicht und Weisheit zehn Jahre lang. Auch Nowgorod mußte die auferlegten Steuern zur Zeit seiner Regierung übernehmen. Dennoch hat ihn das dankbare Andenken des Volkes nach seinem Tode unter die Schutzheiligen Rußland's erhoben.

---

## 46. Ungarn.

Koloman, der Neffe und Nachfolger Ladislaus des Heiligen (seit 1095), ein kriegerischer, kluger, kenntnißreicher, aber mißtrauischer und zur Grausamkeit geneigter Fürst, fügte den Erwerbungen seines Oheims in Kroatien noch Dalmatien, dessen Behauptung jedoch zu langwierigen Kämpfen mit den Venetianern führte, und einen Theil von Bosnien hinzu. Im Innern war festere Begründung der königlichen Macht noch immer die Aufgabe der Herrscher. Sehr merkwürdig und auf eine für jene Zeit höchst unerwartete Einsicht deutend ist eine Verordnung Koloman's, welche lautet: „Ueber Hexen aber, die nicht sind, soll man nicht urtheilen." Unter seinem Sohne Stephan II., der 1141 als ein vierzehnjähriger Knabe den Thron bestieg, erneuerten die Venetianer zweimal den Krieg um Dalmatien, doch blieb der größte Theil des Landes den Ungarn, die Venetianer behaupteten einige Seeplätze und die Inseln. Einem spätern Könige, Emerich (1196—1204), gelang es auch, Serbien und einen Theil der Bulgarei seiner Herrschaft zu unterwerfen. Diesem Emerich folgte nach sehr kurzer Zwischenregierung eines Kindes sein Bruder Andreas II., dessen vergeblichen Kreuzzug wir schon kennen gelernt haben (Thl. VI. S. 172). Als er von diesem Zuge zurückkam, fand er in seinem Reiche große Verwirrung und Widerstand der Magnaten, und nach einigen Jahren (1222) mußte er sich zu einem Gesetze verstehen, welches die königliche Gewalt in wesentlichen Punkten beschränkte. Es wird die goldene Bulle genannt, und als die Grundlage der Freiheit Ungarn's, als seine Magna Charta betrachtet. Periodisch abzuhaltende Ständeversammlungen werden darin zugesichert. Ein Edelmann solle nur auf dem ordentlichen Rechtswege gefangen gesetzt oder verurtheilt werden, Niemand der Besitzungen, die er einmal erhalten, je wieder beraubt werden können; Abgaben vom Grundeigenthum sollten nicht Statt finden, und bei jeder Verletzung dieser Bestimmungen sollte der Reichsversammlung das Recht zustehen, Gegenvorstellungen zu machen, ja nöthigen Falls Widerstand zu leisten. Auch der Bauern nimmt sich die goldene Bulle an durch Abstellung einiger vorzüglich schweren Bedrückungen. In kirchlichen Angelegenheiten übte Innocenz III. einen großen Einfluß auf Ungarn, und war besonders bemüht, dem Sinken der Kirchenzucht entgegenzuarbeiten. Indeß stellte das neue Grundgesetz unter der kraftlosen Regierung Andreas' II. die bürgerliche Ordnung keineswegs gänzlich her. Die Geldnoth des Königs war so groß, daß er seine Zu-

flucht zu gewaltsamen Mitteln nahm, Kirchengüter einzog, den Juden wichtige Aemter gab und sie von Abgaben befreite. Gregor IX. ermahnte und warnte; endlich sprach der Erzbischof von Gran das Interdict über Ungarn aus, welches nicht eher wieder aufgehoben ward, als bis der König geschworen hatte, jene Ungebühr abzustellen. Bald nachher (1235) starb Andreas, ein schwacher, wankelmüthiger Fürst, der die vielfachen Stürme seiner dreißigjährigen Regierung großen Theils selbst herbeigeführt hatte.

Unter der Regierung seines Sohnes Bela IV. (1235—1270) kamen die furchtbaren Mongolen über Ungarn und alle Gräuel der Verheerung in ihrem Gefolge. Batu führte sie selbst. Die Ungarn wurden in mehreren Schlachten geschlagen, der König mußte auf vielen Umwegen durch die karpathischen Gebirge nach Oesterreich flüchten, wo sein alter Feind, Herzog Friedrich der Streitbare, sein Unglück benutzte, ihn aller seiner geretteten Schätze beraubte und zu Gebietsabtretungen zwang. Als die Mongolen das Reich wieder verlassen hatten und Bela zurückkehrte (1243), fand er es in dem furchtbarsten, schaudervollsten Zustande. Das Feld nirgends bebaut, Hunger und Krankheiten herrschend, Tagereisen weit kein Mensch, die wilden Thiere so vermehrt, so kühn, daß Wölfe sich bei hellem Tage in bewohnte Orte wagten, Kinder den Müttern entrissen, sogar gerüstete Männer anfielen. Ein großes Glück war es, daß Bela Willen, Kraft und Einsicht besaß, die Heilung so schwerer Wunden mit Erfolg zu unternehmen und das Reich, welches der völligen Auflösung nahe schien, zu retten. Er zog fremde Ansiedler, besonders Deutsche, in das verödete Land, hob die Städte durch Bestätigung der alten und Ertheilung neuer Freiheiten und das Gewerbe durch Befreiung von allen Zöllen im Innern des Landes, beförderte den Bergbau und sicherte die Grenzen durch Bündnisse. So war er einer der preiswürdigsten, dem Lande hülfreichsten Könige, die je über Ungarn geherrscht haben.

---

## 47. Das byzantinisch-lateinische Kaiserthum.

(1204—1261.)

Wir haben dieses Reich (s. Thl. VI. S. 170) bei seiner Entstehung und unter seinem ersten Kaiser Balduin verlassen. Die Schwierigkeiten, mit welchen die neue Herrschaft zu kämpfen hatte, waren nicht gering.

Nicht nur drohten ihr alle äußere Feinde des byzantinischen Reiches, sondern auch die Herrscher von Nicäa, welche auf Constantinopel als auf ein ihnen unrechtmäßig entrissenes Besitzthum hinübersahen. Die Theilung des Ganzen und die Eifersucht der einzelnen Besitzer gegen einander schwächte die Kraft des Reiches; die unterworfenen Griechen waren von Haß gegen ihre lateinischen Herren, die sie als Ketzer und Tyrannen verabscheuten, erfüllt, und gehorchten nur von der Gewalt gezwungen. Sie verbanden sich sogar heimlich mit dem Könige des im Jahre 1186 neu gestifteten bulgarischen Reiches, Johann, welcher bald darauf mit Heeresmacht über die Grenze vordrang. Kaiser Balduin ging den Feinden mit geringen Streitkräften entgegen, und wurde am 15. April 1205 bei Adrianopel geschlagen und gefangen. Im folgenden Jahre starb er in der Gefangenschaft; nach einer andern Erzählung wurde er hingerichtet. Sein Bruder Heinrich folgte ihm in der Regierung, ein tapferer und weiser Fürst, der sich bemühte, das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, ihnen Aemter und Würden ertheilte und sie gegen die Unduldsamkeit des lateinischen Klerus in Schutz nahm. Mit den Bulgaren und den Griechen von Nicäa schloß er Frieden.

Nach seinem Tode (1216) wählten die Barone seinen Schwager, den Grafen Peter von Courtenay, einen Enkel des Königs von Frankreich, Ludwig's VI. Dieser verkaufte sogleich den größten Theil seiner Besitzungen in Frankreich, warb Truppen und ging nach Rom, wo ihn Honorius III. krönte. Aus Italien brachten ihn venetianische Schiffe nach Durazzo, das er dem griechischen Beherrscher von Epirus, Theodor, entreißen wollte. Dieser aber bemächtigte sich seiner mit List und warf ihn ins Gefängniß, aus dem er nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Der älteste Sohn Peter's, Philipp, weigerte sich, seine belgische Grafschaft gegen die Würde eines lateinischen Kaisers aufzugeben; so ward sein jüngerer Bruder Robert auf den Thron berufen, der auch 1221 in Constantinopel ankam und in der Sophienkirche gekrönt wurde. Der Zustand des Reiches unter diesem schwachen und verzagten Regenten wurde immer trauriger. Johann Batatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris im Reiche von Nicäa, ein Fürst voll Kraft und Einsicht, nahm nicht nur den Lateinern Alles, was sie in Asien besaßen, sondern ging auch nach Europa hinüber; von der andern Seite bemächtigte sich der Fürst Theodor von Epirus des Königreichs Thessalonich und nahm den kaiserlichen Titel an, so daß den Lateinern fast nichts blieb als Constantinopel. Und während die Feinde im Lande ungestraft walteten, wurde Robert in seiner Hauptstadt auf das frechste

beleidigt. Er heirathete ein Fräulein aus dem Hause Neuville in Artois, die früher mit einem burgundischen Ritter versprochen gewesen, aber die Krone des zweiten Bewerbers blendete die Mutter. Der rachsüchtige Burgunder konnte seine Zurücksetzung nicht verschmerzen, und reizte eine Anzahl seiner Freunde unter den französischen Rittern zu einer schändlichen Gewaltthat. Sie brachen Nachts in den Palast, bemächtigten sich der jungen Kaiserin und ihrer Mutter, ersäuften diese, und schnitten jener Nase und Lippen ab. Robert hatte keine Macht, eine solche Verwegenheit zu strafen, sondern verließ im Uebermaß seines Schmerzes Constantinopel, begab sich nach Rom und bat Gregor IX. um Beistand. Dieser unterstützte ihn mit Geldsummen, rieth ihm aber zugleich wieder nach Constantinopel zurückzukehren, damit er das Reich nicht ganz verliere. Auf dem Rückwege starb Robert vor Gram (1228).

Da sein Bruder Balduin noch minderjährig war, so übertrugen die Großen dem wegen seiner Tapferkeit hoch berühmten Titularkönige von Jerusalem, Johann von Brienne, dem Schwiegervater Kaiser Friedrich's II., die Herrschaft unter der Bedingung, daß Balduin ihm folgen sollte. Vatatzes und die Bulgaren belagerten Constantinopel mit aller Macht, aber der beinahe achtzigjährige Held machte durch seine tapfere Vertheidigung alle ihre Anstrengungen zu Schanden. Nach seinem Tode (1237) wäre indeß das Reich verloren gewesen, wenn sich Vatatzes und die Bulgaren nicht entzweit hätten. Vergeblich durchreiste Balduin zu verschiedenen Malen das Abendland, um Hülfe zu erflehen. Die Truppen, die er durch Verkauf und Verpfändung seiner Erbgüter anwarb und mitbrachte, schmolzen schnell zusammen, er sah sich sogar genöthigt, mit den Seldschucken von Iconium und den heidnischen Kumanen Bündnisse zu schließen. Er war in der hülflosesten Lage. Die Einkünfte der Hauptstadt, welche er mit den Venetianern theilen mußte, reichten nicht zu den nöthigsten Bedürfnissen hin. Die Schätze der Kirche waren erschöpft und bereits sämmtliche Reliquien verkauft; ja der Kaiser mußte endlich seinen einzigen Sohn, Philipp, dem venetianischen Handelshause Capello für ein Darlehen als Unterpfand stellen. Die Bleidächer wurden von den Kirchen und Palästen genommen und zu Gelde gemacht Aus Mangel an Holz riß man Häuser ein. Indeß erlebte Vatatzes den völligen Sturz der lateinischen Herrschaft nicht. Er starb 1255; sein Sohn regierte nur wenige Jahre, und sein Enkel wurde durch Michael Paläologus gestürzt, der, wie Gibbon sagt, alle Tugenden und Laster des Stifters einer neuen Dynastie besaß. Es kostete ihm, als er Kaiser von Nicäa war, nicht viele Mühe, der lateinischen Herrschaft den letzten

Stoß zu geben; Constantinopel ward überrumpelt (25. Juli 1261), Balduin floh mit den vornehmsten abendländischen Familien, und Michael hielt triumphirend seinen Einzug. Aus Eifersucht und Neid gegen die Venetianer hatten die Genueser den Eroberern eifrigen Beistand geleistet; dafür kam nun der byzantinische Handel meist in ihre Hände, Galata ward ihnen ganz eingeräumt; sie legten in der Folge eine lange Kette von Factoreien am Schwarzen Meere an, und wurden dadurch in den Stand gesetzt, den Markt in Europa viel schneller und wohlfeiler zu versehen, als irgend ein anderes seefahrendes Volk*). Von den kleineren Herrschaften, welche die Lateiner gestiftet, blieben mehrere unabhängig. Michael wollte mit dem Abendlande in gutem Vernehmen bleiben, und betrieb deswegen die Union der griechischen und lateinischen Kirche mit großem Eifer, erregte aber dadurch bei seinen Unterthanen Unzufriedenheit und unruhige Bewegungen. Als er starb (1282), stellte sein Sohn Andronikus II. den griechischen Gottesdienst wieder her, ohne dadurch den fortwährenden kirchlichen Zwistigkeiten ein Ende machen zu können.

*) Finlay, Geschichte Griechenland's von 1204—1461, übersetzt von Reiching. S. 388.

# Mittlere Geschichte.

## Vierter Zeitraum.

### Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von Amerika (1273—1492.)

#### 1. Einleitung.

Mit dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses und dem Ende der Kreuzzüge beginnt für Europa eine neue Zeit, die einen von der verflossenen sichtlich verschiedenen Charakter trägt. Die Ideen, welche das Geschlecht bisher in Bewegung setzten, erblassen und treten in den Hintergrund; das Großartige, Weitaussehende, Romantische, erfüllt die Gemüther nicht mehr und treibt sie nicht mehr zu Thaten; die Zwecke, die verfolgt werden, liegen näher und ruhen auf einem sichrern Boden, sind aber auch von geringerer Natur und kleinlichere Mittel, sie zu erreichen, werden in Bewegung gesetzt. Die glühende Begeisterung, welche das Kreuz zum Kampfe wider den Islam bis in das ferne Asien, bis in die syrische Wüste getragen hatte, macht einer solchen Erschlaffung Platz, daß die europäische Christenheit nicht einmal mehr zusammentritt, die Türken von ihrem eigenen Boden abzuwehren. Die Versuche der Kaiser, Deutschland und Italien zu einem Ganzen zu gestalten, werden immer ohnmächtiger und enden mit einer Zersplitterung dieser Länder, von denen das erstere noch durch einen Namen zusammengehalten wird. Die Hierarchie hat den Bogen überspannt und sieht ihn in ihren eigenen Händen brechen; die Päpste unterliegen und sitzen nicht mehr zu Gericht über Europa's Könige, aber nicht in Folge eines so großartigen Kampfes, als ihn die vorige Periode darbot, sondern indem die Fürsten die Macht der Krone in ihren Ländern consolidiren, auf bisher nicht in Anspruch

genommene Gegenstände ausdehnen, und daher auch die Eingriffe der geistlichen Gewalt in das Innere ihrer Staaten nicht mehr gestatten. Der veränderte und weiter gebildete Geist der Völker, welcher einer Bevormundung durch die Kirche, wie sie bisher nothwendig erschienen war, sich nicht mehr bedürftig glaubte, hinderte sie in diesen Bestrebungen nicht. Vielmehr gab sich die geistige Gährung, welche durch die Kreuzzüge hervorgerufen war und durch die Scholastik befördert wurde, auch ihrer Seits in mannichfachen reformatorischen Versuchen kund, bis sie endlich nach der Aufnahme und dem wieder belebten Studium antiker Kunst und Wissenschaft in der Umgestaltung nicht allein der Form und Verfassung, sondern auch der Lehre der Kirche einen Schlußpunkt erreichte. Die Feudalverfassung, die zu ihrer Blüthe den Sinn der früheren Zeiten erforderte, wird kraftlos, und wie die persönlichen Dienste geringer werden, erhält das Geld für die Fürsten eine viel größere Bedeutung. Ueberall macht der poetische Sinn einem verständigeren und reflectirendern Platz, aus dem sehr merkwürdige und folgenreiche Erfindungen hervorgehen, welche die Cultur steigern und das Leben in mannichfaltigere Richtungen treiben. Gegen Ende des Zeitraums bringt eben deßhalb der Gedanke eines näheren Zusammenhanges der abendländischen Nationen, der lange vergessen worden war, wieder an die Oberfläche; nicht mehr eine durch kaiserliche oder päpstliche Gesammtautorität, wie früher, vermittelte Zusammengehörigkeit ist es, die die Völker in Berührung bringt, sondern das Bewußtsein, einer auf gleichen Grundlagen der Bildung und des Bekenntnisses ruhenden Gesellschaft anzugehören.

Diese Erscheinungen sind es vornehmlich, welche uns in der Geschichte der einzelnen Hauptvölker Europa's während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts entgegentreten werden.

---

## 2. Deutschland unter Rudolf von Habsburg.

(1273 — 1291.)

Nach dem Tode des Papstes Clemens IV. (1268) hinderte die Eifersucht und Uneinigkeit der Cardinäle drei Jahre hindurch die Wiederbesetzung des römischen Stuhles, bis endlich ihre Wahl auf Gregor X. fiel, einen besonnenen, einsichtsvollen Mann, der, um der drohenden Macht Karl's von Anjou ein Gegengewicht zu geben, die Wiederherstel-

lung des Kaiserthums wünschte, und daher die Kurfürsten nach dem Tode Richard's von Cornwall dringend ermahnte, einen römischen König zu erheben, sonst werde er für ein Oberhaupt des Reiches sorgen. So versammelten sich diese denn auf die Einladung des Erzbischofs von Mainz, Werner von Eppenstein, im September 1273 zu Frankfurt. Aber es hielt schwer, ihre Stimmen zu vereinigen. „Denn (schrieb der Bischof Bruno von Ollmütz an den Papst) geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangen einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollen sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können nichts vermag, und nichts ersprießlicher zu sein scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch zuweilen ausartet." Die meiste Rechnung auf den Thron machte sich der Wittelsbacher Ludwig von Pfalzbaiern, der Oheim des Staufen Conradin; aber wie er den Einen als Verwandter des verhaßten Kaiserhauses nicht genehm war, so mißfiel er Andern wegen seiner harten Sinnesart; hatte er doch seine unschuldige Gemahlin Maria von Brabant aus Eifersucht hinrichten lassen. Endlich gelang es einem der einflußreichsten Männer im Reiche, dem Hohenzollern Friedrich, Burggrafen von Nürnberg, den Erzbischof Werner von Mainz für seinen Vetter, den Grafen Rudolf von Habsburg, zu gewinnen*). Die Persönlichkeit wie die Machtverhältnisse entsprachen den Wünschen und Absichten der Wahlfürsten. Rudolf nannte sich Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf im Elsaß; er war der mächtigste Fürst in Helvetien, sein Ansehn und seine Macht reichten von dem Südrande des Schwarzwaldes bis an die burgundische Grenze, waren aber ohne Bedeutung für das Herz von Deutschland, wo die Fürsten keinen größer machen wollten. Ueberdem war er bekannt wegen seines ritterlichen Muthes und Unternehmungsgeistes, so wie wegen seiner Frömmigkeit. Die Sage erzählt, daß ihm einstmals bei schlechtem Wetter und auf noch schlechterem Wege ein Priester begegnet sei, der mit dem Sacramente in das nächste Dorf zu einem Kranken ging. Als Rudolf den Geistlichen sah, stieg er sogleich vom Pferde, beugte sich vor dem Hochwürdigsten, ließ jenen das Roß besteigen und nahm es auch nachher nicht zurück. Auch der Erzbischof von Mainz selbst war dem Grafen verpflichtet, weil er ihn früher auf der Reise nach Rom, um dort das Pallium zu empfan=

*) Daß es vor allen Andern der Burggraf Friedrich war, dem Rudolf seine Erhebung zu danken hatte, ist jetzt nicht mehr zweifelhaft. Vgl. Riedel, Geschichte des preuß. Königshauses. Berlin 1861. I, 134 fgd., der über das bedeutungsvolle Zusammenwirken der beiden ersten hervortretenden Ahnherrn von den nunmehr mächtigsten deutschen Dynastien die Einzelheiten beibringt.

gen, sicher über die Alpen und zurück geleitet hatte. Beim Abschiede hatte er ihm gesagt, er wünsche nur so lange zu leben, bis er diesen großen Dienst einigermaßen vergelten könne. So bestimmten ihn persönliche Dankbarkeit, Ueberzeugung von Rudolf's innerem Werthe und Erinnerung an die Dienste, welche jener früher den Hohenstaufen in Deutschland geleistet hatte, weshalb er sogar dem Bannstrahl Innocenz IV. verfallen war, der Empfehlung des Burggrafen williges Gehör zu leihen und eifrig für die Erhebung des Grafen von Habsburg zu sorgen.

Rudolf war eben in einer Fehde mit Basel und dem dortigen Bischof begriffen, und lag mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt, als ihm Burggraf Friedrich am 22. September die Nachricht von seiner Erwählung überbrachte. „Sitze nun fest, Herr Gott," rief der Bischof von Basel aus, als er die Kunde vernahm, „sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen" *). Sofort versöhnte sich Rudolf mit seinen Widersachern und zog über Frankfurt nach Aachen, wo die Krönung unter lautem Jubel der Anwesenden erfolgte (31. October 1273). Nach derselben sollte die neue Belehnung der Fürsten vor sich gehen. Aber erst als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Scepter bei der Hand war. Da ergriff Rudolf ein Cruzifix und sagte: „Dieses Kreuz, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können," eine Geistesgegenwart, die allen Anwesenden wohlgefiel. Es ist — schrieb der Erzbischof von Köln an Gregor X. — dieser König rechtgläubig, ein Verehrer der Kirche, ein Pfleger der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, von ausnehmender Frömmigkeit, durch eigene Kräfte mächtig und vielen Mächtigen verwandt, von Gott, wie wir fest glauben, geliebt, leutselig, rüstig und im Kriege glücklich." Die Bestätigung des Papstes aber, der eben damals im Begriff stand, zu Lyon eine Kirchenversammlung zu halten, war dem neuen Herrscher vor allem nöthig. Dorthin schickte er daher Gesandte, unter ihnen vornehmlich den später noch viel erprobten Minoritenbruder Heinrich von Isny, der in der Folge zum Erzbischof von Mainz erhoben ward; diese schworen in seinem Namen, daß er die von seinen Vorgängern Otto IV. und Friedrich II. gegen die römische Kirche übernommenen Verpflichtungen treulich erfüllen, daß er weder selbst noch durch Andere die Güter der römischen Kirche oder ihrer Vasallen angreifen, keine Würde

*) Sede fortiter, domine deus, vel locum occupabit Rudolfus tuum oder nach einem alten Reime: Got, nu sich ze dinem riche, — also daz er niht ersliche — dinen himel ane wer (deinen schutzlosen).

im Kirchenstaat, am wenigsten in der Stadt Rom annehmen, auch den König Karl von Sicilien nicht befeinden, noch Diejenigen, welche diesem gegen Friedrich's II. Nachkommen beigestanden, verfolgen wolle. Dafür erkannte ihn Gregor als römischen König an und bewog, obwohl erst nach vieler Mühe, endlich auch Alfons von Castilien, seinen Ansprüchen auf den Kaiserthron zu entsagen. Rudolf erneuerte auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne (1275) alle jene Zusagen seiner Gesandten, und gab dem Papste die streitigen Gebiete in Italien ohne Anstand preis; nur Toscana behielt er sich noch vor, das jedoch von seinem Sohne Albrecht nachher gleichfalls aufgegeben ward. Für das Versprechen des Papstes, ihn zu Pfingsten des folgenden Jahres zum Kaiser zu krönen, — ein Ziel, das Rudolf zeitlebens verfolgt, jedoch nicht erreicht hat — übernahm er die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge. Es war dies ein Lieblingsplan Gregor's X., welcher, wie sehr auch der Eifer der Zeitgenossen für diese Unternehmungen erkaltet war, ihm so am Herzen lag, daß die Hoffnung der Ausführung durch einen neuen römischen König nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn für Rudolf's Anerkennung zu stimmen. Dieser wäre indeß durch alle jene Verpflichtungen in eine schwierige Lage und schlimme Abhängigkeit vom römischen Stuhle gekommen, wenn Gregor nicht bald darauf gestorben wäre, und ein schneller Wechsel der Nachfolger der Bewerkstelligung seiner Entwürfe nicht große Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte. Daß er, abgesehen von der Absendung einiger Bevollmächtigten nach Italien, keine weiteren Versuche machte, des Reiches Ansehn dort wieder herzustellen, dies war weniger das Ergebniß der Einsicht, daß Italien der Macht wie den Heeren der deutschen Könige zum Verderben gereiche, als die Folge der augenblicklich drängenden Verhältnisse, die ihn nicht zu einer Romfahrt kommen ließen*). Es wird erzählt, er habe auf Italien die bekannten Worte des Fuchses aus der Fabel angewandt: er sähe wohl Fußtapfen Derer, die glücklich hineingekommen, nicht aber Derer, die wohlbehalten wiedergekehrt.

In der That nahm die Herstellung der fast ganz geschwundenen königlichen Autorität in Deutschland seine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch. Schon auf dem Reichstage in Nürnberg (November 1274) war festgesetzt worden, daß König Rudolf von allem Reichsgut wieder Besitz ergreifen solle, das seit den Tagen Kaiser Friedrich's II. entfremdet sei oder vorenthalten werde. Wie viele Länder und Güter fielen

---

*) v. Stälin, Wirtemberg. Gesch. III, 27.

unter diese Bestimmung! Niemand aber ward mehr davon getroffen, als Ottokar von Böhmen, der, wie früher (Thl. VI. S. 256) gesagt ist, während des Interregnums Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht und als der mächtigste Reichsfürst selbst nach der deutschen Krone gestrebt hatte, jetzt aber in seiner stolzen Seele den Gedanken nicht ertragen konnte, einem armen Grafen, wie er sich spottend ausdrückte, Unterwürfigkeit schuldig zu sein. Rudolf dagegen stellte des Böhmen Recht an die neu erworbenen Länder in Zweifel und forderte ihre Zurückgabe als erledigtes Reichsgut. Ottokar hatte einen Bundesgenossen an Herzog Heinrich von Baiern gefunden, der wie der vorhin erwähnte Pfalzgraf Ludwig ein Enkel des ersten Ludwig, dem Friedrich II. die Pfalz am Rhein verliehen, mit diesem seinem Bruder das Erbe getheilt hatte und über die Wahlstimme haderte und sich deßhalb vom König Rudolf abgewandt hatte. Beide erschienen weder auf jenem Reichstage in Nürnberg, dem ersten, den Rudolf abhielt, noch auf einem zweiten zu Würzburg, obgleich sie beide Male vorgeladen waren. Erst auf einer dritten Versammlung zu Augsburg trat ein Abgeordneter des Königs von Böhmen auf, der Bischof von Seckau, um in einer lateinischen Rede Rudolf's Wahl und Königthum mit herben Worten anzutasten. Rudolf gebot ihm Stillschweigen, weil er zu ihm und den Fürsten von Rechten des Reichs nur Deutsch zu reden habe; diese aber hätten fast Hand an den Redner gelegt, wenn der König es nicht verhindert hätte. Jetzt erfolgte der Spruch des Fürstengerichts, daß Ottokar und Herzog Heinrich aller ihrer Lehen vom Reiche verlustig wären, was Rudolf jedoch in Bezug auf den Erstern dahin milderte, daß er die Erblande seines Hauses behalten solle. Als der Böhme aber in seinem Trotze verharrte, beschloß Rudolf den Reichskrieg, zu dem sich freilich nur sehr wenige Fürsten einfanden; doch konnte er aus schwäbischen und elsassischen Rittern eine tapfere Kriegsschaar bilden. Auch an Geld mangelte es. Als er den Rhein hinunterzog, fragte ihn der Herr von Klingen: „Herr, wer soll eueren Schatz bewahren?" Rudolf antwortete: „ich habe keinen Schatz und kein Geld als diese fünf Schillinge, aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen." Der Erfolg hat sein Vertrauen gerechtfertigt. Zunächst stärkte er sich durch Bündnisse. Graf Meinhard von Tyrol und Görz sagte zu, in Kärnthen einzubrechen, und Rudolf's ältester Sohn, Albrecht, wurde mit dessen Tochter verlobt. König Ladislaus IV. von Ungarn, dessen Bruder, dem Herzog Andreas von Slavonien, auch eine Tochter des Kaisers versprochen ward, zeigte sich ebenfalls zum Kriege gegen Ottokar bereit.

Ja Herzog Heinrich von Niederbaiern söhnte sich mit seinem Bruder und dem Könige aus, und erhielt eine dritte Tochter des Letztern zur Gemahlin für seinen Sohn Otto. So rückte Rudolf ungehindert über Regensburg und Passau in Oesterreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokar's überdrüssig, sich ohne Schwertstreich unterwarfen. Es glückte ihm auch, die festen Städte im raschen Anlauf fast alle einzunehmen, da Ottokar einen Einfall in Böhmen vermuthet hatte und die Grenzen am böhmer Walde deckte; nur das feste Wien und Klosterneuburg mußten einige Wochen belagert werden. Während nun Rudolf an einer Brücke über die Donau arbeiten ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten böhmischen Lager zu nähern, auch von anderen Seiten seine Bundesgenossen Fortschritte machten, fühlte Ottokar, überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück verlassen, seines Gegners Ueberlegenheit so sehr, daß er sich zu einem Vergleich bequemte. Dieser ward am 21. November 1276 geschlossen. Der Hauptpunkt desselben war die Abtretung von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Eger und Portenau. Wechselheirathen sollten diesen Vergleich befestigen und zugleich mildern. Böhmen und Mähren empfing Ottokar, vor Rudolf knieend, in dem Lager desselben als Lehen vom Reiche.

Aber das schmerzliche Gefühl des gebeugten Stolzes, welches in seiner Seele zurückblieb, und in der Heimath durch die Vorwürfe seiner Gemahlin, einer galicischen Fürstin, noch mehr gereizt ward, bewog ihn bald, den Kampf noch einmal zu versuchen. Die Reichsfürsten fanden sich zwar bei Rudolf in noch geringerer Zahl ein, als das erste Mal, aber zum Glück ließ Ottokar den günstigen Augenblick unbenutzt verstreichen, bis Rudolf, verstärkt durch Ungern, Kärnthner und Steiermärker, so wie durch den Zuzug Friedrich's von Nürnberg und Heinrich's von Isny, die auch hier ihre Treue bewährten und mit wenigen, aber trefflichen Truppen auf Umwegen herbeieilten, ihm entgegenrücken konnte. Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien. Von beiden Seiten ward muthig gefochten, aber Ottokar erlag endlich der Tapferkeit Rudolf's und der Verrätherei der Mähren in seinem Heere. Er fand auf dem Schlachtfelde seinen Tod durch die Rachbegierde steiermärkischer Kriegsleute, obgleich Rudolf befohlen, ihn so viel als möglich zu schonen. Rudolf selbst war nicht minder in Gefahr gewesen. Er lag schon, von einem böhmischen Ritter herabgeworfen, unter seinem Pferde, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor dem Zertreten durch die über ihn herstürmenden Reiterhaufen; ein Schweizer, Ritter Walter von Ramschwag aus dem Thurgau, sprang herzu

und hob ihn auf. Aber der Sieg war sein und er verfolgte ihn mit Eifer. Er nahm Mähren und drang in Böhmen bis Kollin vor. Hier wurde mit dem Markgrafen von Brandenburg, Otto dem Langen, einem Neffen Ottokar's, der die Vormundschaft über den elfjährigen Sohn des erschlagenen Königs übernommen und neue Streitkräfte gesammelt hatte, ein Vergleich geschlossen. Der junge Wenzel behielt Böhmen; Mähren kam auf fünf Jahre an Rudolf zur Entschädigung für die Kriegskosten. Mit den österreichischen Landen belehnte Rudolf, nachdem die Kurfürsten ihre Einwilligung gegeben hatten, seine Söhne Albrecht und Rudolf (1282). Das Herzogthum Kärnthen überließ er dem Grafen Meinhard von Tyrol. So brachte Rudolf, mit vielem Schweiß und Blut, wie Ludwig von Baiern in seiner Zustimmung (Willebrief) schrieb, eine ansehnliche Macht an das Habsburgische Haus. Da das Ansehen des Königthums in Deutschland so tief gesunken war, hielt er die Vergrößerung seines unmittelbaren Gebiets für das einzige Mittel, gegen die Macht der Fürsten nachdrücklich aufzutreten und für den besten Gewinn, den ihm die Krone verschaffen konnte; eine Staatskunst, nach welcher auch die folgenden Könige der Deutschen verfuhren.

Nachdem der König bis zum Jahre 1281 in Oesterreich verweilt hatte, wo ihm die Aufrichtung des Landfriedens vollständig glückte, ward das letzte Jahrzehnt seines Lebens durch die Bemühungen in Anspruch genommen, die Bestimmungen des Nürnberger Reichstages, die 1281 wiederum in Nürnberg noch verschärft wurden, auch im übrigen Deutschland auszuführen. Besonders schwierig war die Ausführung in dem durch den Untergang der Hohenstaufen zertrümmerten Herzogthum Schwaben, wo nicht nur Pfalzgraf Ludwig, der Allodialerbe Konradin's, viel Herzogsgut an sich gebracht hatte, sondern auch die Grafen zu größerer Macht emporgekommen waren, so daß sie den königlichen Befehlen kaum Folge leisteten. Unter den Widerspenstigen trat hauptsächlich der Graf Eberhard von Wirtemberg hervor, dessen Haus sich eben aus jenen Trümmern zu Macht und Glanz erhob. Es war ein wilder, fehdelustiger Kriegsmann. Seine Geburt, so erzählen die Stuttgarter Annalen, hatte der Mütter das Leben gekostet, und diese hatte sterbend vorausgesagt, daß, so lange er leben würde, es keinen Frieden im Schwabenlande geben werde. Rudolf sah sich genöthigt, gegen ihn und mehrere andere schwäbische Herren wiederholt das Reichsaufgebot ergehen zu lassen. Das Herzogthum in Schwaben wurde indeß nicht völlig wieder hergestellt; des Königs Sohn Rudolf führte zwar davon den Titel, der sich auf dessen Sohn Johann vererbte, doch erstreckte sich die Autorität

desselben nur auf den südwestlichen Theil, wo die Habsburger Hausgüter besaßen. Vieles mußte den Grafen von Wirtemberg und den Markgrafen von Baden gelassen werden; der mittlere Adel, viele Stifter, Klöster, Städte und Bauerschaften, sonst Vasallen und Dienstleute der Herzoge, kamen jetzt unmittelbar unter das Reich und wurden unter Vögte gestellt. Noch größere Hindernisse fand Rudolf, als er die Grafen von Hochburgund, Mümpelgard und Savoyen, die sich gleiche Anmaßungen in Betreff vieler Reichsgüter zu Schulden kommen ließen, zum Gehorsam nöthigen wollte. Mehr als Ein Feldzug wurde theils durch ihn selbst und seine Söhne, theils durch seine beiden Schwäger, den Grafen von Hohenberg und den Burggrafen von Nürnberg, unternommen, ehe er seinen Zweck erreichte. Mitten unter diesen Kämpfen trat in den Rheinlanden ein Betrüger Namens Tile Kolup oder Holzschuh auf, der sich für Kaiser Friedrich II. ausgab, auch Glauben und Anhang fand. Endlich lieferten ihn die Bürger von Wetzlar aus, worauf ihn Rudolf als Zauberer verbrennen ließ. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß die Geneigtheit, mit welcher Rudolf der Geistlichkeit bisher überall nachgegeben hatte, von dem Volke, zumal von den Städten, nicht gebilligt wurde; denn gerade die Erinnerung an Friedrich's Streit mit der Pfaffheit machte den Betrüger populär. Auch scheint Rudolf die Städte öfter mit schweren Steuern belegt zu haben.

Nicht minder sorgte der König für die Handhabung der Gerechtigkeit und die Herstellung der Ordnung in den übrigen Landschaften; er durchzog das Reich von einem Ende bis zum andern, saß oft persönlich zu Gericht, und erlaubte einem Jeden Zutritt; „denn ich bin wahrhaftig nicht König geworden,“ sagte er, „um mich vor den Menschen einzuschließen.“ Besonders suchte er für die öffentliche Sicherheit durch Landfriedensgebote zu wirken, kraft deren die Stände des Reiches oder auch nur einzelner Gegenden sich auf eine gewisse Anzahl Jahre der Gewaltthätigkeit und Selbsthülfe enthalten, und in ihren Streitigkeiten den Weg Rechtens einschlagen sollten. Doch blieb „aufrichtige Fehde“, wie es heißt, wenn man vor Gericht keine Genugthuung gefunden zu haben glaubte, immer gestattet. Im Jahre 1281 mußten die fränkischen zu Nürnberg, die rheinischen zu Mainz, 1286 die schwäbischen und bairischen, und 1288 die elsassischen Stände einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören. Diesen Anordnungen gab er durch strenge Bestrafung der Ruhestörer Nachdruck. Nach dem burgundischen Krieg (1290) kam er nach Thüringen und ließ neunundzwanzig gefangene Raubritter in seiner Gegenwart zu Erfurt hinrichten. Ueber ein Jahr verweilte er

hier, bis sämmtliche Fürsten und Herren das Landfriedensbündniß beeidigt hatten und alle Raubschlösser in diesen Gegenden, man zählte sechsundsechzig, gebrochen waren.

Die Nachfolge im Reiche war zuerst seinem zweiten Sohne, Hartmann, zugedacht gewesen. Als dieser 1281 bei einer Fahrt über den Rhein ertrunken war, sollte der dritte, Rudolf, an seine Stelle treten; doch auch dieser starb 1290. Gern hätte nun Rudolf das Reich, für das er so viel gethan, dem Herzoge Albrecht, dem einzigen noch lebenden seiner Söhne, hinterlassen. Allein die Fürsten, welche nicht gern ihr Wahlrecht beschränken und die damit verbundenen großen Vortheile einem Hause, das in kurzer Zeit so starke Schritte zur Macht und Hoheit gethan, aufopfern wollten, auch Albrecht's harten und unfreundlichen Sinn kannten, wichen seinen Anträgen aus, die er ihnen über die Ernennung desselben zum Nachfolger auf dem Reichstage zu Frankfurt machte. Heinrich der Knoderer, so genannt wegen seines Knotengürtels als Minorit, sein bewährter Freund, war todt und Gerhard von Eppenstein an seiner Statt Erzbischof von Mainz geworden, ein offenbarer Gegner des Königs. Mißvergnügt verließ Rudolf die Stadt und ging schon krank und schwach nach Straßburg. Als die schnellere Abnahme der Kräfte ihm in Germersheim die Annäherung des Todes verkündigte, rief er: „wohlan nach Speier!" Hier, an der Begräbnißstätte der Kaiser, wollte er sein Ende erwarten. Am 14. Julius ritt er in die Stadt ein, aber eben nur, um darin zu sterben; sein Tod erfolgte schon des nächsten Tages. Im Dome, zur Seite des Königs Philipp ward er begraben.

Rudolf hat den Ruhm der Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit, den er sich als Graf erworben, als Kaiser bewahrt und gemehrt. Er übte im Großen dasselbe, was er vorher in kleineren Kreisen zu thun gewohnt war. Seine Gestalt war sehr hoch und schlank, seine Sitten einfach; Speise und Trank genoß er mäßig. Er trug gewöhnlich ein schlichtes graues Wamms, das er sich wohl im Felde selbst flickte. Wenn er sprach, gewann er durch biedere Zutraulichkeit; fröhlichen Reden und munteren Scherzen war er geneigt und den Weibern nicht abhold. Niemals ließ er es aber an Ernst und Ausdauer in seinen Unternehmungen fehlen. Als seinem Heere im burgundischen Krieg einst die Zufuhr abgeschnitten war, zog er eine Rübe aus dem Felde und aß sie roh, worauf die Kriegsleute ohne Murren dem Beispiel des Kaisers folgten. Endlich, als nirgends mehr etwas zu finden war, ließ er die Feinde angreifen: „Siegen wir," sprach er, „so bekommen wir Lebensmittel genug; werden wir besiegt, so erhalten die Gefangenen wohl Essen und Trinken." Ebenso

fest und treu hielt er Versprechungen und Zusagen, so daß noch lange das Sprichwort blieb, wenn jemand sein Wort brach: der hat Rudolf's Redlichkeit nicht. Diese ganz einfache Art und Weise des Auftretens machte ihn wie keinen seiner Vorgänger zum Manne des Volks; von keinem unserer Könige sind uns so viele rein menschliche Züge aufbewahrt, als von ihm. Seine Politik richtete sich weniger auf weite und hohe Ziele als darauf, das Mögliche und was für den Augenblick zweckmäßig und nützlich schien zu erreichen. Leider haben ihn die Verhältnisse zur höheren Geistlichkeit nicht dazu kommen lassen, der Entwickelung der Städte, für die er ein Verständniß hatte, kräftige Unterstützung angedeihen zu lassen.

---

## 3. Adolf von Nassau.

(1292 — 1298.)

Obgleich Albrecht's Wahl zum Könige von Deutschland bei Lebenszeiten seines Vaters nicht hatte ins Werk gesetzt werden können, so hoffte er doch nach dem Tode desselben die Krone zu erlangen, und ließ zu dem Ende die Reichskleinode vor der Hand zurückhalten, rückte auch mit einem stattlichen Heere den Rhein hinab, um seine Wahl zu unterstützen. Allein die Furcht vor der weiter schreitenden Macht des Hauses Habsburg schien durch die persönlichen Eigenschaften Albrecht's nur vermehrt zu werden, indem dieser mit mancherlei Gaben zum Herrschen auch die hochstrebendsten Entwürfe verband. Seine Nachbarn, die ihn fürchteten oder haßten, arbeiteten ihm auf alle Weise entgegen, vorzüglich sein Schwager, der König Wenceslaus von Böhmen. Ein bereitwilliges Werkzeug, seinen Plan zu durchkreuzen, fanden sie in dem damaligen Erzbischof von Mainz. Die Besitzer dieses Erzbisthums hatten schon seit längerer Zeit als die ersten Geistlichen und Erzkanzler des Reichs einen bedeutenden Einfluß auf die Wahl des Königs ausgeübt, wie sich ein solcher auch bei Rudolf's Erwählung gezeigt hatte. Gerhard von Eppenstein war entschlossen, die günstigen Umstände zur Vergrößerung und Befestigung seines Ansehns zu benutzen, um es nicht allein bei der Wahl, sondern auch während der Regierung des neuen Königs geltend machen zu können. Indem er jeden der Wahlfürsten mit der Aussicht schreckte, einen ihm verhaßten oder feindlich gesinnten Bewerber zu unterstützen, überließen

ihm endlich alle unter der Bedingung, daß dies nicht geschehe, ihre Stimmen; selbst der alte Pfalzgraf Ludwig, der übrigens erst auf Habsburgischer Seite stand. So ausgerüstet, beschloß er, einen Mann zu erheben, der gar keine Hoffnung auf die Krone hegen konnte und daher ihm und dem Kölner, mit dem er Abrede getroffen hatte, nicht nur zu großem Danke verpflichtet wäre, sondern auch in allen Forderungen zu Willen sein würde.

Als nun die Kurfürsten in Frankfurt beisammen waren und den Ausspruch Gerhard's erwarteten, ernannte er zu nicht geringem Staunen der Mehrzahl den Grafen Adolf von Nassau, seinen Verwandten, zum Könige. Um jedem Tadel zuvorzukommen, ließ der Erzbischof sogleich den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen und dem neuen Könige die Huldigung leisten, damit auch aller Widerstand unrechtmäßig werde. Erfolglos hätte er in diesem Augenblicke überdies bleiben müssen, weil Gerhard reisiges Volk in die Stadt gezogen hatte. So erwählt, ging Adolf zur Krönung nach Aachen. Seine persönlichen Eigenschaften machten ihn des Thrones nicht unwürdig. In den häufigen Fehden zwischen den Fürsten am Rheine hatte er, unter andern auch als Bundesgenosse des Erzbischofs von Köln, ritterlichen Muth und mannhafte Tüchtigkeit gezeigt; in der Schlacht bei Woringen, die zwischen Köln und Brabant geschlagen ward, mußte er sich zwar gefangen geben, erwarb sich aber durch seine Unerschrockenheit die höchste Anerkennung auch der Gegner. Als König ließ er es sich sogleich angelegen sein, nach Rudolf's Weise Ruhe und Frieden zu erhalten. Er zog den Rhein herauf nach Schwaben, um das Landfriedensgebot zu erneuern, und brachte die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam. Auch Herzog Albrecht bezwang endlich seinen Unmuth so weit, daß er die Reichskleinode herausgab und die Belehnung zu Oppenheim empfing, doch erschien er dabei, um der Armuth des Königs zu spotten, mit der größten Pracht. Adolf fühlte auch ohne dies gar wohl, daß er, um Ansehn zu gewinnen, nach dem Beispiele seines Vorgängers, sich eine Hausmacht gründen müsse. Er bedurfte ihrer noch mehr als Rudolf, wenn er nicht bleiben wollte, was er in den Augen des Volkes war, ein Pfaffenkönig, der gänzlich von den geistlichen Fürsten abhing. Aussichten zu solcher Vermehrung seiner Kräfte schien ihm ein Zwist im thüringischen Fürstenhause zu eröffnen. Landgraf **Albrecht der Entartete**, der von seinem Vater Heinrich dem Erlauchten (Thl. VI. S. 257) Thüringen erhalten hatte, lebte in Zwist mit seinen Söhnen, **Friedrich** dem Gebissenen und **Diezmann**, auf die er den Widerwillen gegen ihre Mutter, die unglückliche Kaisertochter Margarethe,

übertrug. Er hätte ihnen gern ihr ganzes Erbe entzogen, und es einem in zweiter Ehe erzeugten Lieblingssohne, Apitz, zugewandt. Als nun Albrecht's Neffe, Friedrich Tuta, der beim Tode des Großvaters Meißen und das Osterland erhalten hatte, 1291 kinderlos starb, kamen Friedrich und Diezmann dem Vater in der Besitznahme dieser Länder zuvor, und behielten auch in dem darüber entstehenden Krieg die Oberhand, wodurch Albrecht's Haß gegen sie so gesteigert ward, daß er nicht nur seine Rechte auf jene Erbschaft, sondern auch Thüringen unter der Bedingung lebenslänglichen Besitzes für sich selbst, zu verkaufen suchte, um es nur seinen Söhnen zu entziehen*). König Adolf wurde mit ihm über zwölftausend Mark Silber einig, und benutzte bei der Abtragung dieses Kaufpreises die Gelder, welche ihm König Eduard I. von England, mit dem er ein Bündniß gegen Frankreich eingegangen war, zur Anwerbung von Kriegsvolk übersendet hatte. Adolf hatte seinerseits sehr gegründete Ursachen zum Kriege mit Frankreich; denn während die Könige der Deutschen sich nothdürftig auf dem Throne erhielten, und ihre Fürsten um die Ehre und Macht des Ganzen unbekümmert waren, entfremdeten die Herrscher jenes Landes dem Reiche auf der ganzen Westgrenze vom Mittelländischen bis zum Nordmeer ein Stück nach dem andern. Schon Rudolf hatte deswegen Unterhandlungen gepflogen und an gewaltsame Abwehr gedacht, als der Tod ihn überraschte. Adolf zog zweimal an den Rhein, doch ohne etwas zu vollführen, weil die Fürsten dem Aufgebot keine Folge leisteten. Desto eifriger betrieb er die Eroberung der erkauften Provinzen, fand aber großen Widerstand, weil die thüringischen Stände treu zu ihren Fürsten hielten. Trotzdem unterwarf er in zwei Feldzügen das Meißner Land (1294, 95). Seine Söldner hauseten wüst und gewaltsam; ja er selbst ließ gegen sein Königswort sechzig der tapfersten Vertheidiger von Freiberg schmählich enthaupten. Zur Erhaltung des Eroberten mußte er indeß gegen Diezmann noch fortdauernd in den Waffen bleiben.

Während er aber auf diese Weise an seiner Befestigung auf dem Throne arbeitete, wurden von einer andern Seite her schon Anstalten getroffen, ihn von demselben gänzlich herabzustürzen. Albrecht von Oesterreich hatte seine Hoffnungen nicht aufgegeben; er hatte sich Adolf zum Trotz mit dem Könige von Frankreich verbunden und seine alten

*) Andere Nachrichten stellen die Sache so dar, als wenn Adolf die Mark Meißen als erledigtes Reichslehn betrachtet und Albrecht gegen eine Summe Geldes sich verpflichtet habe, Partei gegen seine eigenen Söhne zu nehmen.

Feinde zu gewinnen gewußt, besonders den König von Böhmen, ja sogar den Kurfürsten von Mainz, der aus dem Beschützer Adolf's jetzt dessen Gegner geworden war. Adolf hatte bei seiner Wahl äußerst lästige Bedingungen zu Gunsten des Erzbischofs wie seiner übrigen Wähler eingehen müssen; dieselben waren nicht nur dem Interesse des Reiches entgegen, sondern auch für die Würde des Königs verletzend und demüthigend, und wie immer überstiegen die Forderungen der geistlichen Herren dabei die der weltlichen Fürsten bei weitem. Nunmehr glaubte der König in der Lage zu sein, daß er diese Fesseln abstreifen könne; sein Auftreten zeigte, daß er entschlossen sei, den bisherigen Einfluß des Mainzers auf die Reichsregierung abzuwerfen und von den Wahlbedingungen so wenige als möglich zu erfüllen. Kein Wunder, daß Gerhard jetzt aus einem Gönner und Freunde der bitterste Feind ward. Im Gefühl seiner Macht drohte er wohl, indem er auf seine Jagdtasche wies, daß er noch mehr Könige im Sacke habe. Er wandte endlich alle Mittel an, um die Absetzung Adolf's ins Werk zu setzen. Das Krönungsfest in Prag bot eine günstige Gelegenheit, die Gemüther der Fürsten zu gewinnen; Sachsen, Brandenburg, Böhmen ließen sich geneigt finden. Inzwischen blieb Adolf nicht unthätig und rüstete sich, seinen Feinden im offenen Felde zu begegnen. Jetzt war die Zeit gekommen, offen aufzutreten. Gerhard, um den Schein des Rechtes zu wahren, berief eine, freilich nur von wenigen Fürsten besuchte, Versammlung nach Mainz (23. Juni 1298), vor der sich der König über die gegen ihn laut gewordenen Klagen und Beschwerden rechtfertigen sollte; und da er auf dreimalige Ladung nicht erschien, entsetzten sie ihn und wählten den Herzog Albrecht. Die Fürsten erklärten, daß sie vor sechs Jahren Adolf von Nassau zum römischen Könige erkoren, weil sie keinen Besseren gekannt; da er aber in kurzer Zeit den Rath der Weisen verachtet und der Leitung von Unerfahrnen sich anvertraut, vom Könige von England Sold genommen, und mehr als zwanzig Fehler begangen, so hätten sie ihn jetzt des Throns unwürdig befunden. Es war ein bisher unerhörter, durchaus widerrechtlicher Schritt, besonders da die Zustimmung der drei Kurfürsten von Trier, Köln und des Pfalzgrafen bei Rhein, fehlte; der letztere, Rudolf, Ludwig's des Strengen Sohn, war des Königs Eidam geworden. Auf Adolf's Seite blieben auch die meisten Städte. Die Entscheidung beruhte daher auf den Waffen, und diese herbeizuführen, war Albrecht schon vor dem Mainzer Spruche an der Spitze eines starken Heerhaufens aus seinen Erblanden nach dem Rhein gezogen. An der Elze stießen beide Gegner auf einander; doch blieben sie vierzehn Tage

durch den Fluß getrennt einander ruhig gegenüber liegen, während Herzog Otto von Baiern dem Könige Adolf Hülfsvolk zuführte. Endlich wurde Albrecht durch Mangel an Zufuhr bewogen, abzuziehen und über den Rhein zu gehen, wo ihm die Nachricht von Adolf's Absetzung und seiner Wahl überbracht wurde. Er wollte am linken Ufer hinabrücken, um sich mit dem Erzbischof von Mainz zu vereinigen. Adolf eilte seinem Gegner nach; es drängte ihn, seine gerechte Sache dem Gottesurtheile einer Schlacht zu überlassen. Ohne daher noch, wie die Seinigen wünschten, die Ankunft einer ihm durch den Erzbischof von Trier zuzuführenden Verstärkung und des städtischen Fußvolks abzuwarten, traf er fast bloß mit der Ritterschaft, auf deren erprobte Tapferkeit und treffliche Bewaffnung er sein ganzes Vertrauen setzte, bei Göllheim südöstlich vom Donnersberge, unweit Worms, auf die Oesterreicher, am 2. Junius 1298. Mit großer Erbitterung ward gestritten. Nach Albrecht's Anordnung stießen seine Kriegsleute unritterlicher Weise besonders nach den Pferden ihrer Gegner, und Adolf, der in voller Kriegspracht allen voran kämpfte, sah bald den größten Theil seiner Tapferen außer Gefecht. Er suchte im Schlachtgetümmel seinen Widersacher, aber vorsichtig hatte dieser Mehreren seine Feldzeichen gegeben. Einer nach dem Andern mußte die gefährliche Auszeichnung mit dem Leben bezahlen. Schon hatte Adolf seinen Helm verloren, schon war sein müdes Schlachtroß zusammengestürzt, und hart beschädigt hatte er ein anderes bestiegen, als er endlich den Herzog selbst erblickte. „Hier müßt ihr mir das Reich und euer Leben lassen!" rief er ihm entgegen. „Das steht in Gottes Hand," erwiederte Albrecht. Sie rannten wider einander und Adolf sank vom Pferde. Auf der Erde liegend ward der Schwerverwundete von anderer Hand vor Albrecht's Augen vollends getödtet. Sein Heer zerstreute sich, und der Sieg war für Albrecht entschieden. Aber Gerhard von Mainz welcher mit dem Herzog in der Schlacht war, konnte sich des Mitleids nicht erwehren, als er den blutigen Leichnam des Königs erblickte, und gestand mit Thränen, daß hier ein tapferer Mann gefallen sei. Adolf's Regierung war zu kurz, als daß sich mit Sicherheit übersehen ließe, ob er mit der Wendung in seiner Politik, die er erst kurz vor seinem Ende nahm, wie wohl behauptet worden ist, eine Erhebung und Kräftigung des städtischen Elementes im Reiche beabsichtigte. Daß er sich bewußt war, welche bedeutende Unterstützung ihm dasselbe gewähren könnte, ist nicht zu bezweifeln; dagegen bleibt es fraglich, ob er, dessen Auftreten den Anstrich des Tumultuarischen und Unsichern hat, bei längerem Leben im Stande gewesen sein würde, diese Einsicht folgerichtig zu verwerthen.

## 4. Albrecht I.

(1298—1308.)

Der Erzbischof von Mainz und die mit ihm verbündeten Kurfürsten hatten durch ein eigenmächtiges Urtheil den König Adolf vom Throne gestoßen, zum Theil weil er ihren eigennützigen Wünschen und Zwecken nicht hatte dienen wollen; statt seiner hatten sie, von Haß verblendet, einen Mann erhoben, der durch äußere Lage sowohl als durch geistige Eigenschaften ihnen weit gefährlicher war, wie sein Vorgänger. Ueber Albrecht's Charakter sind uns die widersprechendsten Nachrichten überliefert. Während von seinen Zeitgenossen die Einen ihn als einen Mann von bäurischer, zorniger Art schildern, dessen finstere und abstoßende Erscheinung noch durch Blässe der Gesichtsfarbe und den Verlust des einen Auges erhöht wurde, nennen ihn die Andern einen guten Familienvater und ruhigen, überlegenden, aber willensstarken Fürsten, unter dessen Scepter sich Deutschland eines lange nicht gekannten Friedens erfreut habe. Jedesfalls war die Begierde zu erwerben, und zwar für sein Haus zu erwerben, ein hervorstechender Zug seines Wesens, und diesem „Geize nach Gut" dienten eine große ererbte Macht und ein Reichthum, die ihn in den Stand setzten, stets wohlgerüstete Söldnerschaaren zu halten. Zwar hatten die Kurfürsten sich vor seiner Wahl viel von früheren Kaisern Erlangtes bestätigen, viel Neues versprechen lassen, und indem sie so für ihren Vortheil gesorgt, und weitere Schritte zur Erwerbung vollständiger Landeshoheit gethan, hofften sie auch, wenn Albrecht widerstreben würde, ihn auf demselben Wege wie Adolf beseitigen zu können.

Der König eilte indeß nach Frankfurt, um hier den Besitz der Krone, die er durch Waffengewalt gewonnen, durch eine nochmals vorgenommene einstimmige Wahl rechtskräftig zu machen. Darauf ward er zu Aachen gekrönt und hielt zu Nürnberg seinen ersten überaus zahlreich besuchten Reichstag, auf welchem er einen allgemeinen Landfrieden bekannt machen ließ, für dessen Haltung er eifrig sorgte. Größere Schwierigkeit als bei den Deutschen Fürsten fand der neue Herrscher bei dem Papst Bonifacius VIII., welcher ihn, als den Verräther und Mörder seines Vorgängers, nicht anerkennen wollte. Dieser Widerspruch führte Albrecht zum Bündniß mit Philipp dem Schönen, der damals mit dem heiligen Stuhle in harten Zwist gerathen war. Es ist überhaupt charakteristisch, daß sich die ersten Habsburger, wie die Staufen, an Frankreich anschlossen, während ihre Gegner (Otto IV., Adolf, Ludwig der

Baier) zu England hielten. Auf einer Zusammenkunft, welche die beiden Könige zu Quatrevaux, zwischen Vancouleurs und Toul, abhielten (1299), nachdem schon vorher eine Verbindung zwischen Albrecht's ältestem Sohne Rudolf und Philipp's Tochter Blanca beschlossen war, wurden Verabredungen getroffen, die eine einträchtige Haltung gegenüber dem Papste zum Ziel hatten und in denen die Nachfolge Rudolf's im Reiche sowie das Wittthum für Blanca in Schwaben und Burgund festgesetzt ward. Allein die Absichten auf eine so bedeutende Vergrößerung der Habsburgischen Macht scheiterten an der wachsamen Eifersucht der Kurfürsten; Gerhard von Mainz verweigerte die Zustimmung zu diesen Verträgen und verließ das Hoflager des Königs. Durch diesen mißlungenen Versuch nicht abgeschreckt und ohne Rücksicht auf den Haß, welchen er sich dadurch zuziehen mußte, verfolgte Albrecht rüstig das Streben nach Erweiterung seines Gebietes vermittelst des königlichen Ansehens. Mit Johann I. erlosch um diese Zeit die männliche Linie der Grafen von Holland. Albrecht versuchte ihre Besitzungen Holland, Seeland und Friesland als eröffnete Reichslehen einzuziehen. Aber er mußte, obschon er mit Heeresmacht nach den Niederlanden aufbrach, auch von diesem Unternehmen abstehen, und den nächsten Verwandten weiblicher Seite, den Grafen von Hennegau Johann von Avesnes, mit jenen Landschaften belehnen.

Als Albrecht von diesem Zuge zurückkehrte, gerieth er in offenen Streit mit den Kurfürsten. Der König hatte nämlich, uneingedenk dessen, was er bestätigt und versprochen, bald nach seiner Thronbesteigung die Forderung ergehen lassen, dem Reiche alle ihm seit Friedrich's II. Zeiten entzogenen Güter und Rechte zurückzustellen, wobei hauptsächlich die Rheinzölle der drei geistlichen Fürsten und des rheinischen Pfalzgrafen gemeint waren. Jetzt betrieb er die Sache eifriger und entlockte absichtlich den Städten Klagen über die Bedrückungen, welche ihr Handel durch diese Abgaben erfuhr. Da vereinigten sich jene vier Kurfürsten durch ein förmliches Bündniß (October 1300) mit dem Könige von Böhmen, welchem Albrecht ebenfalls frühere Verheißungen nicht erfüllt hatte, um diesem das Schicksal Adolf's zu bereiten. Albrecht aber ging mit einem schnell zusammengebrachten ansehnlichen Heere und von den rheinischen Städten aufs beste unterstützt seinen Feinden entgegen, eroberte zuerst die ganze Pfalz (1301), drang dann in die Länder der geistlichen Fürsten ein und zwang sie zum Gehorsam (1302). Mit Hülfe der Städter hatte er sogar die Burg Bingen eingenommen, deren Bezwingung eine der denkwürdigsten Waffenthaten des Mittelalters, vornehmlich durch

zwei von einem Mainzer erbaute Belagerungsmaschinen ermöglicht ward. Durch diesen glücklich geführten Krieg brachte er das Ansehn der Krone, welches seit seines Vorgängers Erwählung aufs tiefste gefallen war, wieder einiger Maßen empor, und rettete die königliche Macht vor der Gefahr, ganz in den Händen der Kurfürsten zu zerrinnen. Auch die Befreiung des Rheins von vielen schwer lastenden Zöllen konnte nur als eine Wohlthat für das Reich angesehen werden. War es Albrecht in diesen Dingen gelungen, so suchte jetzt auch sein bisheriger Widersacher, der Papst, welcher sich noch kurz vorher für die Kurfürsten erklärt und den Zwist durch seinen Richterspruch hatte entscheiden wollen, Aussöhnung und gutes Vernehmen; ja Bonifacius schenkte sogar an Albrecht, in seiner Erbitterung gegen Philipp den Schönen, von dem er immer stärker gedrängt ward, das Königreich Frankreich, dessen er Philipp für unwürdigt erklärt hatte; eine Gabe, die Albrecht, obgleich jetzt mit Frankreich gespannt, um so weniger annehmen wollte oder konnte, da der Geber selbst bald darauf der Macht jenes Herrschers unterlag.

So glücklich wußte Albrecht die Pläne der Kurfürsten zu seiner Entsetzung abzuwenden. Aber das Schwerere schien noch übrig, da ihr Bundesgenosse, der König von Böhmen, noch unbezwungen, ja in der Erweiterung seines Ansehns begriffen dastand. Wenceslaus II., Ottokar's Sohn, schon durch sein Erbreich mächtig, war im Jahre 1300 von einer unzufriedenen Partei in Polen, welche ihren Herrscher Wladislav Lokietek vertrieben hatte, herbeigerufen, und zu Gnesen zum Könige dieses Landes gekrönt worden. Auch Ungarn schien seinem Hause bestimmt. Dort nämlich war nach dem Tode des letzten Königs aus dem arpadischen Stamme, Andreas III. (1301), eine Partei für den neapolitanischen Prinzen Karl Robert, eine zweite für den Sohn des Böhmenkönigs. Albrecht, welcher der Vereinigung dreier so bedeutender Kronen nicht ruhig zusehen konnte, trat in beiden Staaten auf die Seite der Gegner des Wenceslaus und griff Böhmen in Verbindung mit Karl Robert an (1304), während Wladislav Lokietek mit ungarischer Hülfe in Polen eindrang. Trotz dieser günstigen Umstände aber richtete Albrecht nichts aus. Nachdem er Kuttenberg lange vergeblich belagert hatte, mußte er, durch Mangel, eintretende Kälte und Krankheiten in seinem Heere gezwungen, das Land verlassen. Als er sich zu einem zweiten Zuge rüstete, starb der Böhmenkönig (1305). Sein Sohn, der siebzehnjährige Wenceslaus III., entsagte der ungarischen Krone und versöhnte sich mit Albrecht, wurde aber schon ein Jahr darauf (1306) von einigen böhmischen Großen verrätherisch zu Olmütz ermordet. Mit ihm erlosch der alte böh=

mische Herrscherstamm, und Albrecht nahm das Land sofort als Reichslehen und kraft eines zwischen König Rudolf und Wenceslaus II. geschlossenen Vertrags für seinen ältesten Sohn Rudolf, dem er es bestimmte, in Anspruch. Er fand zwar an dem Herzoge Heinrich von Kärnthen, der mit des letzten Königs Schwester vermählt war, einen Gegner; als er indeß an der Spitze eines starken Heeres anrückte, erklärten sich die böhmischen Stände für Rudolf, welcher versprach, die Wittwe Wenceslaus II. zu heirathen. So schien Albrecht's Zweck erreicht. Rudolf hielt, von seinem Vater begleitet, seinen Einzug in Prag (1306), allein sein baldiger Tod (3. Juli 1307) veränderte auf einmal die Lage der Dinge. Obwohl er ein Jüngling von vorzüglichen Eigenschaften und großer persönlicher Liebenswürdigkeit war, so hatte doch seine kurze Regierung, weil er die Deutschen begünstigte und in seiner Hofhaltung weise Sparsamkeit einführte*), die Gemüther der österreichischen Herrschaft entfremdet, und die Stände wählten nunmehr den Herzog Heinrich von Kärnthen zum König. Albrecht brach alsbald von neuem in Böhmen ein, mußte sich jedoch wiederum unverrichteter Sache zurückziehen. Auch jenseit des Erzgebirges traf ihn Mißgeschick. Er behauptete, König Adolf habe diese Länder nicht sich, sondern dem Reiche erworben. In der That war die Mark Meißen eine Zeit lang im Besitze Wenzels II. von Böhmen, dem es Albrecht im Beginn seiner Regierung als Pfand überwiesen hatte, und sodann der Markgrafen von Brandenburg gewesen. Als nunmehr das Gebiet an den König zurückgegeben ward, setzten sich die Brüder Friedrich und Diezmann rasch in Besitz desselben und besiegten im Frühjahr 1307 bei Luka unfern Altenburg das Reichsheer unter dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, das der Kaiser gegen sie abgesandt hatte**). Indeß war Albrecht nicht der Mann, einmal gefaßte Entwürfe so bald aufzugeben, und fehlgeschlagene Versuche trieben ihn nur, dieselben leidenschaftlicher und hartnäckiger festzuhalten. Er ging nach Schwaben und Helvetien, dort neue Streitkräfte zur Bezwingung Böhmen's und Thüringen's aufzubieten.

Doch mitten unter diesen Zurüstungen traf ihn unerwarteter Tod von der Hand eines nahen Verwandten, den er durch seine unersättliche Ländergier wider sich aufgebracht hatte. Albrecht's Bruder Rudolf war

*) Vgl Palacky, Gesch. von Böhmen. II, 2, 54.

**) Die Schlacht, die übrigens der Burggraf gegen einen achtfach überlegenen Feind verlor, ist später sprichwörtlich geworden. „Es geht Dir nun als den Schwaben vor Luca“ oder „Es wird Dir glücken, Wie den Schwaben bei Lücken.“

früh (1289) mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben. Dieser, Johann genannt, war jetzt neunzehn Jahre alt geworden, aber der König zögerte noch immer, ihm seines Vaters Theil an dem Habsburgischen Erbgut heraus zu geben, und wollte ihn erst mit den in Thüringen noch zu machenden Eroberungen befriedigen. Der junge Herzog, unwillig und zornig, daß sein gerechtes, schon öfters gethanes Begehr immer abgewiesen ward, noch mehr gereizt, weil er Albrecht's dritten Sohn Leopold bei gleicher Jugend im Besitz von Ehre und Gütern sah, von Herrschsucht verblendet und bethört, faßte den furchtbaren Gedanken, durch Ermordung seines Königs und Oheims sich Rache und Land zu verschaffen. Es scheint, daß Johann den Plan, wenn auch nicht auf Anregung so doch unter Mitwissenschaft einiger dem Könige feindlichen Fürsten, gefaßt habe*); neben Eberhard dem Erlauchten von Würtemberg nennen gleichzeitige Schriftsteller besonders „den ungetreuen Wolf", den Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, der, früher König Wenzel's Hofmedicus, Bischof von Basel geworden und nach dem Tode Gerhard's von Eppenstein auf den ersten geistlichen Stuhl Deutschland's erhoben war. Johann verband sich mit einigen Habsburgischen Dienstleuten im Aargau: Walther von Eschenbach, Ulrich von Balm, Rudolf von Wart und Konrad von Tegerfeld, die, durch Albrecht's strenge Herrschaft beeinträchtigt, von der Regierung eines jungen Fürsten bessere Tage erwarteten. Als nun Johann zu Baden dem Könige nochmals seine Bitte vortragen ließ, und wiederum nur Vertröstung auf die Zukunft erhielt, wurde die Ausführung des blutigen Vorhabens beschlossen. Albrecht war fröhlich und guter Dinge an diesem Tage (1. Mai 1308) wie selten. Nach der Tafel wollte er seiner Gemahlin, die von Rheinfelden kam, entgegenreiten, und die Verschwornen schlossen sich ihm an. Als man bei Windisch über die Reuß setzte, wußten sie unter dem Vorwande, daß der Nachen so wenig als möglich beschwert werden müsse, den König von seiner übrigen Begleitung zu trennen, und nachdem sie mit ihm am jenseitigen Ufer angekommen waren, hielt Johann die Fähre noch einige Zeit auf, damit

*) Johann war als der Sohn einer böhmischen Prinzessin an dem leichtfertigen Hofe Wenzel's in Prag erzogen worden. Palacky a. a. O. 64. macht darauf aufmerksam, daß sein Unmuth in der letzten Zeit hauptsächlich dadurch erregt worden sei, daß der König auch nach dem Tode des jungen Rudolf seine Absichten auf Böhmen nicht aufgegeben und dies Land nicht ihm, dem berechtigten Cognaten, sondern seinem zweiten Sohne, Friedrich dem Schönen, habe zuwenden wollen.

die Anderen nicht zu schnell nachkämen. Nun fiel Eschenbach dem Könige in den Zaum. „Zu Hülfe Vetter!" rief Albrecht; aber dieser rannte ihm mit den Worten: „hier der Lohn des Unrechts" das Schwert in den Nacken, daß es durch die Brust herausdrang. Balm spaltete ihm den Kopf. Der König sank vom Pferde, und starb in den Armen eines gemeinen Weibes, welches dem Morde zugesehen. Die Angst des Verbrechens raubte aber den Thätern dergestalt alle Besinnung, daß sie gar keinen Versuch machten, es zu benutzen. Johann floh auf dem Rosse des Königs davon. In Mönchsgestalt entkam er nach Italien; Kaiser Heinrich VII. soll ihn in Pisa gesehen haben. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt, wahrscheinlich ist er in jener Stadt bei den Augustinern gestorben. Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab sich nachmals für seinen Sohn aus. Eschenbach und Balm haben flüchtig und armselig geendet; der erstere als Hirt im Gebiete Eberhard's des Erlauchten, der andere in einem baseler Kloster. Friedrich der Schöne, Albrecht's zweitgeborner Sohn, dem dieser die Regierung Oesterreich's übertragen hatte, eilte mit einem Heer in die vorderen Lande, weil er einen weiter greifenden Aufstand gegen die Herrschaft seines Hauses befürchtete. Er fand aber alles ruhig, nur seine Mutter Elisabeth und seine Schwester Agnes, die Wittwe des Königs Andreas III. von Ungarn, in voller Thätigkeit, eine fürchterliche Rache zu üben. Die Schlösser der Verschwornen wurden gebrochen, ihre Besitzungen verwüstet, ihre Anverwandten, Diener und Unterthanen umgebracht. Forwangen, die Burg des Herrn von Balm, ergab sich auf Gnade, aber Agnes ließ die drei und sechzig Reisige der Besatzung vor ihren Augen enthaupten. Noch Schlimmeres, aber nicht ganz Verbürgtes, wird erzählt. Als Walther von Eschenbach's festes Haus Maschwanden gestürmt und alles niedergehauen wurde, hörte Agnes dessen Kind im Kämmerlein wimmern. Sie wollte es erwürgen, aber die rohen Kriegsleute erweichte der Anblick, mit Mühe rissen sie es der Königin aus den Händen. Der Herr von Wart, der den Mord nur mit angesehen haben soll, wurde ergriffen und lebendig aufs Rad geflochten. In diesem Zustande athmete er noch drei lange Tage. Neben ihm hielt sein Eheweib mit übermenschlicher Anstrengung in Gebet auf dem Hochgerichte aus, bis er verschieden war. Bald nachher sank auch sie ins Grab. Als Friedrich solchem Wüthen Einhalt thun wollte, sprach seine Mutter: „Du hast den blutigen Leichnam nicht erblickt. Barfuß und bettelnd wollte ich die Welt durchziehen, wenn ich Deinen Vater unter den Lebendigen wüßte." Man sieht hieraus wenigstens, daß Albrecht den Zeitgenossen nicht mit Unrecht für einen zärtlichen Gatten und Va-

ter galt. Gegen tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder opferte die rasende Leidenschaft der beiden Frauen den Manen des Königs durch Henkers Hand. An der Stelle, wo er gefallen, bauten die Fürstinnen das Kloster Königsfelden, wo Agnes ihre übrigen Tage (sie starb erst 1364) unter Andachtsübungen zubrachte, und den Ruf großer Heiligkeit gewann. Albrecht's Leichnam ward zusammen mit dem seines Gegners Adolf in Speier beigesetzt.

---

## 5. Befreiung der schweizerischen Waldstätte.

(1231—1309.)

Das allgemeine Streben der Zeit, Reichsrechte und Freiheiten zu eigener Verwaltung und Unabhängigkeit durch Verwilligung oder Gewalt an sich zu bringen, welches seit der Herrschaft Friedrich's II. die Fürsten und Herren Deutschland's ergriffen hatte, dehnte sich jetzt von den Stadtgemeinden herab auch auf die Landleute aus, den gedrücktesten Stand der Gesellschaft. Sind auch diese Erscheinungen, welche endlich zur Losreißung vieler Provinzen und zur Verwandlung der Monarchie in die Republik einzelner Landesherren, Gemeinden und Ritterschaften unter einem gewählten Vorsteher führten, im Ganzen und Großen genommen als Zertrennung der Einheit und Zersplitterung der Kräfte eines ehemals mächtigen und gewaltigen Reiches zu beklagen, so beruht doch andrer Seits auf dieser selbständigen Durchbildung der kleineren politischen Kreise jene Mannichfaltigkeit und jener Reichthum des inneren und geistigen Lebens, welches die deutsche Geschichte in den folgenden Jahrhunderten, trotz der großen Schwäche nach Außen, auf allen Seiten zeigt.

Das helvitische Land war von Heinrich IV. 1097 der einen Linie der Zähringer als herzogliches Gebiet, wenn auch nicht unter diesem Namen, überlassen worden. Im Jahre 1218 starb das Geschlecht, unter dessen Verwaltung das Land zu schöner Blüthe gediehen war, aus, und die Hoheitsrechte gingen wie überall im Reiche auf die in den Gegenden angesessenen Grafen über. Die bedeutendsten von diesen waren zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts im Aargau und Zürichgau die Grafen von Habsburg, die, von geringeren Anfängen aus mehr und mehr emporwachsend, endlich als Erben der Grafen von Kyburg und Lenzburg einen weit ausgedehnten Landstrich unter ihrer Botmäßigkeit vereinten.

Dazu gehörten auch die sogenannten Waldstätte Uri, Schwytz, Unterwalden. Indessen war ihre Stellung zu den einzelnen dieser Kantone nicht dieselbe, sie walteten darin in sehr verschiedenen Aemtern; ebensowenig waren die persönlichen Rechte der Einwohner unter einander gleich. In Uri, dessen Grund und Boden zum Theil dem Frauenmünster in Zürich seit den Zeiten Ludwig's des Frommen gehörte, gab es neben den Hintersassen dieser und anderer Grundherrschaften auch freie Leute; in Schwytz war die Mehrzahl der Einwohner frei, einen einheimischen Adel gab es nicht; in Unterwalden, das noch keine Einheit bildete, sondern in Nidwalden und Obwalden zerfiel, waren der freien Leute nur wenige, die meisten standen unter Hofrecht der Grundbesitzer, verschiedener Klöster und der Grafen von Habsburg. Im Laufe der Zeit hatten die hörigen Leute, besonders die Hintersassen der geistlichen Stifte, sich allmählig zur Freiheit hinaufgearbeitet, sie nannten sich freie Gotteshausleute; die Beamten, welche ihnen Seitens der Hofherren geboten, hatten die Stellung freier Vasallen gewonnen (Meier und Kellner), und nicht selten geschah es, daß ihnen um dieser Selbständigkeit willen das Amt entzogen und an Ammänner (ministri) gegeben ward. Unterstützt wurden die Bewohner der Waldstätte in diesem Streben nach Befreiung dadurch, daß manche Gemeinden ganze Distrikte in ungetheiltem, gemeinsamem Besitz hatten (Allmende) und eine Markgenossenschaft bildeten. In späterer Zeit trat der günstige Umstand hinzu, daß die Vögte der Klöster, zunächst nur die Verwalter der niederen Gerichtsbarkeit, auch das Grafengericht an sich rissen oder sich von diesem befreiten; und wenn nun auch die Habsburger Grafen es schrittweise dahin brachten, daß sie neben dem Grafenamt die Vogtei ihrem Hause erwarben, so war damit doch nicht nur eine völlige Ausgleichung in den persönlichen Rechten aller Bewohner bewirkt, sondern es konnte durch das Reich mit der Grafschaft auch über die damit verwachsene Vogtei in der Weise verfügt werden, daß sie einem andern Geschlechte übertragen ward; ohnehin hatten die freien Schwytzer bei der Besetzung der Vogtei von Alters her nicht selten durch ihre Wahl mitgewirkt. So war es denn für das Land von der folgenreichsten Bedeutung, daß 1231 König Heinrich, der damals statt seines Vaters Friedrich II. in Deutschland regierte, den Leuten des Thales Uri durch eine Urkunde erklärte, daß er sie von den Habsburger Grafen befreit habe und stets bei dem Reiche halten wolle; die Ursachen, weshalb die Vogtei an das Reich zurückgenommen ward, sind nicht mehr zu übersehen. Bald folgte dieselbe Vergünstigung für Schwytz, das Friedrich II. gleichfalls unter unmittelbaren kaiserlichen Schutz nahm (1240); Unterwalden

machte wenigstens, im Bunde mit Lucern, den Versuch, sich der Vogtei der Habsburger zu entziehen, was um so leichter schien, da das Geschlecht sich augenblicklich in zwei Linien theilte, die in der Politik verschiedenen Fahnen folgten. Mit dem Jahre 1273, als Graf Rudolf deutscher König ward, trat eine Aenderung insofern ein, als die Rechte der Grafen und Vögte mit denen des Königs und des Reiches in einer Person vereinigt waren; aber wenn auch der König nichts that, die erworbenen Privilegien der Lande zu bestätigen oder zu erweitern, so befolgte er doch in der Praxis den Grundsatz, die Gewohnheiten bestehen zu lassen und wählte die Ammänner, denen er die Vogtei zu verwalten gab, nur aus Eingeborenen. Als nun Rudolf starb, benutzten die Waldstätte dieses Ereigniß sofort zur Errichtung eines ewigen Bundes (1. Aug. 1291), der, zunächst auf Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes geschlossen, doch darin über die den Gemeinden zukommenden Befugnisse hinausging, daß er den Blutbann, die hohe Gerichtsbarkeit, diesen selbst zuwies. König Adolf bestätigte sodann die Privilegien Friedrich's II., und die Waldstätte schritten alsbald gegen die geistlichen Stifter, die Besitzer der großen Liegenschaften ihrer Lande, in der Weise vor, daß sie eine weitere Anhäufung von Grund und Boden in der Hand der Kirche verboten. Nach der Schlacht bei Göllheim konnte freilich eine Anerkennung Albrecht's und die Unterwerfung unter seine Botmäßigkeit nicht ausbleiben, und er seinerseits bestätigte die Reichsunmittelbarkeit der Kantone nicht, auch mag er die Absicht gehabt haben, die Vogtei an sein Haus zurückzubringen; doch erscheint, so lange er lebte, keine Spur von Vögten in den Landen, es wurde vielmehr das Amt derselben von eingeborenen Landammännern verwaltet. Nach der Ermordung Albrecht's eilten die Waldstätte sich der Gunst des neuen Königs Heinrich VII. zu versichern, der ihnen (3. Juni 1309) ihre Reichsunmittelbarkeit bestätigte und ihnen sogar das Privilegium verlieh, daß sie mit Ausnahme des königlichen Hofgerichtes vor keinen weltlichen Richter außerhalb ihrer Thäler gezogen werden sollten. Eine Kette von inneren Fehden hatte diese ganze Entwickelung begleitet und gefördert.

Die Sage, gestaltet und genährt durch die Volkspoesie, erzählt bekanntlich den Verlauf der Thatsachen ganz anders, indem sie dieselben zugleich auf ein viel kürzeres Zeitmaß zusammendrängt. Nach ihr ernannte Albrecht einen Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg zu Vögten. Von Natur trotzig und herrisch, bestraften diese beiden Männer jeden Fehler streng, und reizten die Gemüther durch hochmüthige Verachtung. Als Geßler vor dem neuerbauten stattlichen Hause Werner Stauf=

facher's, eines wohlbegüterten und angesehenen Landmanns zu Schwytz vorbeiging, sagte er: „ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will auch nicht, daß ihr so frei lebet, als ob ihr selbst Herren wäret, ich werde mich unterstehen, es euch zu wehren." Es geschahen Thaten arger Willkür und Tyrannei, die zur Selbsthülfe aufreizten. Als Wolfenschieß, Vogt auf Rotzberg, zu dem schönen Weibe Konrad Baumgarten's ins Haus kam, ihr befahl, ihm ein Bad zu bereiten, und dann Ungebührliches von ihr begehrte, ward er von dem Manne, den er fern glaubte, im Bade mit der Axt erschlagen. Einem Bauer aus dem Melchthal in Unterwalden, Namens Heinrich, ließ Landenberg um einer geringen Ursache willen zwei schöne Ochsen vom Pfluge nehmen, und dazu sagen, die Bauern könnten den Pflug wohl selber ziehen. Als nun bei dem Wortwechsel darüber Heinrich's Sohn Arnold dem Knechte des Vogts durch einen Schlag mit dem Stocke im Zorne den Finger zerbrach und dann die Flucht ergriff, befahl der grausame Vogt dessen altem Vater die Augen auszustechen. Arnold hielt sich bei Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri verborgen; zu diesem kam auch Stauffacher, angespornt, von seiner Frau, die voll Unruh wegen Geßler's Aeußerungen über ihr Haus war, um sich mit seinen Freunden über das, was dem Lande Noth thue, zu berathen. Die Drei waren einig, daß der Tod besser sei als ungerechtes Joch zu dulden. Nachdem sie hierauf ihre Vertrauten und Verwandten erforscht hatten, brachten sie aus verschiedenen Orten Freunde auf das Rütli, eine Wiese in einsamer Gegend am Ufer des Waldstättersee's, wo sie bei Nacht sich versammelten. Am Mittwoch vor Martinstag im November 1307 kamen sie, jeder von zehn Männern seines Landes begleitet, an diesen Ort. „Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, sagt der berühmte Geschichtschreiber des Schweizervolks Johannes Müller, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli bei einander waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich." Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher streckten die Hände gen Himmel und schwuren: daß in diesen Sachen Keiner nach eigenem Gutdünken etwas wagen, Keiner den Andern verlassen solle; sie wollten kein Blut vergießen, aber die Freiheit behaupten und den Enkeln aufbewahren. Die Dreißig hoben ebenfalls ihre Hände empor, und leisteten bei Gott und bei den Heiligen denselben Eid.

Unter diesen Verschwornen befand sich auch Wilhelm Tell, ein Urner, Walther Fürst's Eidam. Dieser versäumte, einem Hute, welchen Geßler auf dem Markte in Altorf als Zeichen der landesherrlichen Ge=

walt auf eine Stange hatte stecken lassen, die befohlene Ehrerbietung zu erweisen. Geßler, ohne auf Tell's Entschuldigung, daß es nur aus Versehen geschehen sei, zu achten, ließ dessen Kinder holen, und befahl ihm, einem derselben einen Apfel vom Haupte zu schießen; fehle er beim ersten Schuß, so müsse er sterben. Tell bat um Gottes Willen, ihn nicht zu einer so unnatürlichen That zu zwingen. Vergebens, der Vogt drohte, wenn er nicht gehorche, ihn und das Kind zu tödten. Da schoß Tell, und traf glücklich den Apfel ohne das Kind zu verletzen. Vorher hatte er noch einen andern Pfeil in seinen Koller gesteckt, und als Geßler ihn nun um die Ursache fragte, auch, was es immer sein möge, ihm das Leben zusicherte, erklärte Jener keck, daß er bei schlimmerem Ausgang den Sohn gerächt haben würde. Der Vogt befahl hierauf seinen Dienern, ihn zu greifen, getraute sich aber nicht, ihn im Lande Uri gefangen zu halten; er ließ ihn binden und in einen Kahn werfen, um ihn über den Waldstätter See aus dem Lande zu führen. Schon war man jenseits des Rütli gekommen, als plötzlich der furchtbare Sturm, den die Schweizer Föhn nennen, losbrach. Da ließ Geßler den Tell, der als kundiger Schiffer bekannt war, losbinden, damit er das Ruder führen möchte. Jener thats und fuhr am Felsenufer hin, nach Axemberg zu. Hier aber ersah er die Gelegenheit, ergriff sein Schießzeug und sprang aus dem Nachen auf einen platten Felsen, den er hinan kletterte, während das Fahrzeug vom Felsen in den See zurückprallte. Dann entfloh er durch das Land Schwytz. Auch Geßler entkam dem Sturm und landete bei Küßnacht, aber nur um dem gefährlichern Feinde in die Hände zu fallen. Denn Tell wartete seiner hier in einem Hohlweg, und streckte den sich sicher Wähnenden mit einem Pfeil zu Boden.

Tell's That erhöhte den Muth der Bauern und sie versuchten es die Burgen zu gewinnen. Zu Unterwalden ließ sich ein Jüngling am ersten Tage des Jahres 1308 von seinem Mädchen auf dem Schlosse Rotzberg an einem Seile in ihre Kammer ziehen, und brachte zwanzig Freunde auf dieselbe Weise hinein, mit denen er sich des Burgamtmanns und seiner Knechte versicherte. Landenberg, der zu Sarnen wohnte, begegnete, als er an demselben Morgen in die Messe ging, zwanzig Männern von Unterwalden, die nach alter Sitte Kälber, Ziegen, Lämmer u. dgl. zum Neujahr brachten, und ließ sie mit ihren Geschenken in die Burg ziehen. Kaum waren sie aber im Thore, so zog jeder auf ein gegebenes Zeichen ein Eisen aus dem Busen und steckte es an einen spitzen Stock. Mit dieser Wehr und dreißig anderen Gesellen, die aus einem Hinterhalt herbeieilten, bemächtigten sie sich des Schlosses und seiner

Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und auch aus den übrigen Orten des Bundes wurden die Zwingherren vertrieben. Dem Landenberg, der auf der Flucht hinter Sarnen eingeholt ward, geschah nichts Leides, er wurde nur an die Grenze geführt, und mußte schwören, das Gebiet der Waldstätte nicht wieder zu betreten. Er eilte zum König Albrecht, von dem er Hülfe und Rache erwartete. Aber noch ehe dieser das Vorgefallene zu ahnden vermochte, ward er ermordet, und die Schweizer konnten sich ihres mit Mäßigung und ohne Frevelthat vollführten Unternehmens ruhig erfreuen.

Die neueren Forschungen haben allem Anschein nach unwiderleglich ergeben, daß diese Ueberlieferungen, wie sie nicht vor Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihre volle Ausbildung erfahren haben, so auch den wirklichen, geschichtlich beglaubigten Thatsachen und Rechtsverhältnissen in unausgleichbarer Weise widerstreiten. Selbst die Persönlichkeit des Tell ist historisch nicht nachzuweisen, und scheint vielmehr einer Sage entlehnt, die in ganz ähnlicher Fassung aus dem germanischen Norden stammt*).

---

## 6. Frankreich unter Philipp III. und Philipp IV. dem Schönen.

Auf Ludwig IX. folgte dessen dreißigjähriger Sohn Philipp III. Im Feldlager von Tunis empfing er die Huldigung (Thl. VI. S. 284), führte das Kreuzheer glücklich zurück, und bestattete den theuern Leichnam seines Vaters zu St. Denys. Wenn es dem neuen Könige auch an weiter blickender Einsicht und an hervorragendem Geiste fehlte, so fand er doch die Regierung durch die Anstrengungen seines Vorgängers in solchem Grade geachtet und gesichert, daß es ihm nicht schwer wurde, dieselbe ohne Störung und Unruhen beinahe sechszehn Jahre lang fortzuführen. Als sein Oheim Alfons von Poitou noch auf der Rückreise von Afrika ohne Erben starb (Thl. VI. S. 275), vereinigte er dessen

*) Das Meiste zur Aufhellung der ganzen Frage hat ein schweizerischer Geschichtsforscher, Kopp, gethan. Vgl. die Zusammenstellung des Materials bei Huber, die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur Begründung ihrer Eidgenossenschaft. Innsbruck 1861. Die daselbst S. 92 erwähnte Klingenbergische Chronik ist nunmehr von Henne, dem Wiederauffinder, veröffentlicht; auch in ihr findet die herkömmliche Ueberlieferung keine Stütze.

Besitzungen Poitou und Toulouse mit der Krone. Der Besetzung Navarra's, so wie der Steitigkeiten mit dem Könige Alfons X. von Castilien ist schon bei der Geschichte jener Reiche gedacht worden. Nach der Sicilischen Vesper erklärte Philipp, seines Volkes Ehre und seines Oheims Unglück zu rächen, auch dem Eroberer Sicilien's, Peter von Aragonien, den Krieg. Papst Martin IV. unterstützte ihn mit Bannbullen, und verschenkte sogleich, nach der damaligen Weise der Päpste, das Königreich Aragonien an einen der jüngeren Söhne Philipp's III., mit der Bedingung jedoch, daß es nie mit der französischen Krone vereinigt werden sollte. Es kam indeß nicht so weit. Zwar überstieg Philipp 1285 mit einem Heere die Pyrenäen, und eroberte mit vieler Mühe Gerona, allein Mangel und Krankheiten und der Verlust seiner Flotte, welche von den Aragoniern besiegt worden war, nöthigten ihn schon nach einigen Monaten zum Rückzug. Auf diesem erkrankte er selbst so schwer, daß er schon zu Perpignan am 5. October 1285 starb.

Sein Sohn Philipp IV., obgleich erst im neunzehnten Jahre seines Alters, übernahm mit der Krone das Streben früherer Träger derselben, die hemmenden Bande des Lehnswesens zu sprengen, den Thron unumschränkt und hoch über alle zu stellen und der Regierung durch königliche Gerichts- und Verwaltungsbeamte immer größere Gewalt zu verschaffen. In der Art und Weise, diese Entwürfe zu verfolgen, glich Philipp weniger seinem Großvater, als seinem Ahnen, dem zweiten Philipp. Aber wie des ersten edle Haltung und strenge Gerechtigkeit fern von ihm waren, so übertraf er den letzteren bei weitem an Herrschsucht und Habgier, und alle seine Vorfahren an gewaltsamer Rücksichtslosigkeit. Es lebte eine Gesinnung in ihm, die im Bewußtsein überlegener Klugheit vor keinem Mittel zur Erreichung seiner Zwecke erschrak, die kein Recht achtete, und die Macht der geltenden Meinungen nicht scheute. „In ihm erhob sich der Gedanke der Krone und des Reiches über alles Andere. Durch sein ganzes Dasein weht schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte. Die große Anzahl der Erlasse, in denen er richterliche, legislative und exekutive Gewalt vereinigt, setzt in Erstaunen; in alle Beziehungen des Lebens dringt er mit dem Begriffe der königlichen Macht ein; der Gesichtspunkt der Religion weicht zurück; die Rede ist hauptsächlich von den Rechten der Majestät, von Steuern und Bewilligung der Steuern, sogar von dem Anrecht der Krone an alles Silber und Gold im Reiche, dessen Werth sie nach Gutdünken festsetzen will*)."

*) Ranke, Französ. Gesch. I. 48.

So begann er denn gegen die Feudalität nicht minder wie gegen jene andre das Mittelalter beherrschende Macht, die Hierarchie, als sie ihm hinderlich in den Weg trat, einen Kampf, dessen Ergebniß für die Entwickelung des französischen Reichs, ja der ganzen neueuropäischen Welt, sehr bedeutend wurde.

Unter den französischen Vasallen, die vor seinem Thron erschienen, den Huldigungseid zu leisten, war auch Eduard I., König von England. Er ward (Ostern 1286) mit großer Pracht zu Paris empfangen, schloß daselbst einen Vertrag mit dem neuen Könige, und ging zu Pfingsten nach Bourdeaux, um einen Frieden zwischen Frankreich und Aragonien zu vermitteln, der indeß erst später zu Stande kam. Aber zwischen Frankreich und England selbst dauerte das freundliche Verhältniß nicht allzu lange. Ein zufällig entstandener Streit zwischen englischen und normannischen Seeleuten führte zu größeren Feindseligkeiten der Hafenstädte beider Nationen. Philipp forderte Ersatz und Bestrafung der Schuldigen, und erließ 1293 eine Vorladung an den König von England als seinen Lehnsmann, zur Verantwortung über die gegen ihn erhobenen Klagen. Eduard wünschte, diese ungelegenen Händel in Güte beizulegen, weil er in Schottland beschäftigt war (s. Abschn. 9). Er schickte demnach seinen eigenen Bruder Edmund mit der ausgedehntesten Vollmacht nach Paris; und dieser schloß im Anfange des Jahres 1294 einen geheimen Vertrag ab, wonach dem Könige von Frankreich zur Wiederherstellung und Genugthuung seiner lehnsherrlichen Ehre sechs Plätze in der Gascogne übergeben werden sollten, so daß er in jede einen Bevollmächtigten senden möge, die Gewalt aber den englischen Beamten bleibe; dagegen solle die Ladung Eduard's vor den Pairshof zurückgenommen werden. Philipp sprach sogar von einer Vermählung seiner Schwester Margaretha mit dem König von England, und Eduard ließ sich täuschen. Um einen Beweis des vollkommensten Vertrauens zu geben, befahl er die ganze Gascogne zu Händen des Königs von Frankreich zu stellen, nach feierlicher Zusicherung der Rückgabe. Aber vergebens wurde dieselbe erwartet, vielmehr ließ Philipp den König von England noch einmal vor sein Gericht rufen, und als er nicht erschien, ihn seiner Lehen verlustig erklären.

Im höchsten Zorne suchte Eduard seine Streitkräfte, die größtentheils gegen die Schotten nöthig waren, gegen Frankreich durch Bündnisse zu stärken. Allein während er den deutschen König Adolf durch große Geldsummen zu einer Verbindung bewog, die ohne Folgen blieb (o. S. 83), schloß Philipp mit dem Grafen Otto von Burgund einen

höchst vortheilhaften Vertrag, vermittelst dessen der Letztere seine einzige Tochter einem französischen Prinzen zu geben, und sein Land, bis dahin ein deutsches Lehen, vom Reiche abzureißen und unter französische Hoheit zu bringen versprach. Selbst diese Ungebühr konnte Adolf nicht einmal hindern. Ebenso gering war die Hülfe, welche andre Bundesgenossen leisteten. Graf Veit II. von Flandern war gegen Philipp aufgebracht, weil sich derselbe früher in seine Zwistigkeiten mit den Bürgern von Gent zu Gunsten der letzteren eingemischt hatte, und als ihm nun Eduard die Vermählung des Prinzen von Wales (s. Abschn. 9) mit seiner Tochter Philippa versprach, erbot er sich insgeheim zum Kriege gegen Frankreich. König Philipp, von Allem unterrichtet, äußerte arglistig: es würde ihm leid thun, seine liebe Pathe Philippa nicht noch einmal vor ihrer Abreise nach England zu sehen, und verlockte dadurch wirklich den treuherzigen Grafen, ihm mit den Seinigen einen Besuch zu Corbeil zu machen. Sie wurden freundlich empfangen; aber als sie sich zur Heimkehr rüsteten, erklärte Philipp, Veit habe durch seine Verbindung mit dem Feinde des Reiches Leib und Gut verwirkt, und bleibe vorerst mit seiner Familie gefangen. Sie wurden nach Paris in den Thurm des Louvre gebracht.

Auch die Absicht Eduard's, selbst an der Spitze eines großen Heeres in Frankreich einzubrechen, wußte Philipp zu verhindern. Er schloß nämlich 1295 mit dem König Johann von Schottland ein Bündniß, bot ihm eine französische Prinzessin für seinen Sohn an, und brachte es dahin, daß dieser dem Könige von England den Lehnseid aufkündigte und die Länder desselben anzugreifen versprach. Selbst die wilden, kurz vorher erst von Eduard bezwungenen Bewohner von Wales reizte Philipp zur Empörung, und machte dem Könige von England dadurch so viel zu schaffen, daß er an eine Wiedereroberung der Gascogne gar nicht denken und den Verlust Guienne's, welches die Franzosen nach einem Siege über seine Truppen (1296) besetzten, nicht verhindern konnte.

---

## 7. Philipp IV. im Kampfe mit Bonifacius VIII.

Um dieselbe Zeit gerieth Philipp in Streit mit der Kirche, dessen Veranlassung durch den englischen Krieg gegeben wurde. Es hatte damals (1294) den päpstlichen Stuhl Bonifacius VIII. bestiegen, ein

kräftiger, stolzer Greis, der sich nichts Geringeres vorgesetzt hatte, als das Werk eines Gregor VII. und Innocenz III. zu vollenden, und das theokratische Princip, nach welchem die höchste weltliche, wie die höchste geistliche Macht in den Händen des Papstes sei, auf dem Gipfel der Herrschaft für immer zu befestigen. Er ist derjenige Papst, der das Princip der irdischen Allmacht der Kirche am offensten ausgesprochen und durchzuführen versucht hat. In der That schienen damals nur noch wenige Schritte zur vollständigen Erreichung dieses Zieles nöthig. Die Rechtstheorie der Zeit erkannte den Papst als den obersten Stellvertreter der Gottheit sowohl in Beziehung auf den Staat als auf die Kirche an; das Verhältniß der Kirche zu der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gliedern war sicherer geordnet, die Herrschaft der römischen Kirche über alle übrigen Mächte fester gewurzelt, die Mittel, die Völker zu besteuern und mit schweren Schatzungen zu belegen, waren zahlreicher und in bessern Gang gebracht als je. Das Kaiserthum, welches die Päpste so oft geschreckt und zu einem gefährlichen Kampfe um die Behauptung der Weltherrschaft gezwungen hatte, war umgestürzt, und die deutschen Könige, die sich Nachfolger jener Kaiser nannten, zu unbedingter Willfährigkeit und ruhigem Gehorsam gebracht. Aber eben das Zerwürfniß Deutschland's und Italien's, welches diese Papstherrschaft begünstigte, täuschte Bonifacius über die Macht des Gegners, der jetzt gegen ihn auftrat. Indem er übersah, oder nicht achtete, wie ganz anders sich die Verhältnisse in Frankreich gestaltet hatten, und welche Mittel sich hier einem Herrscher darboten, der Klugheit und Festigkeit besaß, sie in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, unterlag er in diesem denkwürdigen Kampfe und bereitete dadurch der Hierarchie eine Reihe von Demüthigungen, die zwar ihren Sturz nicht herbeiführten, doch aber eine große Erschütterung und Herabspannung ihrer hohen Ansprüche zur Folge hatten.

Kraft des schönen von den herrschenden Ansichten anerkannten päpstlichen Berufs, zwischen Völkern und Fürsten Frieden zu stiften, ließ Bonifacius eine Aufforderung an die Könige von Frankreich und England ergehen, ihren Krieg zu endigen, und bot sich selbst zum Vermittler an. Eduard, durch seine Händel mit Schottland gedrängt, war zu dem vorgeschlagenen Waffenstillstand erbötig; aber Philipp gab zur Antwort, ein König von Frankreich sei nicht gewohnt, in Staatshändeln Gesetze anzunehmen, sein Streit mit England sei keine Religionssache, und einem Papste ziemten höchstens Ermahnungen, nicht Befehle. Er war um so mehr gereizt, weil sich der Papst auch des Grafen von Flan=

dern angenommen und verlangt hatte, daß Philipp sich über sein Verfahren gegen diesen Fürsten vor ihm rechtfertigen solle.

Bonifacius benutzte bald darauf eine andere Veranlassung, dem Könige seine Gewalt fühlbar zu machen. Da Philipp zu den Kriegskosten von den Kirchen seines Reichs eine schwere Beisteuer erpreßt hatte, so erschien die Bulle Clericis Laicos *), in welcher Jeder mit dem Bann bedroht wurde, der den Geistlichen Abgaben und Leistungen ohne päpstliche Genehmigung auflegen würde (1296). Dagegen erließ Philipp eine Verordnung, welche Geld und Kostbarkeiten aus Frankreich in fremde Länder auszuführen oder zu verschicken untersagte, und auf jene Bulle ward eine kräftige Antwort gegeben. Die Könige, hieß es darin, hätten ihre Majestätsrechte geübt, ehe noch die Klerisei einen Theil des Staats ausgemacht habe. Die Freiheiten der Geistlichen dürften dem allgemeinen Wohl nie nachtheilig werden. Die Priester seien Glieder des Staats, wie die Laien, und müßten demnach auch dessen Lasten tragen helfen, um so mehr, da sie die größten Güter besäßen. Dürften sie Gaukler und Buhlerinnen unterhalten, so werde es ihnen auch wohl anstehen, ihre Schätze zur allgemeinen Wohlfahrt herzugeben. Ihnen dies verbieten, hieße den Feinden beistehen. „Wir verehren, so schließt das Schreiben, Gott mit Glauben und Ehrfurcht, und schätzen die Kirche und ihre Diener, aber unvernünftige und unbillige Drohungen scheuen wir keinesweges, denn vor Gottes Gnade hoffen wir allezeit gerecht befunden zu werden. Hat sich nicht der König von England, unser Lehnsmann, geweigert, vor unserm Gericht zu erscheinen? Da sahen wir uns denn genöthigt, seine Lehnsländer einzuziehen. Welcher Fürst wird sich in diesem Fall nicht vertheidigen? Auch der König von Deutschland darf sich nicht über die Einziehung der Grafschaft Burgund beschweren, da er Uns, wie bekannt, auf eine übermüthige Art herausgefordert, und mit noch ärgerer Behandlung gedroht hat." Sogar die französische Geistlichkeit machte dem Papste Vorstellungen über die Gefahren, mit welchen die erlassene Bulle sie bedrohe, da die Fürsten und Barone, bei denen so viel Kirchengut zu Lehn ginge, über die Einschränkung des Rechts der Besteuerung nicht minder aufgebracht wären, als der König.

Inzwischen hatte das Gericht der Pairs von Frankreich den Grafen Veit unschuldig befunden, und Philipp hatte in seine Freilassung willigen

*) Die päpstlichen Bullen werden nach ihren Anfangsworten bezeichnet.

müssen, doch so, daß Philippa als Geißel für die Treue ihres Vaters am französischen Hofe zurückblieb. Kaum hatte dieser aber sein Gebiet betreten, als er das Bündniß mit England erneute, und den Krieg gegen Frankreich offen erklärte. Dafür brach Philipp 1297 mit 60,000 Mann in Flandern ein. Weit und breit wurde geplündert, und Lille nach tapferem Widerstande eingenommen, worauf Courtray, Douay und Brügge freiwillig die Thore öffneten. Der König von England war zwar nach Gent herüber gekommen, aber mit zu geringer Heeresmacht, um nachdrückliche Hülfe leisten zu können, und König Adolf's Unterstützung, auf die gerechnet worden war, blieb ganz aus. Man schloß endlich, da sich der Winter näherte, einen Waffenstillstand, in welchem die Franzosen alle eingenommenen Städte behielten, und Philipp kam am Tage Allerheiligen sehr vergnügt wieder in Paris an.

Der Papst, der die Zurückhaltung seiner Einkünfte aus Frankreich schmerzlich empfand und außerdem gerade damals im Kirchenstaate selbst durch die Partei des feindlich gesinnten Hauses der Colonna bedrängt wurde, sah sich genöthigt, nachzugeben, und stellte über seine vorige Bulle eine so mildernde Erklärung aus, daß alles Anstößige daraus verschwand. Noch mehr, er vollzog die Heiligsprechung Ludwig's IX. auf die feierlichste Art, nachdem mehrere Personen bezeugt hatten, daß sie diesen König während seines Lebens drei und sechzig Wunder verrichten gesehen. Nach solchen Diensten hob denn Philipp der Schöne auch das Verbot der Geldausführung wieder auf und nahm sogar des Papstes Friedensvermittelung an, jedoch nach vorgängiger ausdrücklicher Erklärung, daß er Bonifacius hierbei nur als einen Privatmann ansehe. Allein dessen Entscheidung, daß die Eroberungen sowohl gegen Flandern als gegen England zurückgegeben werden sollten, erschien dem Könige von Frankreich wieder viel zu günstig für seine Feinde, so daß er sie mit Unwillen verwarf, und den Krieg im Jahre 1300 von Neuem eröffnete. Ganz Flandern wurde erobert, Graf Veit, von England verlassen, sah sich in der traurigsten Lage, und ergab sich endlich dem Bruder Philipp's, dem Grafen Karl von Valois, der das französische Heer befehligte. Dieser rieth ihm, mit seinen beiden Söhnen selbst nach Frankreich zu eilen und des Königs Großmuth anzuflehen; sollte es ihm indeß nicht gelingen, innerhalb eines Jahres einen Frieden zu erhalten, so verspreche er sie alle drei unverletzt in ihr flandrisches Gebiet zurückzubringen. Sie befolgten diesen Rath, und warfen sich zu Paris dem Könige zu Füßen. Philipp schwieg lange, endlich sagte er dem Grafen finster, das Leben wolle er ihm schenken, aber seines Bruders Zusage sei er nicht zu erfüllen

verbunden, da derselbe kein Recht dazu gehabt habe. Veit wurde hierauf mit vierzig flandrischen Herren gefänglich nach Compiegne geführt, die Söhne kamen nach anderen Festungen. Ihre Länder zog Philipp zur Krone, und ließ sie durch einen Statthalter verwalten.

Durch die Verwerfung seiner Vermittelung gekränkt und gereizt, weil Philipp die Colonna, welche aus Rom vertrieben waren, in Frankreich aufgenommen hatte, bereute Bonifacius die vorige Nachgiebigkeit und verlangte nunmehr mit dem größten Ernste die Loslassung des Grafen von Flandern, als ein neuer Eingriff des Königs in die Kirchenverfassung die wieder eingetretene Spannung zum offenen Ausbruch brachte. Der Vicomte von Narbonne Amalrich II. leistete nämlich statt dem Erzbischof dieser Stadt, von dem sein Gerichtsbann und andere Besitzungen zu Lehen gingen, auf einmal der Krone Huldigung für diese Güter und Rechte. Der Erzbischof beklagte sich darüber bei dem Könige, beschloß jedoch endlich, als alles vergeblich blieb, mit dem Vicomte ein Abkommen zu treffen. Allein der Papst versagte seine Genehmigung, lud den untreuen Lehnsmann vor seinen Richterstuhl, und forderte den König dringend auf, den Beeinträchtigungen der Kirche ein Ziel zu setzen. Statt einzulenken, ging Philipp noch weiter. Bonifacius hatte den Bischof von Pamiers zu seinem Legaten in Frankreich ernannt. Als dieser sich frei und offen gegen das Verfahren des Königs erklärte, befahl Philipp ihn zu greifen und gefangen zu halten. Schwer gereizt, erließ der Papst eine Reihe von Ermahnungsschreiben, worin er das ganze bisherige Leben des Königs einer strengen Rüge unterwarf, und ankündigte, daß er eine völlige Umgestaltung seines Hofes und seines Staates für nöthig halte; zu diesem Zwecke werde er eine Versammlung in Rom halten, und berufe dazu die französische Geistlichkeit und die Doctoren der Universitäten von Paris und Toulouse. Das Stärkste, was diese Schriften enthielten, war zusammengefaßt in einem kürzeren Briefe, der also lautet: „Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet Philipp, dem Könige der Franzosen, seinen Gruß. Fürchte Gott und beobachte seine Gebote! Wisse, daß du uns in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfen bist. Dir gebührt nicht die Ertheilung der Beneficien und Präbenden, und wenn du während einer Vacanz den Schutz der Kirchen übernehmen darfst, so geschieht dies nur deswegen, damit du die Einkünfte derselben den Nachfolgern aufbewahren sollst. Und wenn du einige Beneficien vergeben hast, so erklären wir hiermit diese Vergebung für null und nichtig, und widerrufen Alles, was in dergleichen Dingen geschehen ist. Wer anders glaubt, den erklären wir für einen

Ketzer. Gegeben im Lateran, am 5. December im siebenten Jahre unseres Pontificats" (1301).

Philipp's Räthe entwarfen folgende Antwort, die indeß nicht abgesandt wurde: „Philipp, von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine große Aberwitzigkeit wisse (Sciat maxima tua fatuitas), daß wir in zeitlichen Dingen Niemand unterworfen sind, daß die Vergebung der erledigten Pfründen, so wie die Einkünfte derselben, nach dem königlichen Recht Uns zugehören, daß die von Uns gethanen und noch zu thuenden Vergabungen ihre Kraft haben, und daß wir ihre Besitzer gegen Jedermann standhaft beschützen werden. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris 2c." *).

Das wichtigste unter jenen Schreiben des Papstes, worin des Königs Herrscherweise, seine despotischen Eingriffe in die Rechte des Staats und der Kirche schonungslos angegriffen wurden, bekannt unter dem Namen Ausculta fili, ließ Philipp öffentlich zu Paris vor allem Volke ins Feuer werfen, und diese That unter Trompetenschall der ganzen Stadt verkündigen (11. Febr. 1302). Sodann beschied er auf den 10. April desselben Jahres eine Reichsversammlung nach der Hauptstadt, zu der nicht bloß Adel und Geistlichkeit, sondern auch, was zum ersten Male geschah, Abgeordnete der Städte einberufen wurden, um das durch den Druck der Regierung aufgebrachte Volk zu gewinnen. In der Kirche von Notre Dame hielt der Kanzler Peter Flote im Namen des Königs einen Vortrag, in welchem alle Anmaßungen des Papstes aufgezählt wurden, und forderte von jedem Stande eine bestimmte Antwort, ob man verlange, daß die uralte Freiheit der französischen Könige dem Papste aufgeopfert werden solle, oder ob man nicht vielmehr die Mißbräuche des heiligen Stuhles und der Klerisei durch den weisen Nachdruck der weltlichen Macht beschränkt sehen möchte. „Ich erkläre hiermit, so schloß die Rede, daß ich bereit bin, mein ganzes Vermögen, ja meine Person und meine Kinder, wenn es nöthig wäre, dem allge-

*) Da die kleinere Bulle des Papstes nichts enthält als einen Auszug der größern Schreiben, so ist ihre Aechtheit bezweifelt worden. Man hat gemeint, daß ihre Abfassung sogar von Philipp selbst herrühre, der Bedenken tragen mochte, den strengen und in den meisten Punkten nicht ungerechten Tadel seiner Regierung dem ganzen Volke mitzutheilen, und so nur die Hauptgegenstände des Streites herausheben wollte. Doch wird sie von den Geschichtsschreibern jener Zeit überall für ächt gehalten. Vgl. Gieseler, Kirchengesch. 4. Aufl. II., 2, S. 199 Note.

meinen Besten aufzuopfern." Diese wohlberechnete Berufung auf die Nation und besonders die kluge Herbeiziehung der Städte zu einem Kampfe, der die Aufbietung aller Kräfte erforderte, thaten ihre volle Wirkung. Ohne zu bedenken, daß der Papst sie gegen die fortschreitende Herrschergewalt der Krone am nachdrücklichsten beschützen könne, erklärten die Barone und die Abgeordneten der Städte nach gemeinsamer Berathung, daß sie eher ihr Leben lassen, als die Freiheit ihres Königs von dem Papste oder irgend jemand Anderm beschränken lassen wollten. Dagegen suchten die Prälaten Ausflüchte, und baten um Bedenkzeit, ja um Erlaubniß nach Rom reisen zu dürfen. Als aber fernerer Aufschub verweigert, und ihnen erklärt wurde, man werde Jeden als einen Feind des Staats ansehen, der nicht der Meinung der beiden weltlichen Stände beitrete, versprachen auch sie dem Könige zur Bewahrung seiner Person und der Rechte des Reiches mit schuldigem Rath und Hülfe beizustehen, und sandten abermals an den Papst die dringendsten Bitten, durch ein heilsames Mittel die Eintracht zwischen dem heiligen Stuhle und dem Könige wiederherzustellen, damit der gallicanischen Kirche Friede und Ruhe erhalten werden möchten.

Allein Bonifacius konnte sich nicht entschließen, in einem Streite nachzugeben, aus welchem seine großen Vorgänger immer so siegreich hervorgegangen waren. Er schickte die heftigsten Bullen nach Frankreich, tadelte die Diener Philipp's in harten Ausdrücken, behauptete seine Herrschaft über die ganze Welt*), forderte die französische Geistlichkeit auf, die Drohungen der Fürsten zu verachten, und zeigte dem Könige Bann und Absetzung, wenn er in seinem Ungehorsam beharrte. Auf der Kirchenversammlung, die er am 30. Oct. 1302 zu Rom eröffnete, und bei der sich doch in der That mehr als vierzig französische Geistliche einfanden, wurden seine Aussprüche bestätigt.

Philipp, der in diesem gefährlichen Streite mit der besonnensten Schlauheit verfuhr, ließ die in Rom befindlichen Prälaten ihrer Pfründen verlustig erklären, und am 12. März 1303 trat Wilhelm von Nogaret, der sich durch Gewandtheit und Talent von einem Professor der Rechte zu Montpellier bis in den königlichen Rath emporgeschwungen hatte, in Gegenwart des Königs vor mehreren zusammenberufenen Baronen und Prälaten im Louvre als Ankläger des Papstes auf. Er

*) Dies geschah in der besonders durch ihre Schlußworte berühmten Bulle Unam sanctam. Der letzte Satz lautet: „Wir verkünden und erklären, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sei dem römischen Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig ist.

brachte eine Menge Anklagen vor, aus denen er die Folge zog, daß Bonifacius nicht als rechtmäßiger Papst zu achten, sondern vielmehr der König zu bitten sei, eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten, die jenen absetze, und der Kirche ein neues, würdigeres Haupt gebe. Dazu sei der König verbunden, weil er durch seinen Eid gelobt habe, die Kirche zu schützen. Nach diesem Schritte mußte Philipp auf Alles gefaßt sein. Um die Ergebenheit seiner geistlichen und weltlichen Unterthanen zu befestigen, wurde eine Verordnung publicirt, welche allen Kirchen und Klöstern die Freiheiten, die sie zu den Zeiten des heiligen Ludwig inne gehabt, bestätigte; jede seitdem eingeführte Unbill und Beschwerde abzustellen versprach, und endlich Allen eine strenge, rasche und unparteiische Rechtspflege zusicherte.

Am 13. April 1303 erfolgte die lange zurückgehaltene Bannbulle des Papstes, die in ganz Frankreich, sogar zu Paris bekannt gemacht ward. Andere Schreiben geboten den Geistlichen, unverzüglich nach Rom zu kommen. Aber Philipp befahl, Alle, welche Abschriften der Bulle verbreiteten, ins Gefängniß zu werfen, und die Einladung der Stände zu einer neuen Versammlung gegen die päpstlichen Anmaßungen selbst an das Haus des Legaten Johannes zu Tours anzuschlagen, worauf dieser das Reich verließ. Bonifacius schenkte die französische Krone dem deutschen Könige Albrecht, der indeß besonnen genug war, sich nicht darauf einzulassen, und mit Eduard I. schloß Philipp, um vor jedem Angriff von Außen sicher zu sein, einen Frieden, in welchem dieser Guienne zurückerhielt.

Inzwischen versammelten sich die Stände zum andern Male (13. Junius 1303) im Louvre. Hier las der Ritter Wilhelm von Plasian neun und zwanzig Artikel vor, welche die wunderlichsten Beschuldigungen gegen den Papst enthielten. Die Berufung an einen neuen Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung ward feierlich beschlossen, und Abgeordnete wurden in die Provinzen geschickt, um die schriftliche Zustimmung aller geistlichen und weltlichen Stände zu erhalten. Ueberzeugung, Furcht und die Macht des Beispiels bewirkten, daß dem König binnen zwei Monaten über siebenhundert Erklärungen für den Beitritt zu einer solchen Appellation von Prälaten und geistlichen Corporationen, Baronen, Herren und Stadtgemeinden eingesandt wurden.

Bonifacius hielt dagegen ein Consistorium mit den Cardinälen zu Anagni, seiner Vaterstadt und damaligen Residenz, in welchem er sich gegen die zu Paris erhobenen Anklagen würdig vertheidigte. Er machte diese Rechtfertigung bekannt und fügte hinzu, daß er gegen den König,

wofern er nicht Genugthuung leiste, weiter verfahren werde. Schon war eine zweite Bulle abgefaßt, durch welche die Unterthanen Philipp's ihres Eides entbunden, die mit ihm geschlossenen Verträge als nichtig zerrissen, und Alle, die dem ehemaligen Könige noch ferner irgend welchen Gehorsam leisteten, mit dem Bann bedroht wurden. Diese Acte sollte am 8. September 1303 veröffentlicht werden, als am Tage vorher den heiligen Vater ein unerhörtes Schicksal traf. Wilhelm von Nogaret war nämlich schon im März ganz heimlich mit großen Geldsummen und noch größeren Anweisungen auf das Handlungshaus Peruzzi in Florenz nach Italien gegangen, und hatte im Stillen einen Gewaltstreich vorbereitet, durch welchen der Papst zum Nachgeben gezwungen werden sollte. Ganz heimlich wurden Truppen geworben und auf einigen Burgen in der Nähe von Anagni untergebracht. Selbst in der Stadt hatte man eine Partei gegen den Papst gewonnen. Als Alles reif war, brachen Wilhelm von Nogaret und Sciarra da Colonna an der Spitze von 300 Reitern und zahlreichen Fußgängern am Morgen des 7. September in die Stadt. Sie führten die Feldzeichen von Frankreich. Ohne Widerstand und unter lautem Geschrei: „Es sterbe der Papst Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!" wurde der päpstliche Palast besetzt. Alle Cardinäle entflohen, der Schatz fiel in die Hände der Plünderer. Bonifacius, der sich bis zum letzten Augenblick mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Würde benahm, erwartete die wilde Rotte auf dem päpstlichen Stuhle, angethan mit den Zeichen seiner Würde, und setzte den Drohungen und Schimpfreden Nogaret's die größte Festigkeit entgegen. Drei Tage wurde er in enger Haft gehalten, bis sich plötzlich die Bürgerschaft der Stadt, wahrscheinlich durch Uebermuth und Frevel der fremden Kriegsleute gereizt, oder voll Zorn über die heillose Schmach des Hauptes der Christenheit, zu seiner Befreiung erhob und seine Dränger verjagte. Er eilte nach Rom, ohne daß ihn der glänzende Empfang über die erlittene Kränkung trösten konnte, mit der Absicht, ein Concilium zu versammeln, um an seinen Feinden Vergeltung zu üben. Aber der heftige Zorn und die wilde Leidenschaft, welche jener Vorfall in ihm entzündet hatte, zerrütteten sein Inneres so stark, daß er in Raserei fiel, und schon am 11. October 1303, in seinem achtzigsten Jahre, starb.

## 8. Philipp IV. und seine Söhne.

Obgleich Philipp's Entwurf, den Papst Bonifacius gefangen nach Frankreich zu führen mißlungen war, so hatte ihm doch der Tod das Weitere erspart und ihn von seinem gefährlichsten Gegner befreit. Benedict XI., der jetzt den päpstlichen Stuhl bestieg, sprach den König von Frankreich sogleich vom Bann los, und als auch ihn nach kurzer Herrschaft ein frühes Ende ereilte, stellten sich die Aussichten für Philipp noch günstiger. Das Collegium der Cardinäle spaltete sich, indem man theils einen dem Könige von Frankreich geneigten, theils einen streng kirchlich gesinnten Mann erheben wollte. Neun Monate hindurch konnten sich die Wähler nicht vereinigen, bis der Führer der französischen Partei, der Cardinal du Prat, endlich den Gegnern vorschlug, drei Candidaten zu ernennen, aus denen dann die französischen Cardinäle allein binnen vierzig Tagen einen Papst wählen wollten. Die Italiener ahnten keine List, sondern nahmen den Vorschlag an und ersahen sich drei Erzbischöfe, welche als Feinde Philipp's bekannt waren, unter ihnen den Erzbischof von Bourdeaux, Bertrand d'Agoust, der überdies seine Stellung Bonifacius VIII. zu danken hatte. Du Prat eilte seinen König davon zu benachrichtigen. Dieser veranstaltete sogleich eine geheime Zusammenkunft mit dem Erzbischof, und stellte ihm vor, daß es in seiner Macht stände, ihn auf den heiligen Stuhl emporsteigen zu lassen, wenn er die Bedingungen einginge, welche er ihm vorlegen würde. Bertrand's Ehrgeiz erklärte sich um diesen Preis zu Allem bereit, und beschwor die Forderungen Philipp's auf die Hostie. Sie betrafen die völlige Zurücknahme aller von Bonifacius gegen den König und das Reich erlassenen Decrete, die Verbannung des Andenkens des Papstes Bonifacius und die Bewilligung des Zehnten aller französischer Kirchen auf fünf Jahre. Auf dieselbe feierliche Weise gelobte Bertrand im Voraus auch noch ein anderes Verlangen des Königs zu bewilligen, was dieser zu seiner Zeit aussprechen werde; sehr wahrscheinlich der Anschlag gegen den Templerorden, den der König schon jetzt vorbereiten mochte. Am fünf und dreißigsten Tage der festgesetzten Frist erhielt du Prat vom Könige Antwort, daß der Erzbischof von Bourdeaux gewählt werden könne. Es geschah. Bertrand nahm den Namen Clemens V. an, berief sogleich die Cardinäle zu seiner Krönung nach Lyon, und nachdem er sich abwechselnd in dieser Stadt, in Poitiers und in Bourdeaux aufgehalten hatte, verlegte er endlich seinen Sitz förmlich nach Avignon. Sich in Rom der Gegen=

partei, deren Erwartungen er ſo ſehr getäuſcht hatte, in die Hände zu geben, wagte er nicht; auch mochte er fühlen, daß es ihm dort, von feindlich geſinnten Männern und der Macht unendlich erhabener Erinnerungen des heiligen Stuhles umgeben, ſehr ſchwer, ja unmöglich werden müſſe die verſprochenen Bedingungen zu halten. Andrerſeits drang Philipp aus eben dieſem Grunde, um ſich die Erfüllung jener Zugeſtändniſſe zu ſichern, auf eine Reſidenz in der Nähe Frankreichs. Obgleich Avignon nicht unmittelbar in dem Gebiete des Königs von Frankreich lag, ſondern zur Grafſchaft Provence und dem arelatiſchen Reiche gehörte, ſo geriethen doch die Päpſte jetzt in eine entſchiedene Abhängigkeit von dem übermächtigen Einfluſſe des franzöſiſchen Hofes, und erkannten eine ſolche durch die Fortdauer ihres Aufenthalts in jener Stadt ſtillſchweigend an. Eine freie Stellung war für das Papſtthum nur in eigenem Gebiete, bei geſicherter weltlicher Herrſchaft möglich; das hatten alle jene großen Nachfolger Petri auf das Deutlichſte erkannt und erſtrebt; um den Einwirkungen von außen zu entgehen, hatte man Jahrhunderte lang gegen die deutſche Macht in Italien angekämpft, hatte man die Hohenſtaufen vernichtet. Und jetzt brachte der Ehrgeiz eines Mannes, der ſelbſt die dreifache Krone trug, dieſes große Unglück über die leitende Macht der Kirche, und die Schwäche ſeiner Nachfolger vermochte lange nicht, die durch Gewandtheit und Liſt geknüpften Bande zu ſprengen. Alle dieſe Umſtände, ſo wie gleich das Nachgeben und die Verzeihung Benedict's XI. zeigen uns deutlich, daß der alte Geiſt des Papſtthums aus ſeinen Vertretern entwichen war, und einzig noch in Bonifacius gelebt hatte. Aber nicht minder wie in den Häuptern, war das, was dem heiligen Stuhle Feſtigkeit und Sicherheit gegeben hatte, im Sinn und Gemüthe der Völker aus den früheren Fugen gelöſt, ſonſt würde Philipp bei den Baronen und Herren, ſo wie bei der Geiſtlichkeit ſeines Landes ſtarre Widerſetzlichkeit ſtatt Zuſtimmung und Unterſtützung gefunden haben. Die ernſte und würdevolle Hoheit des heiligen Stuhles verwandelte ſich zu Avignon in eine heitere Geſelligkeit und feſtliche Gelage, in Prachtliebe und Gefallen an äußerem Schmuck des Lebens, wozu große Geldſummen nöthig wurden, welche wiederum die Anforderungen der Päpſte an die Kirche immer höher ſteigerten. Man hat den ſchlimmen Zeitraum in der Geſchichte des Papſtthums, welcher jetzt beginnt, in Betracht der unfreien Lage, die babyloniſche Gefangenſchaft deſſelben genannt.

Clemens V. empfand ſeine Abhängigkeit von franzöſiſchen Intereſſen gleich von vornherein, als Philipp darauf beſtand, daß das An=

denken des Papstes Bonifacius durch eine förmliche Verurtheilung desselben und durch Verbrennung seiner Gebeine beschimpft werden solle. Er mußte alle Mittel aufbieten, der Zudringlichkeit des Königs zu entgehen, und rettete sich und den päpstlichen Stuhl nur dadurch, daß er die alte kirchliche Bestimmung festhielt, nach welcher ein solches gerichtliches Verfahren gegen das Oberhaupt nur von einer Kirchenversammlung ausgehen könne. Diese ward dann zu Vienne gehalten (1311, 1312) und eine Untersuchung gegen Bonifacius angestellt, welche mit der Freisprechung des Angeklagten endigte.

Indessen mußte doch der Papst auf derselben Kirchenversammlung durch die Verdammung der Tempelherren dem Geldbedürfniß, der Gewaltthätigkeit und Herrschsucht des Königs als Werkzeug dienen. Wie die großen liegenden Güter dieses Ordens in Frankreich, und seine aufgehäuften Schätze, die Habgier Philipp's reizten, wie seine große und compacte Macht — allein in Frankreich war er im Stande 15,000 Reiter zu stellen — in ihm Besorgnisse erregten, so kränkte ihn auch die vollständige Unabhängigkeit der Mitglieder desselben von seiner königlichen Gewalt. Der Orden erkannte fast unter keinem Verhältniß die Herrschaftsrechte der Staaten an, in denen er sich aufhielt, ja selbst seine Verbindung mit dem heiligen Stuhl war lose. Der Großmeister nannte sich von Gottes Gnaden, mit welchem Ausdrucke man Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bezeichnete; die Wahl desselben war nicht einmal der Bestätigung des Papstes unterworfen; kein Fürst oder Bischof konnte über ihn ein Urtheil sprechen. Er war im Besitz des Absolutionsrechts für die Ordensleute, weshalb denn auch die Geistlichkeit des Ordens fast in gar keiner Verbindung mit dem übrigen Clerus stand, sondern jenem allein unterworfen war. Es kam endlich dazu, daß der Orden in Sicilien bei Gelegenheit der Vesper Partei gegen die Anjou's genommen hatte und jetzt den König wegen einer Schuldforderung drängte. Philipp begann, sobald Clemens in Lyon geweiht worden war, das gewaltsamste Verfahren wider die Templer. Auf seine Veranlassung geschah es, daß der Papst im Jahre 1306 den Großmeister Jakob von Molay aufforderte, von Cypern, wohin der Sitz des Ordens nach dem Verluste von Palästina verlegt worden war, nach Frankreich zu kommen, um sich dort mit dem Könige über einen Kreuzzug, den dieser unternehmen wollte, zu berathen. Molay folgte arglos der Einladung, und erschien mit sechszig Rittern und großen Geldsummen, die er dann im Hause der Templer zu Paris niederlegte. Bald darauf sandte Philipp durch das ganze Königreich an die Seneschalls und Baillis der Provinzen geheime

Befehle, alle Ritter an einem Tage gefänglich einzuziehen (13. Oct. 1307). Ihre Personen sollten dem Urtheil der Kirche überlassen, ihre Güter aber mit Beschlag belegt werden. Sogleich eröffneten auch die Inquisitionstribunale ihr gerichtliches Verfahren. Die Anklagen, die man gegen die Ritter erhob und die sich auf die Aussagen früherer Ordensmitglieder gründen sollten, waren zum Theil wunderlicher Art. Man beschuldigte sie, daß sie in ihren nächtlichen Versammlungen ein Götzenbild, Baffomet genannt, anbeteten, daß sie untereinander die unnatürlichsten Laster begehen dürften, daß sie Kinder opferten, daß jeder neu aufzunehmende dem Großmeister den Nabel, den Hintern und andere Theile seines Körpers küssen, daß sie Christum verleugnen und auf das Kreuz speien müßten u. s. w. Die meisten neueren Forscher hegen die Ueberzeugung, daß der Orden freilich nicht von Erschlaffung und mannichfachem Sittenverfall freizusprechen, jene Anklagen aber entweder als reine Erfindungen oder als Mißverständnisse des geheimen Sinnes gewisser Gebräuche zu betrachten seien*). Die Art, wie die Dominicaner auf Betrieb des Königs bei der Inquisition verfuhren, um das Eingeständniß der Angeklagten zu den vorher schon entworfenen Beschuldigungen, durch furchtbare Körperqualen zu erpressen, scheint diese Ansicht zu bestätigen. Vergebens suchte Clemens Einhalt zu thun, vielmehr zwang ihn Philipp am 12. August 1308 eine allgemeine Untersuchung in allen Ländern gegen den Orden der Tempelherren vor den geistlichen Gerichten anzuordnen, und auf den ersten October 1311 ein allgemeines Concilium zu berufen, um das Endurtheil in ihrer Sache zu fällen; und erst nachdem der Papst noch eine Bulle erlassen hatte, in welcher über jeden der Bann ausgesprochen wurde, der den Templern Rath, Hülfe oder Gunst erweisen würde, erlaubte ihm der König zur Prüfung der Untersuchung Commissarien nach Paris zu schicken. Diese luden nun zunächst alle Brüder, welche ihren Orden vertheidigen wollten, feierlich vor; allein die königlichen Beamten, welche die Aufsicht über die gefangenen Templer führten, theilten diesen weder die Citation mit, noch entließen sie dieselben ihrer Haft. An dem bestimmten Tage erschien niemand; nur zufällig erfuhren die Commissarien, daß der Prevot von

---

*) Vgl. über den ganzen Proceß Wilcke, Gesch. des Ordens der Tempelherrn, 2. Aufl. 1860. II., 183 fgl. Daß außer der sittlichen Verderbniß, die in dem Orden eingerissen war, der lange Aufenthalt im Orient auch unkirchlichen Glauben und Freigeisterei veranlaßt hatte, steht fest, wenn gleich die Gründe, durch die Philipp zur Verfolgung veranlaßt wurde, nur auf politischem Gebiete zu suchen sind.

Paris sieben Personen, welche zur Vertheidigung des Ordens dorthin gekommen seien, habe greifen und foltern lassen, worauf sie denn erklärt hätten, niemals solche Absicht gehabt zu haben. Danach ließen die päpstlichen Abgeordneten die zu Paris befindlichen Templer vorführen, gegen welche der Großinquisitor von Frankreich, der Dominicaner Wilhelm, das Verfahren persönlich geleitet hatte. Ponsard von Gisi, Prior des Ordens, erklärte: die Geständnisse der dem Orden zur Last gelegten Verbrechen seien durch Drohungen und Todesfurcht, oder durch furchtbare Martern erpreßt worden, durch welche allein zu Paris sechs und dreißig Ritter umgekommen seien, er selbst habe Stunden lang in einer Grube gestanden, die Hände auf dem Rücken so fest zusammengeschnürt, daß das Blut aus den Nägeln gedrungen sei. Zum Voraus versichere er, Alles einzugestehen, wenn er noch einmal auf diese Weise gefoltert werde; auch sei ihm unmöglich noch ferner solche Qualen zu ertragen, wie er sie bisher in seiner zweijährigen Haft habe ausstehen müssen. Aehnlich sprachen sich die übrigen Angeklagten aus, und von hundert acht und dreißig zu Paris gefangenen Tempelherren widerriefen ein und achtzig die ihnen abgezwungenen Aussagen. Auch die aus den Provinzen eingesandten Geständnisse zeigten eine merkwürdige und sehr verdächtige Uebereinstimmung. Als dem Großmeister die Erklärungen, welche er abgelegt haben sollte, vorgelesen wurden, gerieth er in großes Erstaunen, versicherte aber seine Bereitwilligkeit, die Unschuld des Ordens, durch unwiderlegliche Zeugnisse nicht nur der Mitglieder desselben, sondern aller Fürsten, Barone und Prälaten öffentlich darzulegen. Zugleich bat er um Zeit und Unterstützung zur Herbeischaffung dieser Urkunden. Nach einer Unterredung mit dem Ritter von Plasian, der wie Nogaret auch in dieser Verfolgung der Tempelherren eine große Thätigkeit zeigte, stand er jedoch von seinem Verlangen ab, und forderte zunächst vor den Papst geführt zu werden. Inzwischen mußte Philipp endlich dem Andringen der Commissarien nachgeben, und erlaubte die Stellung aller Ritter zu Paris, welche dorthin geführt zu werden verlangten, unter strenger Bewachung. Alle Angekommene erklärten sich, 546 an der Zahl, zur Vertheidigung des Ordens bereit. Schon hatten mehrere ihre Gründe schriftlich eingegeben, das Verhör vor weniger parteiischen Richtern hatte begonnen, als der König, dem diese Wendung der Sache Besorgnisse einflößte, durch einen empörenden Gewaltstreich Alles in den lähmendsten Schrecken versetzte. Philipp von Marigny, den der Papst auf Befehl des Königs zum Erzbischof von Sens ernannt hatte, berief die Geistlichen seiner Diöcese zu einem Concilium nach Paris. Vier und

funfzig Tempelherren, welche widerrufen hatten, wurden vor dasselbe geführt, als rückfällige Ketzer zum Tode verurtheilt und am 12. Mai 1310 vor den Thoren der Stadt verbrannt. Sie bewahrten sämmtlich Kraft und Heldenmuth genug, um bis zum letzten Augenblicke ihre Unschuld laut zu betheuern. Nach diesem Vorfall erklärten mehrere Ritter, sie würden Alles zugeben, selbst wenn man ihnen sagte, daß sie den Erlöser gemordet hätten. Philipp aber glaubte sich doch noch nicht sicher genug und verordnete, daß nur diejenigen von den päpstlichen Inquisitoren vernommen werden dürften, die er bezeichnen würde.

Am 2. April 1312, nachdem der König ins Geheim erklärt hatte, von seiner frühern Forderung in Betreff der Verdammung Bonifacius' VIII. abstehen zu wollen, falls der Papst die Tempelherren aufopfere, sprach Clemens V. in Gegenwart des Königs und in feierlicher Sitzung des zu Vienne versammelten Conciliums durch eine apostolische Anordnung, nicht durch ein entscheidendes Urtheil, welches nach dem bisherigen Ergebniß der Untersuchungen nicht gefällt werden könne, die Aufhebung des Ordens aus. Das Schicksal der Ritter wurde den Provinzialconcilien überlassen. Die Güter sollten den Johannitern zufallen, welche dieselben in Frankreich jedoch erst dem Könige für ungeheure Summen abkaufen mußten. Der Großmeister wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt; als er aber gegen das ganze widerrechtliche und verwerfliche Verfahren protestirte, gab Philipp dem Prevot von Paris, dem seine Bewahrung anvertraut war, Befehl, ihn verbrennen zu lassen. Er litt den Feuertod mit solcher Standhaftigkeit, daß alle Zuschauer von Staunen und hoher Bewunderung durchdrungen wurden (18. März 1313)*).

In anderen Ländern waren die Verfolgungen minder gewaltthätig. In Aragonien thaten die Templer von ihren festen Burgen aus einen langen und heftigen Widerstand; in Deutschland trat der Comthur von Grumbach, Wildgraf Hugo, auf dem Concilium der Erzdiöcese von Mainz, von zwanzig gewaffneten Rittern begleitet mit solcher Entschlossenheit auf, daß die ganze Versammlung in Schrecken gerieth und das Schicksal der Ritter sehr milde bestimmte. Im Allgemeinen wurden hier wie in England ihre Güter dem Orden von St. Johann übergeben, ohne die Personen weiter zu beschädigen. In Portugal wurde aus den

*) Die Sage erzählt, daß er den König wie den Papst binnen Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes gerufen habe, und daß beide auch innerhalb dieses Jahres gestorben seien. Das Letztere wenigstens ist erweislich nicht eingetreten.

dortigen Templern eine neue Verbindung, der Christ-Orden, gebildet, und mit den Besitzungen des aufgelösten Ordens ausgestattet. Philipp eignete sich dagegen außer den liegenden Gründen auch alle Schuldforderungen zu, welche die Tempelherren ausstehen hatten, und behielt zwei Drittel ihres beweglichen Vermögens.

Die Nothwendigkeit, Geld für seine auswärtigen Unternehmungen und im Innern für die Besoldung der von ihm zahlreich vermehrten Beamten, in Händen zu haben, war für Philipp ein bedeutender Beweggrund bei dieser frevelhaften Vernichtung des hochberühmten Ordens gewesen. Für die Verwaltung von Hoheitsrechten Geld zu erhalten, war bis um diese Zeit etwas ganz unbekanntes geblieben, da solche Thätigkeit früher immer nur vermöge eines an gewissen Grundbesitz geknüpften Privilegiums geübt wurde. Neue Bedürfnisse forderten auch neue Arten der Befriedigung, und bald sah sich das französische Volk von den schwersten Auflagen niedergedrückt. Noch üblere Folgen begleiteten ein anderes Finanzmittel, welches Philipp's Habgier erfand, die leichtere Ausprägung der Münzen. Zugleich benutzte der König diese Fälschung, um den größeren Baronen das Münzrecht zu entreißen. Denn nachdem die Verwirrungen*), die durch seine schlechten Münzen und durch die der mächtigen Barone, die ihm treulich darin nachfolgten, entstanden waren, den höchsten Grad erreicht hatten, ließ er plötzlich neues, vollwichtiges Geld schlagen, und wandte nun den Haß des bis zur Verzweiflung getriebenen Volkes auf die falschmünzenden Großen. So erschien er denn als ein Retter, indem er von nun an, unter dem Vorwande zu verhüten, daß die Barone nicht ferner derartige Münzen prägten, ihnen das Münzrecht theils ganz entriß, theils wenigstens unter seine nähere Aufsicht brachte, so daß es allmählig ein ausschließliches Recht der Krone werden konnte. Um auch die obere Gerichtsbarkeit über das ganze Reich allmählich in seine Hände zu bringen, fuhr er, nach Ludwig's IX. Vorgange, fort, Appellationen von den Gerichten der Barone an die seinigen zu begünstigen, und führte zur Beförderung und Erleichterung der vor denselben Recht Suchenden eine durchgreifende Aenderung des Gerichtswesens ein. Das Parlament, bisher noch der Lehnshof des Königs, wurde zu einem höchsten Gerichte in neuerem Sinne umgewandelt. Die Pairs erschienen fast gar nicht mehr in den

---

*) Anfangs war der Livre wirklich ein Pfund Silber von 12 Unzen, aus welchem man 20 Sous (Solidi) prägte; unter Philipp dem Schönen aber war es dahin gekommen, daß eine Mark Silber (von 8 Unzen) 8 Livres 10 Sous galt. S. Mably observations sur l'histoire de France. T. III. p. 171.

Sitzungen und Philipp bestimmte daher, daß es aus dreizehn geistlichen und dreizehn weltlichen Räthen bestehen solle. Zu Rouen wurde für die Normandie, zu Troyes für die Champagne und die angrenzenden Landschaften, zu Toulouse für die Länder der Langued'oc ein Appellationshof (scacarium, échiquier) eingerichtet, deren jeder aus zehn Richtern zusammengesetzt wurde. Das Studium der Rechtswissenschaft, welches schon seit längerer Zeit in Frankreich eifrig betrieben worden war, erhielt durch diese Einrichtungen einen verdoppelten Aufschwung.

Im Jahre 1313 benutzte Philipp einen Streit zwischen dem Papste und dem Erzbischof von Lyon, um diese Stadt wie die zugehörige Grafschaft, die beide bisher noch zu Deutschland gehört hatten, seinem Reiche für immer einzuverleiben. Aber wie glücklich er auch bei allen seinen Unternehmungen war, wie hoch er seine Gewalt mit raschen Schritten emporgehoben hatte, so wurde ihm dennoch eine sehr bedeutende Erwerbung von einer Seite her entrissen, von welcher er es vielleicht am wenigsten erwartet hatte. In Flandern wurden nämlich die Einwohner fast unmittelbar nach der Einführung der französischen Herrschaft unruhig. Zuerst empörten sich die unteren Klassen der Bürger von Brügge wegen des schweren Druckes der Abgaben; nach einem Gefecht mit dem französischen Statthalter zogen sie unter der Anführung eines Webers Namens Peter König, eines Mannes von sechzig Jahren, der arm, klein, häßlich, auf einem Auge blind, aber voll Kühnheit und feuriger Beredsamkeit war, aus der Stadt; diese ward nun von zahlreichen französischen Truppen besetzt, ihrer Freiheiten beraubt, mit neuen Abgaben beschwert, und durch Erbauung einer Burg mit einem noch härtern Drucke bedroht. Der Haß gegen die Franzosen wuchs, und des gefangenen Grafen Söhne zweiter Ehe, Johann und Veit von Namur, welche frei geblieben waren, benutzten diese Stimmung. Sie versprachen dem Weber König Beistand, wenn er für die Befreiung des Vaterlandes wirken wolle. König stellte sich hierauf an die Spitze sämmtlicher Unzufriedenen, und überraschte am 25. Mai 1302 Brügge; zugleich ergriffen die Bürger in der Stadt wider die Franzosen die Waffen. Damit keiner entkomme, wurden alle Thore und Zugänge besetzt, und wer die Worte: „Schilt en Vriend" nicht aussprechen konnte, ward niedergemacht, ein Schicksal, welches mehr als dreitausend Franzosen erfuhren.

Philipp war außer sich. Ein Heer von zehntausend Reitern und vierzigtausend Söldnern zu Fuß sollte diese Schmach rächen, aber es erlitt nur eine noch größere. Bei Courtray (Kortryk) kam es am 11. Julius zu einem entscheidenden Treffen mit den Flanderern, deren von den

jungen Grafen angeführtes Heer nur aus Bauern und Bürgern bestand, welche aber Haß und Rachsucht mit Muth erfüllten. Vor der Schlacht ertheilte Veit von Namur dem Peter König mit noch einigen andern Volksführern den Ritterschlag, und alle Krieger wurden durch Vorzeigung der Monstranz im Vertrauen zu Gott gestärkt. Der Connetable von Frankreich rieth dem Grafen von Artois, der das französische Heer führte, sich in keinen förmlichen Kampf einzulassen, sondern den Feind durch fortgesetzte kleine Anfälle in Athem zu erhalten, was die Flanderer, die gern äßen und tränken, bald ermüden würde. Aber der Graf verwarf seinen Vorschlag als feige und beschloß den Angriff. Dieser ward so hitzig und mit solcher Verachtung des Feindes unternommen, daß man nicht einmal eines tiefen und breiten Grabens vor der Stellung der Flanderer gewahrte. Die vorderen Ritter stürzten, und kamen in den schweren Rüstungen um, während die Kampflust der folgenden Haufen blindlings vorwärts drängte; andere wurden beim Versuche hinaufzuklimmen, mit den Gutentags (so nannten die Flanderer mit bäurischem Witze ihre langen mit Eisen beschlagenen Spieße) niedergestochen. Die Verwirrung ward dadurch allgemein, und es erfolgte eine gänzliche Niederlage der Franzosen, die ihnen zwanzigtausend Mann kostete, worunter sich fast eintausend und neunhundert Ritter, die Blüthe des französischen Adels, befanden; weil die goldenen Sporen der Gefallenen gesammelt und aufbewahrt wurden, heißt die Schlacht die Sporenschlacht. Dieser Sieg beseelte die Flanderer mit festem Vertrauen auf ihre Kraft, und alle folgende Versuche Philipp's zu ihrer Unterjochung scheiterten, obgleich er sich zu diesem Zwecke noch mit dem Grafen von Holland, Johann von Avesnes, verbunden hatte. Eine zweite große Schlacht bei Mons en Puelle (1304), bei der Philipp selbst zugegen war, blieb unentschieden, und die Flamänder zeigten sich überall in so trefflicher Verfassung und Rüstung, daß Philipp sich endlich zum Nachgeben entschließen mußte. Er ging im folgenden Jahre (1305) einen Frieden ein, welchem zufolge er den ältesten Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen Veit, Robert, mit Flandern belehnte, allen anderen flandrischen Herren die Freiheit gab, und dem Lande seine alten Vorrechte und Freiheiten einräumte. Acht Jahre nachher brachen über den Besitz einiger Städte, die sich der König in diesem Frieden vorbehalten hatte, neue Händel und Feindseligkeiten aus, deren Ende Philipp nicht erlebte. Er starb am 29. November 1314, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne Ludwig in einer dumpfen Gährung. Denn der Druck der Abgaben und die willkürliche Gewalt, mit welcher Herkommen und

Rechte von ihm vernichtet worden waren, hatten die Gemüther so empört, daß in Champagne, in der Picardie, in Artois und Burgund Alles einem Aufstande nahe war, und besonders der Adel in Verbindungen trat, um sich Abhülfe seiner Beschwerden zu verschaffen.

Ludwig X., der in der Geschichte den Zunamen Hutin, der Zänker führt, bestieg mithin den Thron unter den schlechtesten Aussichten. Er bot Alles auf, die Unzufriedenen zu beruhigen, und es gelang ihm auch den Ausbruch des drohenden Sturmes theils durch Versprechungen, theils durch wirkliche Zugeständnisse zu verhindern. Vor Allem diente zur Beruhigung der Gemüther der Prozeß, welcher gegen den Oberaufseher der Finanzen, Enguerrand de Marigny, eröffnet wurde, den man als den Urheber alles Uebels ansah, während er doch nur ein Werkzeug Philipp's des Schönen gewesen war. Das Verfahren schloß mit der Hinrichtung dieses Mannes. Zum Kriege gegen Flandern war Geld nöthig; Ludwig erließ daher eine merkwürdige Verordnung, durch welche den leibeigenen Bauern in den Kronlanden verstattet wurde, sich loszukaufen. Dennoch blieb sein Feldzug im Jahre 1315 ohne Erfolg und ehe neue Rüstungen zu Stande kamen, starb er am 5. Jun. 1316. Schon im November folgte ihm ins Grab sein nachgeborner Sohn Johann, nach einem Leben von wenigen Tagen. Ludwig hinterließ außerdem noch eine minderjährige Tochter Johanna, deren Ansprüche aber, wie spätere Schriftsteller angeben, mit Berufung auf die Bestimmungen des salischen Volksrechtes bestritten wurden*). Es folgte vielmehr nun Ludwig's Bruder, Philipp V., der Lange, dessen Thronfolge durch einen Reichsconvent förmlich anerkannt wurde, und der den flandrischen Krieg durch einen Frieden endete, in welchem die Städte Douay, Orchies und Ryssel bei Frankreich blieben.

Um die königliche Gewalt im Innern zu befestigen, fuhr Philipp auf dem Wege seines Vaters fort; er nahm die Waffen der Bürger in den Städten unter seine Aufsicht, untersagte die Fehden und setzte in allen Kreisen neben den Baillis, welche bis jetzt dem Gerichts-, Steuer- und Kriegswesen zugleich vorgestanden hatten, besondere Hauptleute ein,

*) Die Stelle im salischen Gesetz lautet: de terra vero salica in mulierem nulla portio transit, sed hoc virilis sexus acquirit. Aber selbst zugegeben, daß diese Berufung gemacht wurde, so konnte sie darum keine Kraft haben, weil im salischen Gesetz nur Allodialbesitz gemeint ist, die Krone Frankreich's aber seit den Capetingern auf Lehnsbesitz gegründet war. Ihre Länder waren eingezogene Lehen, und überall folgten damals ohne Widerspruch Töchter in den Beneficien. Die Ausschließung Johanna's war rechtlich nicht zu deducire-

welche das allgemeine Aufgebot befehligen und zugleich den Adel im Zaume halten sollten. Ebenso wurden für die Erhebung der Abgaben neue Beamte unter den Namen der Receveurs geschaffen. Obgleich Philipp schon 1322 starb, und sein Bruder und Nachfolger Karl IV. ebenfalls nicht lange herrschte (bis 1328), so wurde doch, trotz des schnellen Wechsels, in den Grundsätzen der Regierung nichts verändert, und die Entwickelung der königlichen Macht ging ungehindert ihren Gang.

---

## 9. England unter Eduard I.

(1273—1307.)

Eduard, Heinrich's III. Sohn, war auf der Rückreise aus dem heiligen Lande (Thl. VI. 295.) in Sicilien, als er den Tod seines Vaters erfuhr. Erst am 29. August 1274, nachdem er sich fast noch ein ganzes Jahr in Guienne aufgehalten, ward er in der Westminsterkirche von dem Erzbischofe von Canterbury gekrönt, aber seine verzögerte Rückkehr scheint keine nachtheiligen Folgen für die Ruhe des Reichs gehabt zu haben. Eduard's kriegerischer Geist suchte und fand zuerst Raum und Beschäftigung in dem Angriffe auf die Waliser, deren Fürst Llewellyn die Lehnshuldigung verweigerte, da die Abhängigkeit seiner Herrschaft von England unter den unruhigen Regierungen Johann's und Heinrich's III. sehr lose geworden war. Der König von England drang vorsichtig in die Gebirgsschluchten, vermied es, die bekannte Tapferkeit der Waliser auf die Probe zu stellen, und zwang sie durch Einschließung und Hunger, seine Bedingungen anzunehmen (1277). Nach fünf Jahren machten sie einen Versuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, der aber durch sein Mißlingen vielmehr den gänzlichen Untergang derselben herbeiführte. Llewellyn selbst fand in dem von neuem begonnenen Kampfe von Feindes Hand den Tod, und sein Bruder David wurde auf Befehl des Siegers durch den Strang hingerichtet (1283). Damit endete aller fernere Widerstand. Das Land ward in Grafschaften und Hundreden getheilt, nach englischer Weise verwaltet, und Eduard traf Einrichtungen, um das rohe Volk von seinem räuberischen Leben zu entwöhnen und mildere Sitten einzuführen. Doch traf er auch manche Maßregeln, um die Wallíser für sich zu gewinnen; während sie im Criminalproceß englisches Recht nehmen mußten, ward das englische Civilverfahren ihren Gebräuchen angepaßt; auch wurde

ihnen die weibliche Lehnsnachfolge gelassen; und da die Gemahlin Eduard's ihm zu Caernarvon im Gebiete der Walliser einen Sohn gebar, ernannte der König diesen zum Fürsten von Wales, welcher Titel für die Thronerben England's bis auf den heutigen Tag üblich geblieben ist.

Die zweite kriegerische Unternehmung Eduard's war die Unterwerfung von Schottland. Die Veranlassung dazu gab der unerwartete Tod des dortigen Königs Alexander III. (1286), mit welchem die männliche Linie des alten Herrscherhauses erlosch. Mit Bewilligung der Stände hatte der Verstorbene Margarethe, die Tochter seiner an den König Erich von Norwegen vermählten Tochter, zur Erbin des Thrones ernannt. Eduard faßte den Plan, durch Vermählung seines ältesten Sohnes mit dieser Fürstin (die zugleich auch seiner Schwester Enkelin war) die Vereinigung England's und Schottland's zu bewerkstelligen. Die Schotten ließen sich geneigt finden, aber auf der Reise von Norwegen her starb die junge Fürstin zum Unglück für das Land, welches sie hatte beherrschen sollen. Denn es traten jetzt nicht weniger als dreizehn Thronbewerber auf, von denen indeß Johann Baliol und Robert Bruce durch Verwandtschaft mit dem früheren Königsstamme die nächsten Ansprüche hatten. Unter dem Vorwande, daß es gelte, einem Bürgerkriege zuvorzukommen, wurde den schottischen Ständen nahegelegt, sich an den König von England zu wenden und ihn um einen schiedsrichterlichen Spruch anzugehen. Eduard ließ sich nicht lange bitten, wollte aber diese günstige Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne die von den englischen Königen schon oft in Anspruch genommene Lehnsherrlichkeit über das Nachbarreich fester zu begründen. Nachdem er daher eine Reichsversammlung nach Norham zusammenberufen hatte (1291), verlangte er zuvörderst von den Schotten die Anerkennung seiner lehnsherrlichen Rechte, und die Hülfslosigkeit des in seinem Innern gespaltenen Reichs, so wie die Furcht vor der in der Nähe befindlichen bewaffneten Macht Eduard's erlaubten keinen Widerspruch. Sämmtliche Thronbewerber schwuren zum Voraus, die Krone von ihm zu Lehn zu nehmen, und damit er im Stande sei, sein Urtheil zu vollstrecken, wurden ihm auch die königlichen Schlösser überliefert, und sämmtliche Vasallen der Krone leisteten ihm als Oberlehnsherrn die Huldigung. Nun erst ward die Untersuchung vorgenommen. Eine Commission von vierundzwanzig Engländern und achtzig Schotten prüfte die Ansprüche der Bewerber und entschied endlich für Baliol, welcher Ausspruch von Eduard bestätigt ward. Der ernannte König ward nach herkömmlicher Weise auf dem berühmten Steine zu Scone gekrönt, und zu New-Castle leistete er Eduard die Huldigung.

Aber die Schotten, welche sich, nur durch den Drang der Umstände genöthigt, gefügt hatten, betrachteten das neue Verhältniß zu England mit dem größten Unwillen, und auch Baliol fühlte die Wirkungen dieser Abhängigkeit bald auf empfindliche Weise. In einem Streite zweier mächtigen Häuser, worin er ein Urtheil gefällt, berief sich die unterliegende Partei von seinem Gericht auf das des Königs von England, und Baliol mußte persönlich vor seinem Lehnsherrn Rede stehen. König und Volk hegten daher jetzt gleiche Wünsche, dies verhaßte Band zu zerreißen, und der zwischen Frankreich und England ausgebrochene, oben schon erwähnte Krieg schien ihnen eine günstige Gelegenheit dazu zu bieten. Der gemeinsame Vortheil Philipp's und der Schotten führte schnell ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen herbei, und Baliol sandte dem englischen Könige eine schriftliche Aufkündigung seines Lehnseides. Aber dieser war schon auf die erste Nachricht von dem Abschluß jenes Vertrages mit allen Streitkräften, die er gegen Frankreich zusammengebracht, gegen Schottland aufgebrochen, hatte bereits die Grenzen überschritten (1296) und Berwick erobert, dessen Bewohner er die ganze Schwere seines Zorns empfinden ließ. Bei Dunbar erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher das schottische Heer völlig besiegt ward. Der König Baliol mußte sich und das Reich in die Hände Eduard's überliefern, und ward als Gefangener nach London gesendet, wo man ihn indeß mit großer Milde behandelte; das Land kam unter die Verwaltung des englischen Grafen Warenne, des Siegers von Dunbar, und auf einem Zuge durch den Norden des Königreichs nahm Eduard den Krönungsstein zu Scone mit fort, von dem die Sage erzählte, daß er dem Patriarchen Jacob im Schlafe zum Ruheplatze gedient, und daß „an ihm die Gewalt über Schottland hafte, wohin er auch immer gebracht werde.“ Eduard ließ ihn zum Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schottland's für immer vernichtet sei, nach Westminster schaffen.

Die großen Kosten, welche dieser doppelte Krieg, wider Frankreich und Schottland, verursachte, nöthigte den König, vom Parlament häufig Geldbewilligungen zu fordern. Darum berief er auch, nach dem vom Grafen von Leicester unter der vorigen Regierung gegebenen Beispiel, Abgeordnete der Grafschaften und Städte zu diesen Reichsversammlungen, welches von seiner Regierung an eine feststehende Einrichtung ward. Aber obschon Manches bewilligt wurde, so reichte es doch für Eduard's Bedürfnisse nicht hin. Er nahm daher zu Erpressungen seine Zuflucht, legte zuerst eigenmächtig eine höhere Abgabe auf Wolle und Häute, damals die beiden wichtigsten Handelsartikel in England, ließ dann sogar alle Vor-

räthe von diesen Producten mit Beschlag belegen, und zwang den Kaufleuten den Werth derselben unter dem Namen eines Darlehns ab. Aehnliche Unbill erfuhren die Grundbesitzer. Jede Grafschaft sollte eine gewisse Anzahl Schlachtvieh und zweitausend Quarter Weizen liefern, um die Armee, welche im Jahre 1297 nach Guienne und Flandern gehen sollte, mit Mundvorräthen zu versehen. Die Geistlichen, welche den immer erneuerten Forderungen nicht mehr genügen wollten, und sich auf den Schutz und die Verordnungen des Papstes Bonifacius VIII. beriefen, beraubte er alles Beistandes der Gesetze. Er befahl den königlichen Richtern, ihnen gegen Niemand Recht zu gewähren, und zog ihre Lehen und sonstigen Besitzthümer ein, bis sie sich endlich zur Bezahlung der geforderten Summen verstanden. Aber im Stillen wurden Berathungen angestellt und Verabredungen mit dem Adel getroffen, solchen Bedrückungen ein Ziel zu setzen. Als der König noch in demselben Jahre den Connetable und den Marschall des Reiches, die Grafen von Hereford und Norfolk, bei der Eröffnung des Feldzuges mit der Führung des Heerhaufens nach Guienne beauftragte, weigerten sich beide den Befehl zu übernehmen, unter dem Vorwande, daß ihr Amt sie nur verpflichte, die Person des Königs zu begleiten. Eduard rief in leidenschaftlicher Heftigkeit dem Marschall zu: „Bei Gott, Graf, ihr müßt gehen oder hängen!" — „Bei Gott", erwiederte Norfolk, „ich werde weder gehen noch hängen", und zog, von dreißig Baronen und fünfzehnhundert Rittern begleitet, fort. An diesem Zeichen erkannte Eduard, daß er zu weit gegangen sei. Er befahl die Eintreibung der Lieferungen einzustellen, der Geistlichkeit ihre Güter zurückzugeben, und suchte die Gemüther durch das Versprechen einer neuen feierlichen Bestätigung des großen Freiheitsbriefes vollends zu beruhigen. Hierauf segelte er nach Flandern, aber noch in seiner Abwesenheit wurde sein Sohn, den er als Regenten zurückgelassen, durch die Grafen von Norfolk und Hereford genöthigt, nicht nur jene Bestätigung zu vollziehen, sondern auch den höchst wichtigen Zusatz beizufügen, daß die Krone in Zukunft niemals eine Schatzung und Steuer erheben könne, ohne Einwilligung der Geistlichkeit, Barone, Ritter und Bürger des Königreichs (1297). Der beiden letzten Stände war in dem großen Freiheitsbriefe nicht gedacht. Hierdurch erhielt die Gesammtheit der Freien der Nation das kräftigste Mittel, der Verschwendung der Könige Schranken zu setzen und ihren Despotismus zu brechen. Eduard fügte sich, und unterschrieb zu Gent in Flandern, wiewohl mit Widerwillen und Zaudern, die Urkunde der neuen Bewilligung.

Noch ehe diese Versöhnung zu Stande gekommen war, hatten die

Schotten, gereizt durch die in England herrschende Gährung, einen neuen Versuch zu ihrer Befreiung gemacht, und der Haß gegen die Unterdrücker hatte aus ihrer Mitte einen freigesinnten, kühnen Helden erweckt. William Wallace war ein kräftiger Mann, von einem alten aber verarmten Geschlechte. Er hatte im Zorn einen englischen Beamten erschlagen und war in die Wälder geflohen, wo gleichgesinnte Männer sich um ihn versammelten, mit denen er kühne Streifzüge gegen die Engländer vollführte. Sein Ruf verbreitete sich über das ganze Land, und bald sah er sich von zahlreichen Schaaren umgeben. Das englische Heer, welches auf den Befehl des abwesenden Königs zur Dämpfung des Aufstandes anrückte, wurde von ihm am Flusse Forth völlig geschlagen. Begierig nach Rache, schloß Eduard 1298 einen Waffenstillstand mit Philipp und verlangte, daß die Schotten von diesem ihrem Schicksal und seinem Zorne überlassen wurden. Dann führte er ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer nach Schottland, und griff das feindliche Heer am 22. Julius 1298 bei Falkirk an. Schon fürchtete er, daß Wallace einem Kampfe ausweichen werde, als ihm die Nachricht wurde, daß dieser in einer vortrefflichen Stellung, wenn auch mit geringer Mannschaft ihn erwarte. Er beschloß anzugreifen; seine Reiterei umging den Feind von zwei Seiten, und wenn auch die Tapferkeit und Umsicht Wallace's in der Front alle Angriffe zu Schanden machte, so ward der Sieg doch durch die Reiterei vollständig errungen. Eduard drang bis Perth vor, aber, durch Mangel und Beschwerden gezwungen, kehrte er bald wieder nach der Heimath zurück. Die Schotten behaupteten sich in den nördlichen Bergen, und begannen von dort her die Engländer mit Erfolg zu bekämpfen, ja nach einem Siege bei Edinburg (1303) gelang es ihnen, sie ganz zu verdrängen. Wollte Eduard seine Ansprüche nicht aufgeben, so mußte er die Eroberung von neuem versuchen. Sein Zorn stieg mit der Hartnäckigkeit des Widerstandes. An der Spitze einer furchtbaren Macht durchzog er das ganze Land bis an das Hochgebirge, ohne daß ihm die Patrioten zu begegnen wagten. Nunmehr glaubte er die Unterwerfung Schottland's vollendet zu haben, denn auch der einzige Mann, welchen er vielleicht noch zu fürchten hatte, Wallace, der einige Zeit nach Frankreich geflüchtet, dann wieder heimgekehrt war und noch immer eine zauberhafte Anziehungskraft auf das niedere Volk ausübte, ward ihm durch einen ehemaligen Waffengefährten, der den Tapferen verrieth, in die Hände geliefert. In Ketten wurde er nach London geführt, und dort mit ungerechter Strenge im Tower hingerichtet; aber seine Thaten leben noch bis auf den heutigen Tag in der Liebe und dem Andenken seines Volks.

Der schmähliche Tod des gefeierten Helden regte in den Schotten Zorn und Unwillen in noch höherm Grade auf, und trotz des schlimmen Ausgangs aller bisherigen Versuche fand sich ein neuer Führer, der einen nochmaligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes wagte. Dieser war **Robert Bruce**, Enkel des oben genannten Thronbewerbers. Seine Aufgabe wurde äußerst schwierig, da er nicht bloß mit den Engländern, sondern auch mit einer großen Gegenpartei unter seinen eigenen Landsleuten zu streiten hatte. Johann Comyn, der nächste Erbe Baliol's, der indeß gestorben war, durch seine Bemühungen für die Befreiung Schottland's hoch angesehen, leitete seit acht Jahren die Angelegenheiten als Reichsverweser; die Bruces hatten dagegen bisher aus Eifersucht gegen Baliol und sein Haus wenig für die Patrioten gethan, sich vielmehr mannigfach den Engländern nachgiebig gezeigt. Es traf sich, daß Comyn und Bruce zu gleicher Zeit nach Dumfries kamen. Sie hielten eine Unterredung im Chor der Minoritenkirche; das Gespräch erhitzte sich, und Bruce stieß dem Reichsverweser den Dolch in die Brust. Nach dieser That rief Bruce die Schotten unter seine Fahnen, und ward in Scone fast ohne Widerspruch zum Könige gekrönt (1306). Aber das ganze Geschlecht des Ermordeten, das reichste und mächtigste im Lande, verband sich bald darauf mit den Engländern zu seiner Vernichtung, und geschlagen mußte der neue König in die Haiden und Wälder des Hochlandes flüchten. Indeß rückte auch der zornmüthige Eduard heran, der diesmal ein schreckendes Beispiel geben wollte. Mit einem großen Heere sollte Schottland von einem Ende bis zum andern durchzogen und so niedergetreten werden, daß es sich nicht wieder aufrichten könnte. Aber noch ehe er die Grenze überschritten hatte, ereilte ihn der Tod am 7. Julius 1307 in der Nähe von Carlisle im neunundsechzigsten Jahre seines Alters und dem fünf und dreißigsten seiner Regierung.

---

## 10. Eduard II.

(1307—1327.)

Sterbend hatte Eduard befohlen, den Kampf gegen die Schotten fortzusetzen, und seine Gebeine, den Feinden zum Schrecken, dem Heere voraufzutragen. Aber sein Sohn und Nachfolger Eduard II., auf den sehr wenig von des Vaters großer Persönlichkeit übergegangen war, achtete

diesen Befehl nicht, sondern kehrte, bald nachdem er über die schottische Grenze gegangen war, wieder zurück, und gab dadurch dem aus seinen Schlupfwinkeln hervortretenden Bruce Gelegenheit, sich die Krone und seinem Volke die Erhaltung der Selbständigkeit noch für Jahrhunderte zu erkämpfen. Bruce eröffnete seine neue Laufbahn mit einem glänzenden Siege über die Comynsche Partei, dem noch andere Vortheile über die Anhänger England's und die Vertreibung englischer Besatzungen aus den festen Schlössern folgten, während Eduard II., ein lässiger, den Vergnügungen ergebener Fürst ohne Kraft und Selbständigkeit, im Kampfe mit seinen Baronen Mühe hatte, sich selbst auf dem englischen Throne zu behaupten.

Diese Opposition wurde, wie unter Heinrich III., durch des Königs Hingebung an unwürdige Günstlinge herbeigeführt. Der erste derselben, welcher Eduard ganz beherrschte, war Peter Gaveston, ein Gascogner. Schon Eduard I. hatte ihn als einen Verführer seines Sohnes verbannt, und es diesem auf dem Todbette zur Pflicht gemacht, ihn nicht zurückzurufen. Aber uneingedenk dieser väterlichen Ermahnung, ließ ihn Eduard sogleich wieder an den Hof kommen, schenkte ihm das höchste Vertrauen, und ernannte ihn zum Grafen von Cornwallis; ja als er nach Frankreich ging, um sich mit der Prinzessin Isabelle, einer Tochter Philipp's des Schönen, mit der er schon durch seinen Vater verlobt war, zu vermählen, machte er ihn selbst zu seinem Stellvertreter in England. Gaveston ward bald der Gegenstand des Hasses der mächtigen Barone, da er sie durch kindischen Uebermuth und verschwenderische Pracht beleidigte, und den königlichen Schatz plünderte. Als Eduard aus Frankreich zurückgekehrt war, forderten sie die Entlassung und Entfernung des Günstlings; wenn der König selber, sagten sie in ihrer Eingabe, gegen den Vortheil seiner Krone handle, so seien seine Unterthanen durch ihren Eid verpflichtet, ihn zur Vernunft zurückzuführen. Beunruhigt durch ihren dringenden Ton gab Eduard zwar nach, daß Gaveston England verlasse; aber dafür erhob er ihn zum Statthalter von Irland, und nachdem er einige der angesehensten Barone gewonnen hatte, rief er ihn wieder nach England und in seine Nähe zurück. Da nun Gaveston, so wie er seinen vorigen Einfluß erlangt hatte, sich auch seiner frühern Lebensweise überließ und auf dem früheren Wege weiter fortschritt, traten die Barone abermals zusammen, und setzten es durch, daß er zu ewiger Verbannung verurtheilt ward, mit der Drohung, daß, wenn er sich wieder in England treffen ließe, er als ein Feind des Königs und des Volks behandelt werden sollte. Aber damit nicht zufrieden, gingen sie diesmal noch weiter, und das Parla=

ment des Jahres 1311 nöthigte Eduard zu einer Reihe von Anordnungen, welche die königliche Gewalt sehr tief herabsetzten. Alle großen Aemter sollten hinfort nur mit Zuziehung der Barone im Parlamente vergeben werden, keine Verschenkung von Land sollte ohne ihre Zustimmung gültig sein, und nur, nachdem sie eingewilligt, dürfe der König das Heer versammeln oder einen Krieg beginnen. Aber sobald das Parlament aufgelöst war, eilte Eduard sich dieser unwürdigen Fesseln zu entledigen. Er begab sich nach den nördlichen Gegenden England's, und rief seinen Günstling, der indeß in Frankreich gewesen war, wieder zu sich. Sofort bildeten aber auch die Barone, den Grafen Thomas von Lancaster, den Sohn von Eduard's I. Bruder Edmund, der der reichste Grundbesitzer Englands war, an ihrer Spitze, eine neue Verbindung, an der auch der Erzbischof von Canterbury Theil nahm. Mit bewaffneter Macht eilten die Großen nach York zum Könige, der vor ihnen zurückwich, und mit seinem Liebling bis nach dem festen Scarborough flüchtete. Gaveston ward in demselben belagert, und da ein langer Widerstand unmöglich war, mußte er sich ergeben. Er wurde den Händen des Grafen von Pembroke anvertraut, der für seine Sicherheit stehen sollte, bis der König sich mit den Baronen verglichen haben würde; allein nach kurzer Zeit bemächtigten sich — es ist ungewiß, ob mit Vorwissen Pembroke's — die Grafen von Lancaster, Warwick, Hereford und andere der Verbündeten seiner Person, und ließen ihm durch Henkershand das Haupt abschlagen (1312). Der König war zwiefach erbittert, sowohl über den Tod seines Lieblings, als über die gesetzlose Art desselben. Er drohte den Großen Rache, sammelte eine bewaffnete Macht, und rief in dieser kriegerischen Haltung ein Parlament zusammen. Die Barone erschienen, aber nicht minder gerüstet als der König, der Graf von Lancaster allein führte tausend Ritter und funfzehnhundert Fußknechte herbei. Im Vertrauen auf diese Kräfte verlangten sie völlige Losprechung von aller Verantwortlichkeit wegen Gaveston's Tod und überdies Bestätigung ihrer gemachten Verordnungen. Der König sah sich genöthigt nachzugeben; Gaveston's Mord blieb ungeahndet, doch wurden auch diejenigen Beschlüsse der Barone vergessen, welche der Krone allzu nachtheilig waren.

Da nach dieser Aussöhnung Eduard's mit den Baronen die innere Ruhe wieder hergestellt schien, so wurde jetzt ein Zug nach Schottland unternommen. Von Allem, was die Engländer dort besessen hatten, waren nur noch Berwick und Stirling in ihren Händen, aber das letztere als das wichtigere und feste, hielt Bruce schon eng eingeschlossen. Eduard traf große Vorkehrungen, diesen Platz zu retten; Niederländer, Gascog=

ner, Irländer, Waliser verstärkten sein Heer, dessen Zahl die schottischen Geschichtschreiber, kaum übertrieben, auf hunderttausend Mann angeben. Bruce zählte nicht mehr als dreißigtausend Krieger, aber alles Leute, die durch die bisherigen Kämpfe geübt, und entschlossen waren, die wiedererrungene Freiheit auf das Aeußerste zu vertheidigen. Er erwartete die Feinde bei Bannockburn, in der Nähe von Stirling. Dort erlitten die Engländer am 24. Junius 1314 eine gänzliche Niederlage. Der König selbst entging nur mit Mühe den Händen des tapfern Douglas, welcher ihm eifrig nachsetzte; und die Zuversicht der Schotten wuchs durch diesen Sieg in dem Maße, daß sie sogar einen Aufstand der Irländer wider England unterstützten. Dieser mißlang zwar, aber Schottland selbst war nun ganz von Feinden gesäubert und hatte seine Selbständigkeit befestigt. Bruce wurde auf einer allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit und des Adels noch einmal als König anerkannt, wehrte mit leichter Mühe die noch einige Mal wiederholten und mehr auf Raub und Rache als auf eigentliche Eroberungen berechneten Einfälle der Engländer ab, und behauptete den durch die Kraft der Waffen erworbenen Thron bis an seinen Tod (1329) sicherer als Eduard II. seine ererbte Krone.

Der unglückliche Erfolg des Krieges in Schottland, die darauf erfolgte Empörung in Irland, zu welcher noch aufrührerische Bewegungen in Wales kamen, endlich die Streifzüge, durch welche Bruce Nordengland verheeren ließ, sowie eine allgemeine Hungersnoth, gaben der dem Throne feindlichen Partei der Barone Veranlassung, wieder hervorzutreten und die alten, die königliche Macht so stark beschränkenden Verordnungen von Neuem geltend zu machen. Die Schwäche, mit welcher sich Eduard nach Gaveston's Tode einem neuen Lieblinge, Hugo Spenser (oder Despenser), hingab, und demselben die Verwaltung des Reiches überließ, reizte sie noch mehr zum Widerstande. Es wiederholten sich nun die alten Auftritte. Die verbündeten Barone — an ihrer Spitze wiederum Thomas von Lancaster — verlangten mit den Waffen in der Hand von dem Könige die Entfernung oder Gefangensetzung Spenser's, mit der Drohung, daß sie ihm sonst den Gehorsam aufkündigen und sich aus eigener Macht an dem übermüthigen und eigennützigen Günstling Recht verschaffen würden. Sie zogen dann nach London, legten dem versammelten Parlamente eine Anklage gegen Spenser und dessen Vater vor, und setzten es durch, daß diese zu immerwährender Verbannung verurtheilt wurden (1321).

Aber bald veränderte sich die Lage der Dinge, und Eduard fand, noch ehe zwei Monate vergangen waren, Gelegenheit sich an seinen

Feinden zu rächen. Die Königin Isabelle wollte auf einer Reise nach Canterbury in dem königlichen Schlosse Ledes übernachten; aber Lord Badlesmere, dem die Obhut desselben anvertraut war, stand mit den Baronen im geheimen Einverständnisse, und weigerte sich der Königin die Thore zu öffnen. Es entstand ein Streit, bei welchem mehrere Diener Isabellen's getödtet wurden. Sie klagte laut über Beschimpfung, und das Volk von London empfand diese mit seiner Herrscherin. So sah sich der König in den Stand gesetzt, an der Spitze einiger Kriegsleute und großer Schaaren von bewaffneten Bürgern der Hauptstadt, Genugthuung zu erzwingen. Er nahm das Schloß ein, obgleich die Barone zur Hülfe heranzogen. Diese rasche That gab seiner Partei neues Leben, von allen Seiten strömten Anhänger herbei, und die beiden Spenser ließen sich nicht vergebens erwarten. Lancaster brachte dagegen im Norden von England ein Heer zusammen und zog gegen das königliche, er ward aber geschlagen und nebst mehreren Anderen gefangen genommen. Der König vergalt ihm Gaveston's Mord mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er ward zum Tode verurtheilt, und unter Spott und Hohn hingerichtet (1322). Achtzehn seiner vornehmsten Anhänger wurden gleichfalls aus dem Wege geräumt, Viele blieben in strenger Haft; ihre Güter fielen den Anhängern des Königs zu, vor Allen den beiden Spenser, deren Macht, Einfluß und Ansehn seit dieser Niederlage der Lancasterschen Partei unerschütterlich befestigt zu sein schienen.

Allein die Heftigkeit, mit der sie ihrer Rache freien Lauf ließen, und die Willkür, mit der sie sich ihrer Gewalt bedienten, ungewarnt durch Gaveston's Schicksal, erweckte ihnen neuen und stärkeren Widerstand. „Es schien, als gäbe es statt eines drei Könige im Lande." Zum Haß gegen ihre Herrschaft gesellte sich auch Geringschätzung, da ein Unternehmen gegen Schottland mit dem schimpflichsten Rückzug endete, und dem nördlichen England schreckliche Verheerungen von den nachdrängenden Schotten zuzog. Das Volk strömte nach dem Orte, wo Lancaster hingerichtet worden, wie nach einem geweihten Platze; die unterdrückten Barone dürsteten nach Rache, und bald erhielten sie im Hause des Königs selbst eine mächtige Hülfe durch die Königin Isabelle. Diese hatte sich nach Frankreich begeben, um einen Streit, den ihr Bruder, der König Karl IV., mit Eduard über Guienne begonnen hatte, zu vermitteln, und ließ ihren dreizehnjährigen Sohn Eduard nachkommen, damit dieser, dem Vertrage gemäß, für Guienne die Huldigung leiste (1325). Wahrscheinlich hatte sie aber beide Reisen schon in der Absicht betrieben, sich auf dem festen Lande die Mittel zu verschaffen, die Spenser und ihren

Gemahl zu stürzen; der jüngere Spenser hatte sie nicht nur des Vertrauens ihres Gemahls, sondern selbst ihrer Einkünfte beraubt. Roger Mortimer von Wigmore, ein thätiger Anhänger der Lancasterschen Partei, der aus dem Tower entsprungen war und sich nach Paris geflüchtet hatte, wurde dort von Isabellen zum ersten Beamten ihres Hofhalts ernannt, und die Königin von England erschien als die Buhlerin eines landflüchtigen Rebellen. Sie blieb, auch da die Händel mit Frankreich geschlichtet waren, jenseits des Meeres, und als der über ihre Schritte besorgte König sie wiederholt aufforderte, zurückzukehren, weigerte sie sich dessen, unter dem Vorwande, daß sie vor den Spenser ihres Lebens nicht sicher sei. Sie zog vielmehr mit ihrem Sohne nach den Niederlanden, wo sie ohne des Königs oder des Parlaments Zustimmung den Prinzen mit der Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau vermählte. Von diesem erhielt sie auch einige tausend Mann Hülfstruppen, an deren Spitze sie mit Mortimer an der Küste von Suffolk landete (1326). Sie ward als Befreierin begrüßt, und fand einen so starken Anhang, daß der König und die beiden Spenser ihre Rettung in der Flucht suchten. Der ältere Spenser wollte sich in Bristol vertheidigen, mußte sich aber bald seinen Feinden ergeben, die den neunzigjährigen Greis auf grausame Weise hinrichten, und seinen Leichnam den Hunden vorwerfen ließen. Sein Sohn, der sich mit Eduard in den Gebirgen von Wales versteckt hielt, ward bald aufgefunden und erfuhr dasselbe Schicksal; der König ward als Gefangener nach Kenilworth gebracht. So endete der Versuch des Günstlings, unter einem schwachen König das bereits beschränkte Königthum zu einem unumschränkten zu gestalten*).

Die Verschwornen riefen nunmehr ein Parlament in Westminster zusammen, welches Eduard II., von den aufgeregten Pöbelhaufen der Hauptstadt bedroht, auf die gegen ihn erhobenen Anklagen der fernern Regierung für unfähig erklärte, und seinen Sohn auf den Thron erhob (1327). Umsonst verwandte sich der Papst für den unglücklichen Fürsten und suchte ihn mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Anfangs blieb er unter der Aufsicht des Grafen Heinrich von Lancaster; da aber die Königin und Mortimer nach einiger Zeit Argwohn schöpften, daß dieser sich des Unglücklichen annehmen möchte, so übergaben sie ihn den Händen Johann's von Maltravers und Thomas Berkley's, die mit ihm verfuhren, als ob sie beauftragt seien, ihren vormaligen Herrn und König durch Mißhandlungen aller Art langsam zu tödten. Vergebens bat

---

*) Pauli Gesch. v. England IV. S. 298.

Eduard um eine Unterredung mit seinem Weibe. Damit der Aufenthalt des Gefangenen nicht bekannt und dadurch keine Bewegungen im Volke veranlaßt würden, schleppten ihn seine grausamen Wächter von einem Ort zum andern, und suchten dabei durch dünne Kleidung, schlechte Nahrung und öftere Unterbrechung des Schlafes seine Lebenskraft zu zerstören*). Da aber auch dieser Weg den Besorgnissen der Frevler zu langsam schien, befahl Mortimer zweien Hausbeamten Berkley's den Gefangenen ohne Zögerung aus der Welt zu schaffen**). Um aber jede Spur eines gewaltsamen Todes zu verbergen, wurde eine gräßliche Marter ersonnen. Die Mörder stießen dem Unglücklichen ein glühendes Eisen in den Mastdarm und verbrannten ihm so die Eingeweide (21. September 1327). Aber der furchtbare Schmerz verzerrte die Züge des Sterbenden in dem Maaße, daß die Schandthat dadurch doch verrathen ward. — Eduard hatte nichts von der Kraft und Tüchtigkeit seines Vaters; aber er stand selbst seinem Großvater Heinrich III. nach, der neben seiner Schwäche wenigstens noch Eigenschaften besaß, die ihn liebenswürdig machten.

Mortimer und die Königin, nicht gewarnt durch das grauenhafte Schicksal Gaveston's und der Spenser, genossen einige Jahre die Früchte ihrer Verbrechen, da sie den aus Männern ihrer Partei zusammengesetzten Reichsrath, welcher statt des vierzehnjährigen Eduard III. regierte, ganz nach den Regungen ihrer Habgier und Herrschsucht leiteten. Mit den Schotten, welche diesen Zustand England's zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten benutzten, um der Oberhoheit dieses Reiches vollständig entledigt zu werden, ward 1328 ein unrühmlicher Vertrag geschlossen, in welchem von Seiten England's auf die Lehnsherrlichkeit verzichtet und Robert Bruce als selbständiger König anerkannt ward. Dadurch wurde der allgemeine Haß gegen Mortimer nur noch höher gesteigert. Vergebens schützte er sich durch eine starke Leibwache, vergebens suchte er die Mächtigen zu schrecken, indem er den Grafen von Kent, einen Oheim des jungen Königs, unter einem nichtigen Vorwande enthaupten

*) Einstmals, als sie mit dem Könige reisten, wollten sie ihm, um ihn unkenntlicher zu machen, den Bart abscheeren, und ließen aus einer nahen Pfütze kaltes und schmuziges Wasser dazu holen. Eduard brach hierüber in Thränen aus, die über seine Wangen herabrollten, und sagte, so habe er denn doch, wider ihren Willen, reines und warmes Wasser für seinen Bart.

**) Der Befehl soll in die Worte: Edwardum occidere nolite timere bonum est gefaßt gewesen sein, bei denen es nur auf die Interpunktion ankommt.

ließ (1330); fand sich doch kein Henker, den Grafen hinzurichten, so daß ihm schließlich ein Verbrecher das Haupt abschlug. Ebenso nutzlos umringte er den König selbst mit seinen Spähern. Der nunmehr achtzehnjährige Jüngling begann seine Kraft zu fühlen und beschloß der Willkür und Tyrannei des Günstlings ein Ziel zu setzen. Er gewann den Befehlshaber des Schlosses zu Nottingham, wo sich Mortimer mit der Königin gerade aufhielt, so daß er mit einigen Begleitern um Mitternacht durch einen unterirdischen Gang eingelassen wurde. Zwei Ritter, welche die Thüre von Mortimer's Gemach vertheidigten, wurden niedergehauen, und der gefürchtete Anmaßer selbst gefangen. Die Königin, durch den Lärm erweckt, stürzte bleich in das Zimmer, betheuerte mit Thränen in den Augen und unter lautem Wehklagen, Mortimer sei ein würdiger Ritter, ihr treuster Freund und vielgeliebter Vetter, und flehte jammernd um Gnade für den Mann ihres Herzens bei ihrem Sohne. Aber sie fand verschlossene Ohren und Herzen. Mortimer wurde sogleich vor einem Parlament angeklagt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet (1331); ihr selber wies Eduard das Schloß Risings zum Wohnsitze an, wo sie die noch übrigen sieben und zwanzig Jahre ihres Lebens in stiller Abgeschiedenheit zubrachte. Der junge Fürst, welcher bei diesen Vorfällen für sein Alter eine große Entschlossenheit gezeigt hatte, regierte nun selbständig, und mit ihm beginnt ein neuer Zeitpunkt der englischen Geschichte, der sowohl durch glänzende Siege als durch einen neuen Aufschwung der Volksthümlichkeit ausgezeichnet ist.

---

## 11. Kaiser Heinrich VII.

(1308 — 1313.)

Der unerwartete Tod König Albrecht's eröffnete in Deutschland den Parteiungen, welche in einem Wahlreiche bei Thronwechseln fast unausbleiblich eintreten, ein neues Feld. Die Söhne Albrecht's scheinen sich nicht um die Nachfolge beworben zu haben. Dagegen trachtete Philipp der Schöne, die Kaiserkrone an seinen Bruder Karl zu bringen, und zählte dabei auf die Macht und den Einfluß des Papstes Clemens V., der, wie wir oben gezeigt haben, durch die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, ganz in seinen Händen war. Allein der heilige

Vater, der dann mit Recht eine noch größere und drückendere Abhängigkeit fürchtete, suchte diese Absichten heimlich zu vereiteln; ja er soll die deutschen Kurfürsten aufgefordert haben, durch Beschleunigung der Wahl allen Bemühungen Philipp's zuvorzukommen. Von diesen waren die weltlichen Fürsten zunächst entschlossen, nur einen aus ihrer Mitte wählen zu lassen; als jedoch der schon oben genannte Peter Aichspalter von Mainz und Balduin von Trier unter sich übereinkamen, den Bruder des Letzteren, den Grafen Heinrich von Lützelburg oder Luxenburg, auf den Thron zu heben und für diesen Plan auch den Kölner Erzbischof gewannen, der zuerst auf Philipp's des Schönen Seite gestanden hatte, so fügten sich die weltlichen Herren nach einigem Widerstreben um so mehr, da Heinrich sich noch bereitwilliger als seine Vorgänger zur Verschleuderung des Reichsgutes zeigte. So ward er denn Ende Novembers 1308 in Frankfurt zum König gewählt und im folgenden Jahre in Aachen gekrönt.

Heinrich war allerdings deutschen Geschlechtes, hatte aber seine Erziehung am französischen Hofe genossen; das Französische war seine Muttersprache. Er war ein Fürst von ritterlichem, einnehmendem Wesen, seine Tapferkeit wie seine Frömmigkeit und Milde empfahlen ihn vor vielen Andern zu der hohen Stellung, die er nunmehr einnahm; aber von der Entwickelung der Stände, die sich seit der Regierung der Staufen in Deutschland vollzogen hatte, ging ihm das Verständniß beinahe ganz ab, weshalb er denn im geraden Gegensatz zu Adolf und Albrecht für die Hebung der Städte nichts that.

Den ersten Reichstag hielt der König 1309 zu Speier. Hier ließ er, wie schon erwähnt, die Leichname seiner Vorgänger in der Gruft des Staufen Philipp bestatten, erklärte auch die Mörder Albrecht's in die Acht und bestätigte den Wahlfürsten die ausbedungenen Güter, bemühte sich jedoch übrigens zugleich den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Graf Eberhard von Würtemberg, der durch rastlose Anstrengungen und fortdauernde Thätigkeit seine kleine Stammherrschaft schnell erweitert hatte, war wegen häufiger Verletzung des Landfriedens vorgeladen. Auf die Klagen, welche die schwäbischen Reichsstädte, die er arg bedrängt hatte, erhoben, antwortete er keck, und verließ Speier, ohne sich zu fügen. Da sprach der König die Acht aus, und übertrug die Vollstreckung den aufgebrachten Nachbarn Eberhard's, durch deren vereinigte Kraft derselbe auch diesmal hart gezüchtigt wurde; damals sanken die Mauern des Stammschlosses Würtemberg in Trümmer. Weit bedenklicher war die Macht der Fürsten von Oesterreich, Friedrich und Leopold, in denen Heinrich furchtbare Nebenbuhler des Throns sah. Er hatte schon den

schweizerischen Waldstätten als Gegnern Oesterreichs die errungene Freiheit bestätigt, und als Friedrich die Belehnung für seine Länder nachsuchte, machte er große Schwierigkeiten. Endlich nachdem beide Brüder ihre eigenen Ansprüche auf Böhmen aufzugeben und den König bei der Eroberung dieses Landes zu unterstützen versprochen hatten, empfingen die Herzoge ihre Lehen aus der Hand des Königs. Heinrich von Kärnthen (oben S. 90) hatte sich nämlich nicht im ruhigen Besitz Böhmens behaupten können. Seine Maßregeln beleidigten die Mächtigen, seine Schwäche reizte sie zum Widerstande; das Land befand sich in einem Zustande wildester Zerrüttung und Parteiung. Die Prinzessin Elisabeth, eine jüngere Schwester des Königs Wenceslaus, welche Heinrich, als sie sich weigerte, sich mit einem seiner Anhänger zu vermählen, hatte gefangen setzen lassen, war aus ihrem Gewahrsam befreit und von den Gegnern Heinrich's von Kärnthen nach Speier geführt worden, um dem erst vierzehnjährigen Sohne des deutschen Königs, Johann, ihre Hand und die böhmische Krone zu bieten. Heinrich hatte den Antrag angenommen, und das Fürstengericht erklärte nun den Herzog von Kärnthen, der schon von König Albrecht in die Acht gethan war, des Thrones für verlustig.

Die Vertreibung des Gegners und die Besitznahme des Reichs überließ Heinrich seinem Sohne, oder vielmehr dem Erzbischof von Mainz, den er ihm als Führer und Rathgeber zugesellte, der auch wahrscheinlich durch seine alten Verbindungen im Lande die ersten Fäden mit den Böhmen geknüpft hatte. Ihn selbst zog heftiges Verlangen nach Italien, um hier die alten Kaiserrechte wieder geltend zu machen. Sein lebendiger Geist suchte nach einem Schauplatze reicherer Thätigkeit, als ihm Deutschland darbot; statt dem Beispiele seiner nächsten Vorgänger zu folgen und seine Sorge auf die Heimath zu richten, sah er es als einen Fehler Jener an, daß sie die Hoheitsrechte in Italien hätten verloren gehen lassen; seine ausgezeichnete Tapferkeit, seine Persönlichkeit, welche die Liebe der Menschen gewann und ihnen Ehrfurcht einflößte, versprachen dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang, und Italiener verschiedener Parteien, unter ihnen der Dichter Dante, die ihn dringend dazu aufforderten, stellten einen solchen als unzweifelhaft vor. Die Bedenklichkeiten, welche die deutschen Fürsten erhoben, berücksichtigte Heinrich nicht. Hätte Gott gewollt, daß er ein Privatmann werden sollte, sprach er in ihrer Versammlung, so würde er in engen Verhältnissen geblieben sein. Jetzt sei er zu höheren Dingen bestimmt; sie sollten ihm, der als Krieger und Heerführer vorangehen wolle, folgen, die Herrschaft der Welt zu er-

kämpfen. Da seine begeisterte Rede aber ohne große Wirkung auf die Fürsten blieb, umarmte er mit ritterlicher Zärtlichkeit seine Gattin und sprach: diese wird mich unter allen Gefahren begleiten! So geschah es denn auch; von den deutschen Herren aber fanden sich nachgerade doch mehrere ein, weil sie es nicht ungern sahen, daß sich die Thätigkeit des Königs in die Ferne wandte. Lausanne war der Sammelplatz, weil man wegen Heinrich's von Kärnthen nicht über Tyrol gehen konnte. Noch vor dem Ende des October 1310 langte der König auf italienischem Boden an. Dort, und zunächst in Oberitalien, hatte sich, seit unsere Erzählung dieses Land beim Untergange der Hohenstaufen verlassen, die Lage der Dinge sehr geändert. Die Freiheit, welche die Lombarden gegen die Deutschen mit der größten Hartnäckigkeit behauptet, hatten sie an sich selbst verloren. Schon zu den Zeiten Friedrich's II. war zu dem Kampfe zwischen päpstlich und kaiserlich Gesinnten im Schooße der italienischen Städte noch ein anderer nicht minder heftiger gekommen, zwischen den alten Geschlechtern, aus denen die Stadtgemeinde erwachsen war, und dem geringeren Volke, welches keinen Antheil an der Regierung und Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten hatte. Meist gelang es den Handwerkern in ihren Vereinigungen und Zünften zu irgend einer Gewalt in der Stadt zu kommen, welche ihnen aber dennoch fortdauernd durch Angriffe der Gegenpartei streitig gemacht wurde. Sobald der Kampf mit den äußeren Feinden aufgehört hatte, war der innere zwischen den Städten sowohl als zwischen den Parteien in deren Mitte um so heftiger geworden, und das endliche Ergebniß desselben war fast überall gleich; aus den Trümmern der freien Verfassung wuchs die tyrannische Gewalt einzelner Geschlechter hervor. So war in Mailand, dessen Geschick auf das des ganzen Oberitaliens noch immer den meisten Einfluß hatte, ein heftiger Kampf, nicht um die Freiheit, sondern um die Herrschaft, zwischen den zwei Geschlechtern der Visconti und della Torre entbrannt, von welchen das letztere damals die Oberhand behalten hatte. Noch lebte, wie gänzlich sich die Verhältnisse auch umgestaltet hatten, der alte, dem Parteihaß dienende, Name der Guelfen und Ghibellinen und die grimmige Feindschaft zwischen beiden. Zu den Ersteren, welche, wie in früheren Zeiten, in den deutschen Königen ihre schlimmsten Widersacher erblickten, gehörte in Toscana vor allen Florenz. Darum stand diese jetzt bedeutend hervortretende Stadt auch in enger Verbindung mit dem Könige Robert von Neapel, dem Enkel Karl's von Anjou (seit 1309), der dem sicilischen Friedrich (Thl. VI. 242) gegenüber, und durch seine ganze Stellung so wie durch sein Verhältniß zum französischen Hofe, sich

an die Päpste hielt. Heinrich wollte aber — seltsam und unpolitisch genug — nicht als das Haupt einer Partei in Italien erscheinen, sondern als Vermittler und Herrscher zwischen beide treten und keine begünstigen.

Anfangs schien Alles vortrefflich zu gehen, und das kaiserliche Ansehn wieder in seinem alten Glanze hervorzutreten. Die Städte und ihre Herren zeigten bereitwilligen Gehorsam; selbst Guido della Torre, dessen Gegner Matteo Visconti im Gefolge Heinrich's war, wagte, als der König auf Mailand losging, keinen Widerstand, so daß dieser sich am 6. Januar 1311 mit der eisernen Krone zum Könige der Lombardei krönen lassen konnte. Allein sehr bald entstanden wegen der Geldforderungen, welche Heinrich machte, Unruhen, die von den deutschen Truppen unter Strömen von Blut gedämpft werden mußten. Guido della Torre wurde vertrieben, und Matteo Visconti zum Vicarius in Mailand ernannt. Zugleich waren aber auch nach dem Vorgange Mailand's in anderen Städten der Lombardei, in Cremona, Crema, Lodi, Brescia, Mantua, Padua, Bergamo Empörungen ausgebrochen, und es erforderte Zeit und Kräfte, dieselben wieder zu unterwerfen, doch öffneten die meisten bald ihre Thore; nur Brescia leistete einen längern und hartnäckigen Widerstand, den es aber, wie die übrigen, mit Ausnahme Cremona's, welches härter behandelt worden war, durch hohe Summen von Strafgeldern büßen mußte.

Durch diesen Kampf hatten die Florentiner einen großen Vortheil erreicht; Heinrich hatte den besten Theil seines Heeres eingebüßt, und war in Oberitalien aufgehalten worden, während sie Zeit gewonnen hatten, sich zu rüsten. Auch Robert, wie sehr ihn Heinrich zu schonen und zu gewinnen suchte, verlor diese Zeit nicht. Er trat jetzt offen gegen ihn auf, indem er seinen Bruder Johann mit einem Heere nach Rom sandte. Der König hatte indeß Oberitalien verlassen und war nach Genua gezogen, welches, von ewigen inneren Parteiungen zerfleischt, damals gerade Ghibellinen an der Spitze hatte und ihn deshalb mit Freuden aufnahm, bis er auch hier durch seine Geldnoth die Gesinnung verändert sah. Da die Florentiner ihm die weiteren Wege zu Lande verlegt hatten, mußte er sich nach dem entschieden und mit großem Eifer ghibellinisch gesinnten Pisa zu Schiffe begeben. Hier stießen Verstärkungen aus Deutschland und von den Ghibellinen Toscana's zu ihm, so daß er nun endlich an der Spitze von dreizehn hundert Rittern den Weg nach Rom antreten konnte. Diese Stadt war zwischen der Partei der deutsch gesinnten Colonna und der ihrer Gegner, der Orsini, getheilt. Nur unter Kampf und Butvergießen hielt Heinrich seinen Einzug; die

Straßen waren mit hundert und funfzig Erschlagenen von seinem eben nicht zahlreichen Heere bedeckt. Da der Vatican und die Peterskirche, in welcher die Krönung vor sich gehen sollte, den Gegnern nicht entrissen werden konnten, so mußte diese Feierlichkeit durch die päpstlichen Legaten im Lateran geschehen (29. Juni 1312). Bei dem festlichen Schmause des neuen Kaisers in S. Sabina wurden die Gäste von den Geschossen und den Schmähungen der Feinde vom Aventinischen Berge her belästigt.

Heinrich fand es unter solchen Umständen zu bedenklich, in der Stadt zu bleiben, da der Widerstand nicht aufhörte und außerdem die gewöhnlichen Krankheiten einrissen, und begab sich nach Toscana, wo er erst Florenz zu bezwingen, und dann von hier aus, wie von einem Mittelpunkte, Italien und Deutschland zu beherrschen hoffte. Florenz aber, von Siena, Lucca, Perugia, Bologna, Ferrara unterstützt, machte bedeutende Anstalten, sich dem Kaiser, den es den Feind des menschlichen Geschlechts nannte, entgegenzusetzen, und Heinrich's geringe Streitkräfte, die durch den Abzug der wenigen deutschen Fürsten, die ihn noch bis zu seiner Krönung begleitet hatten, vermindert waren, machten einen kräftigen Widerstand von Seiten der Guelfen nicht schwer. Zwar verheerte der Kaiser das schöne Land, dessen Verwüstung ihn selbst schmerzte, schlug die Truppen der Florentiner, und näherte sich ihrer Stadt, um sie zu belagern; doch von allen Seiten von Feinden umgeben, die ihm die Zufuhr abschnitten, und durch wiederholte Anfälle ermüdet, mußte er sich nach dem treuen Pisa zurückziehen. Die Guelfen in Toscana frohlockten, auch nahm ihre Zahl und ihre Stärke in der Lombardei zu, wo nur Visconti in Mailand und Can della Scala in Verona die Partei des Kaisers aufrecht hielten. Vor allen aber war Robert geschäftig, dem die Florentiner auf fünf Jahre die Herrschaft über ihre Stadt übertrugen, um der Hoheit des Kaisers zu entgehen. Nach allen Seiten hin regte er neue Feinde auf, oder verhieß den alten Hülfe und Unterstützung.

Unter diesen Umständen hing die Entscheidung über das Schicksal Italiens ganz von dem Ausgange eines Kampfes zwischen Robert und Heinrich ab, und zu diesem bereitete sich der Letztere nun auch in Pisa vor. Es erging zunächst eine strenge Achtserklärung sowohl gegen Florenz, als gegen Robert. Jenes ward aller seiner Freiheiten beraubt, dieser als ein Sohn des Frevels und Verraths (d. h. als Abkömmling Karl's von Anjou), der sich von dem Fette des römischen Reichs nähre, mit Enthauptung bedroht, wenn er in des Kaisers Hände fallen würde. Schon vorher hatte Heinrich mit Friedrich von Sicilien, den er zum Reichsadmiral ernannte, einen Bund geschlossen, kraft dessen derselbe, mit eigenen sowohl als mit

genuesischen und pisanischen Schiffen, Neapel vom Meere her angreifen sollte, während es der Kaiser zu Lande thun würde. Robert dagegen, der festen Anhänglichkeit seiner Barone eben nicht sicher, forderte den Papst, der diese Bewegungen selbst nicht ohne innere Unruhe ansah, zur Hülfe auf, und da Philipp der Schöne von Frankreich diesen im Weigerungsfalle mit dem Schicksale Bonifacius VIII. bedrohte, befahl Clemens V. in einer Bulle dem Kaiser, sich Neapel's zu enthalten, das ein Lehn der Kirche sei, und das er, wie er sich ausdrückte, mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage.

Was halfen nun alle Achtserklärungen? Heinrich hatte es versäumt, zu rechter Zeit die Elemente an sich zu ziehen, auf die er sich hätte stützen können; jetzt erwies sich der Glanz der Kaiserwürde zu schwach, um eine reale Macht zu schaffen. Doch verließ ihn der Muth nicht, er brach gegen Neapel auf. Schon war er bis über Siena gekommen, als er den 24. August 1313 zu Buonconvento starb. Es verbreitete sich unter den Deutschen das Gerücht, er habe durch seinen Beichtiger, den Dominicaner Bernardin, oder einen andern Mönch jenes Ordens, der ihm den Spülkelch gereicht, beim Genusse des Abendmahles Gift erhalten, weil er gleich, nachdem er den Leib des Herrn empfangen, in oder neben der Kirche jenes Ortes, vom Tode ereilt worden war. Indeß hatten ihn große Schmerzen schon seit mehreren Tagen gepeinigt. Weitere Beweise jener Erzählung sind nicht vorhanden, und da sich solche Beschuldigungen bei Todesfällen, die einer Partei sehr gelegen kommen, nur zu leicht aus bloßen Vermuthungen bilden, verdient sie auch wenig Glauben, obschon die Zeugnisse, welche sich der Orden nachher von des Kaisers Sohne und Enkel ausstellen ließ, allerdings nicht hinreichen würden, seine Unschuld zu erhärten *).

Verlassen und zitternd standen die Ghibellinen da. Die Pisaner vor allen fürchteten die Rache der frohlockenden Gegner, an deren Spitze das unbezwungene Florenz trat. Sie ersuchten Friedrich von Sicilien um Schutz, und boten ihm die Herrschaft an; aber dieser, selbst eines kriegerischen Anfalls von dem Könige von Neapel gewärtig, da er der Ankunft des Kaisers vertrauend, die Küsten Apuliens mit seiner Flotte verheert hatte, wies ihre Erbietungen zurück. Hierauf erwählten sie den Uguccio Fagiola, einen von jenen unternehmenden Männern, an welchen

*) Nach den gründlichen Untersuchungen, welche Barthold angestellt hat, scheint es erwiesen, daß Heinrich eines natürlichen Todes gestorben ist. S. Römerzug Heinrich's von Lützelburg Bd. II. Beilage I.

Italien damals so reich war, zu ihrem Oberhaupte. Dieser kühne und tapfere Führer wagte es, das zahlreiche, von den Guelfen zusammengebrachte Heer, das durch Robert's Truppen verstärkt war, anzugreifen, und errang bei Montecatini (29. August 1316) einen glänzenden Sieg, welcher die Pisaner von einem, wie es anfangs schien, unvermeidlichen Untergange rettete. Ihr Befreier unterlag zwar bald dem Neide und einem Volksaufstande, aber König Robert vermittelte jetzt doch (1317) einen Frieden zwischen ihnen und den Florentinern, weil sein Ehrgeiz nach der Herrschaft über ganz Italien strebte. Sein Einfluß war nicht nur in Rom und Florenz, sondern auch in manchen andern Städten und Gebieten herrschend, und Clemens V. hatte ihn, gleich nach Heinrich's Tode, nach einem Rechte, welches die Päpste sich anmaßten, zum Reichsstatthalter ernannt. Und als der, nach dem Absterben Clemens V. (1314) unter heftigem Zwiespalt der Cardinäle zwei Jahre erledigte päpstliche Stuhl endlich wieder durch einen Franzosen, Johann XXII., besetzt wurde, der früher Kanzler König Robert's gewesen, fand dieser ein noch gefügigeres Werkzeug für seine Pläne. Doch hatte er an einigen ghibellinischen Häuptern mächtige Gegner. Es waren dies in der Lombardei Matteo Visconti, der sich nicht nur im Besitz von Mailand erhielt, sondern auch sein Gebiet durch Como, Pavia, Bergamo, Piacenza, Alessandria und Tortona erweiterte, und Can della Scala, der Große genannt, zu Verona, der auch Vicenza, Feltre und das reiche Padua eroberte; in Toscana aber, Castruccio Castracani, der sich nach dem Sturze des Uguccio Fagiola in Lucca erhoben hatte, und dann seine Herrschaft auch über Pistoja ausdehnte. Diese drei Männer traten dem Könige Robert kräftig und siegreich gegenüber, und der unaufhörlich wüthende Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen war der Entscheidung noch eben so fern, als in der Zeit, wo Kaiser Heinrich VII. den italienischen Boden betrat.

---

## 12. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich.
(1314—1326.)

Auch Deutschland zerfiel nach dem Tode dieses Kaisers in heftige Zwietracht. Johann von Böhmen war eben im Begriff, seinem Vater Hülfe nach Italien zuzuführen, als ihn bei Biberach in Schwaben die Kunde von jenem Ereignisse traf. Er ging sofort nach Böhmen zurück.

Für ihn war es von der größten Wichtigkeit, daß die Wahl des neuen Königs auf keinen Habsburger fiel, da gleich Heinrich von Kärnthen, der sich noch immer König von Böhmen nannte, auch Friedrich der Schöne von Oesterreich seine Ansprüche an dies Land noch keineswegs aufgegeben hatte. Umgekehrt schienen die Verhältnisse für die Oesterreicher so günstig als möglich zu liegen; sie stellten denn auch sofort den ältesten von Albrecht's Söhnen, jenen Friedrich, einen liebenswürdigen und allgemein geachteten Fürsten, als Thronbewerber auf, für dessen Wahl die übrigen Brüder, zumal der tapfere, entschlossene Leopold, mit vereinten Kräften eintraten.

Es kam für beide Parteien darauf an, die Stimmen der Fürsten zu gewinnen. Mit dem Böhmenkönige hielten es natürlich der Mainzer und der Trierer, Peter und Balduin; der Kölner, Heinrich von Virneburg, wirkte zuerst im französischen Interesse, wandte sich aber später der habsburgischen Seite zu. Auch Rudolf von der Pfalz war habsburgisch; Waldemar von Brandenburg, der bedeutendste Fürst im Norden Deutschlands, anfangs von der habsburgischen Partei, ward in der Folge von den Gegnern gewonnen. Die beiden Linien in Sachsen endlich, die Wittenbergische und Lauenburgische, waren im bittern Hader über die Wahlstimme, auf die jede Anspruch erhob.

Bald indessen sahen die Luxenburger ein, daß die Bewerbung Johann's von Böhmen nicht aufrecht zu halten sei; dieser stand erst im achtzehnten Lebensjahre, und wenn er einsichtig und willenskräftig zu sein schien, so waren diese Vorzüge, gestützt von einer bedeutenden Hausmacht, kaum mehr eine Empfehlung für die Krone. Man sah also von ihm ab und wandte sich an den Herzog Ludwig von Oberbaiern, der zuerst den Antrag zurückwies, weil er zu arm sei, schließlich aber gewonnen ward. Ludwig war der jüngere Sohn Ludwig's des Strengen und hatte mit seinem Bruder Rudolf das Besitzthum der älteren baierischen Linie so getheilt, daß dieser die Pfalz, er selbst Oberbaiern erhielt, wogegen Niederbaiern im Besitz der andern Linie war, die von dem in der Geschichte Ottokar's von Böhmen genannten Herzog Heinrich stammte; seine Hausmacht war also nicht bedeutend, mit seinem Bruder war er überdies bitter verfeindet. Dagegen hatte er in einem Kriege, den er zu Gunsten der niederbaierischen Städte gegen den dortigen Adel und die Herzöge von Oesterreich führte und durch den Sieg bei Gamelsdorf glücklich beendete (1313), einen guten Namen und Ansehn erlangt. Er war ein Mann von persönlicher Liebenswürdigkeit, von scharfem Blicke für das Nothwendige und Richtige, auch hatte er die redlichsten Absichten; leider aber

fehlte ihm Entschlossenheit und Beständigkeit, so daß er ungeachtet der besten Einsicht entweder das Zweckmäßige nicht, oder das Falsche that. Mit seinem Jugendfreunde Friedrich hatte er sich nach dem Treffen von Gamelsdorf ausgesöhnt, auch versprochen, nicht gegen ihn zu stimmen; nachdem aber durch Peter Aichspalter seine anfänglichen Bedenken beseitigt waren, setzte er Alles daran, diesem Nebenbuhler den Rang abzulaufen.

Beide Gegner erschienen vor Frankfurt, wohin Peter von Mainz den Wahltag nach Ablauf eines Jahres endlich ausgeschrieben hatte. Am 19. October 1314 wählte die österreichische Partei in Sachsenhausen, am linken Mainufer, mit vier Stimmen, Köln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Kärnthen, Friedrich von Oesterreich; und am folgenden Morgen erhoben die auf der andern Seite des Rheins gelagerten Fürsten mit fünf Stimmen Ludwig von Baiern. Ganz Deutschland theilte sich zwischen den beiden Enkeln Rudolf's von Habsburg (Ludwig war es durch seine Mutter Mathilde). Als eine günstige Vorbedeutung für den Letzteren konnte es gelten, daß die beiden Städte, Frankfurt, wo seine Wahl beendet, und Aachen, wo seine Krönung vollzogen ward, ihm die Thore öffneten, so daß der Erzbischof von Köln, der indeß hierzu wiederum allein berechtigt war, seinen König zu Bonn krönen mußte. Ludwig empfing die Krone aus den Händen des Erzbischofs von Mainz. So wurde, sagte Albrecht von Straßburg, der Eine (Ludwig) nicht von der rechten Person und der Andere (Friedrich) nicht an dem rechten Orte gekrönt. Die meisten Städte am Mittel- und Niederrhein erklärten sich für Ludwig. Auch die schweizerischen Waldstätte erkannten ihn, als den Gegner Oesterreich's, mit Freude an, und wir werden weiter unter sehen, mit welchem Erfolg sie die österreichischen Waffen beschäftigten und die Schärfe derselben abstumpften. Dagegen waren die oberländischen Herren größten Theils für Oesterreich; unter ihnen ragte der Graf Eberhard von Würtemberg hervor, der nach Heinrich's VII. Tode schnell wieder gewann, was ihm die Acht jenes Königs entrissen hatte; und so wurde vornehmlich das südwestliche Deutschland der Schauplatz des Kampfes.

Acht Jahre lang dauerte der Krieg ohne andern Erfolg, als die Verwüstung jener Gegenden. Ludwig wich zu wiederholten Malen einer entscheidenden Schlacht aus, am meisten, wenn ihm Herzog Leopold gegenüber stand, und war oft auf dem Punkte, seine Ansprüche auf die Krone fallen zu lassen. Endlich beschlossen (1322) die österreichischen Brüder alle Kräfte aufzubieten und zu gleicher Zeit in Baiern einzudringen, Leopold von Schwaben und Friedrich von Oesterreich aus. Jedes ihrer beiden Heere war stärker als Ludwig's gesammte Macht, dem jetzt unfehl-

barer Untergang zu drohen schien. Friedrich kam zuerst herauf, und wollte, kühn und ritterlich gesinnt, den Kampf nicht bis zu Leopold's Ankunft verschieben, sondern führte sein Heer am 28. September 1322 bei Ampfingen unweit Mühldorf zur Schlacht. Gegen den Rath der Seinigen schmückte er sich mit kaiserlicher Pracht, und stürmte in vergoldeter Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helme voran in das Gefecht, wogegen Ludwig, in einen unscheinbaren blauen Waffenrock gehüllt, sich nicht in das Gefecht mischte. Der heftige Angriff der Oesterreicher schien Anfangs diesen den Sieg in die Hände zu geben; schon war Johann von Böhmen niedergeworfen und der eine Flügel der Baiern zurückgedrängt. Da gab die unerwartete Ankunft des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dessen Schaar von den Oesterreichern für die Mannschaft Herzog Leopold's gehalten ward, den Ausschlag zu Gunsten Ludwig's *). Friedrich selbst, nebst seinem Bruder Heinrich und vierzehnhundert des österreichischen Adels, wurden nach tapferem Widerstande gefangen.

Ludwig ließ seinen überwundenen Gegner in das feste Schloß Trausnitz an der Nab bringen, und schien nun in sicherm Besitze des Thrones zu sein. Er ergriff die nächste Gelegenheit, die Erwerbung der Krone nach dem Beispiele seiner Vorgänger für die Vergrößerung seines Hauses zu benutzen, indem er die damals erledigte Mark Brandenburg **) als ein eröffnetes Reichslehen einzog und seinem Sohne Ludwig gab. Es war dies eine Maßregel, durch die seine Hausmacht unzweifelhaft gemehrt ward, die jedoch zugleich den Grund zu dem später folgenden Zerwürfniß zwi-

---

*) Gewöhnlich wird die Entscheidung der Schlacht den einsichtigen Anordnungen des Ritters Seyfried Schweppermann zugeschrieben, den Ludwig nach der Schlacht, als in der ganz verwüsteten Gegend nur wenige Eier für das Abendbrot aufgefunden werden konnten, dadurch auszeichnete, daß er ihm deren zwei überreichte mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Neuere Untersuchungen haben diese Erzählung zweifelhaft erscheinen lassen. Vgl. Karl Hagen Vaterländ. Geschichte III, 95, der die Entstehung derselben auf die Grabschrift des Ritters zurückführt; u. andererseits Riedel Gesch. d. Pr. Königshauses (I, 202 fgd.), der an der bisherigen Ueberlieferung festhält und nachweist, daß Schweppermann zu dem Gefolge des Burggrafen schon früher gehörte.

**) Der thätige und kräftige Markgraf Waldemar, welcher den brandenburgischen Staat durch glückliche Kämpfe erweitert und zu großem Ansehen gebracht hatte, war 1319 gestorben, und schon im folgenden Jahre sein einziger Erbe, Heinrich der Jüngere, der letzte Sprößling des ruhmwürdigen ascanischen Hauses brandenburgischer Linie. Dadurch fiel die Mark in einen traurigen Zustand von Herrenlosigkeit und Unordnung. Alle Nachbarn griffen zu, und rissen an sich, was sie konnten. Der neue baierische Beherrscher hatte daher große Mühe, sein Recht geltend zu machen.

schen Ludwig und Johann von Böhmen legte. Allein wenn auch Friedrich bezwungen war, so war doch seine Partei nicht vernichtet. Leopold, die eigentliche Seele derselben, wirkte fort, noch mehr als ehemals gespornt und erbittert durch das peinigende Gefühl, daß er zum Theil an dem Unglück seines Bruders schuld sei. Er knüpfte eine Verbindung mit Karl IV. von Frankreich und dem Papste Johannes XXII. an, welche Beide in engem Bunde das Kaiserthum den Deutschen zu entreißen und an die aufstrebende Macht Frankreich's zu bringen suchten. Als sich Ludwig nach seinem Siege der von einem päpstlichen Heere gedrängten Visconti in Mailand (der Söhne des 1322 gestorbenen Matteo Visconti) annahm, und ihnen achthundert Ritter zu Hülfe sendete (1323), brachte er den Haß des Papstes zum offenen Ausbruch. Dieser befahl ihm, die Regierung, welche er sich unrechtmäßig anmaße, niederzulegen, bis seine Wahl und Würdigkeit vom apostolischen Stuhle geprüft sein werde; Alles, was er bisher als römischer König gethan, müsse er widerrufen; auch solle sich niemand unterfangen, ihm in Sachen des Reiches zu gehorsamen. Wie dieses Verfahren ohne Anklage, Untersuchung und Vertheidigung Alles, was sich frühere Päpste erlaubt hatten, in der Sache übertraf, so ging es auch in der unangemessenen Form darüber hinaus, indem der Papst seine Maßnahmen nicht etwa durch Bischöfe oder Legaten dem Könige eröffnete, sondern seinen Entschluß nur an die Kirchthüren zu Avignon heften ließ. Als Ludwig gegen solche Anmaßungen Einspruch that, schritt der Papst weiter vor, und sprach den Bann über ihn aus (1324). Frankreich reizte ihn zu allen diesen kecken Schritten, und Leopold unterstützte ihn mit aller Macht.

Mit vereinten Kräften arbeiteten alle drei an Ludwig's Verderben. Der Papst bewog den König von Polen, Wladislaus Lokietek, einen Einfall in Brandenburg zu machen, der auch 1324 unter den schrecklichsten Verwüstungen seiner wilden, aus Polen, Russen und heidnischen Litthauern bestehenden Schaaren erfolgte. Leopold setzte seine Verheerungen in Baiern und Schwaben fort, und hielt mit dem Erzbischofe von Köln, so wie mit Mathias von Mainz, dem Nachfolger Peter's, schon zu Rense eine Berathung, um Karl IV. von Frankreich auf den deutschen Thron zu setzen. Selbst den König Johann von Böhmen und den Kurfürsten von Trier hatte der Papst gewonnen. Diese Gefahr wurde indeß hauptsächlich durch den Widerspruch des wackern Grafen Berthold von Bucheck, eines Bruders des Erzbischofs von Mainz, vom Reiche abgewendet, indem er den Fürsten die schlimmen Folgen eindringlich vorstellte, die es haben würde, sich einen solchen an erbliche Gewalt gewöhnten Fürsten

zum Herrscher zu setzen. Als darauf in Bar sur Aube die Wahl Karl's IV. vollzogen werden sollte, erschien niemand als Leopold. Gegen den Papst wurde die Sache Ludwig's, der einen energischen Protest erhob, von mehreren gelehrten Männern in scharfsinnigen Schriften verfochten. Unerwartete Bundesgenossen fand der Letztere an den Franziskanern, die uns bisher auf dem Gebiete des Staates nur als treue Werkzeuge des heiligen Stuhles und als heftige Gegner der Hohenstaufischen Herrscher bekannt geworden sind. Sie führten einen Streit über das Gelübde der Armuth mit den Dominicanern, welche in freierer Haltung erklärten, daß der Mensch auf Alles, was er täglich brauche, auch ein Eigenthumsrecht habe. Der Papst sprach sich für die letzteren aus; dafür traten die Franziskaner, bei welchen ohnehin in Folge ihres nahen Verkehrs mit dem niederen Volke ein nationaler Sinn durchgebrochen war, den die Kirche und das Papstthum nicht billigten, auf die Seite des Kaisers, und gaben dem Oberhaupte der Kirche ketzerische Gesinnungen Schuld. Auch der Bannfluch hatte in Deutschland geringen Erfolg, und nur wenige Geistliche gehorchten dem darauf folgenden Inderdicte.

Ludwig's Lage war indeß doch zu gefährlich, als daß er nicht an Aussöhnung mit den österreichischen Fürsten hätte denken sollen. Unvermuthet ritt der König in den Fasten 1325 nach Trausnitz, in dessen trauriger Einsamkeit Friedrich nun schon dreißig gramvolle Monden verlebt hatte. Gegen die Entsagung der Krone und das Versprechen der Herausgabe sämmtlicher Reichsgüter des österreichischen Hauses, ward er seiner Haft entlassen; könnten indeß die Bedingungen nicht erfüllt werden, so müsse er sich zu Johannistag wieder einstellen. Beide nahmen darauf zur Bekräftigung ihres Vertrages das heilige Abendmahl. Aber Leopold sowohl als der Papst erhoben sich mit aller Macht gegen diesen Vergleich. Der Erstere war nicht zur Rückgabe der schwäbischen und elsassischen Besitzungen zu bewegen, sondern setzte den Krieg gegen Ludwig fort. Friedrich hielt indessen an seinem Eide fest, er stellte sich freiwillig als Gefangener; Ludwig aber gab ihn frei, und von nun an sehen wir die beiden Könige in enger Freundschaft mit einander zu München leben, und wie in den Tagen ihrer Jugend an einem Tische essen und in einem Bette schlafen. Ja sie schlossen am 5. September 1325 zu München einen neuen Vertrag, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander theilen wollten. Es läßt sich denken, daß diese Art der Versöhnung von Seiten Ludwig's nicht blos eine Wirkung gemüthlicher Stimmungen war; seine Verhältnisse zum Papste mochten ihm zu einer so kühnen Politik rathen, wie sie denn auch von

seinen Rathgebern Friedrich von Nürnberg und Berthold von Henneberg befürwortet ward. Aber die Kurfürsten versagten dieser Uebereinkunft ihre Genehmigung, und Herzog Leopold, den Ludwig durch dieselbe am meisten hatte gewinnen wollen, starb schon am 20. Februar des folgenden Jahres zu Straßburg, verzehrt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, die sein Leben erfüllt hatte.

---

## 13. Ludwig's Römerzug.

(1327—1330.)

Dieser unerwartete Todesfall sowie die glücklich erreichte Aussöhnung setzten Ludwig in den Stand, seine Blicke auch über die Alpen hinüber zu richten; da er nun keinen Feind mehr in Deutschland zu bekämpfen hatte, — denn Friedrich behielt wohl noch den Titel eines Königs, hielt sich jedoch von den Geschäften zurück —, so beschloß er seiner Partei auch in Italien das Uebergewicht zu verschaffen. Die Ghibellinen, damals wieder von den päpstlichen Truppen und dem Herzoge Karl von Calabrien, König Robert's Sohn, heftig bedrängt, bewillkommneten Ludwig, als er im Anfange des Jahres 1327 mit nur hundert deutschen Rittern zu Trident erschien, freudig und ehrerbietig. In Mailand empfing er die eiserne Krone; beleidigte aber hier schon die ghibellinische Partei, indem er den Galeazzo Visconti (Matteo's Sohn), welcher mit einer versprochenen Geldzahlung zögerte und heimlichen Einverständnisses mit dem Papste beschuldigt ward, mit seinem Sohn und zwei Brüdern in ein hartes Gefängniß werfen ließ, aus dem sie erst nach Abtragung eines großen Lösegeldes befreit wurden.

Desto eifriger suchte sich Ludwig den heldenmüthigen Castruccio zu verbinden, von dessen Unterstützung er den glücklichen Ausgang seines Zuges erwartete. Er ernannte ihn gegen eine Summe von funfzigtausend Goldgulden zum Reichsfürsten und Herzog von Lucca, Pistoja und Volterra, zum größten Schrecken für Pisa, das von einem solchen Nachbar Alles für seine Freiheit fürchtete, und dieses Mal erst durch Gewalt gezwungen den Deutschen die Thore öffnete. Castruccio begleitete dafür den König mit seiner ganzen Macht nach Rom. Aufgebracht über die Päpste, die durch ihre Residenz in Avignon den sonst in Rom zusammenfließenden Strom der kirchlichen Einkünfte dorthin geleitet hatten, waren

die Römer kurz vorher, als sie von Johann auf ihre wiederholte Bitte um seine Rückkehr abschlägige Antwort erhalten, von Sciarra Colonna geführt, aufgestanden, und hatten die Päpstlichen und neapolitanisch Gesinnten aus der Stadt vertrieben. Sie empfingen Ludwig mit offenen Armen, und als dieser in einer großen Versammlung auf dem Capitol den stolzen Erinnerungen des Volkes schmeichelte, ertönte von allen Seiten jubelnder Beifall. Die Krönung ward am 17. Januar 1328 von zwei Bischöfen und Sciarra Colonna mit aller Feierlichkeit vollzogen. Die Stimmung der Römer begünstigte Ludwig's Pläne gegen den Papst. Nachdem die Bürger durch Reden und Predigten der Franziskaner vorbereitet worden, saß der Kaiser öffentlich zu Gericht vor der Peterskirche. Die Anklage der Simonie und Ketzerei gegen Johann von Cahors, der sich fälschlich Papst nenne, wurde erhoben, und da sich kein Vertheidiger fand, wurde das Urtheil der Absetzung über ihn ausgesprochen. Am Himmelfahrtstage wurde das Volk zur Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche versammelt und bestätigte durch dreimaligen Zuruf den vorgeschlagenen Franziskanermönch Peter von Corvara, einen frommen und gelehrten Mann, der sich Nicolaus V. nannte. Er verlieh durch seinen Segen und seine Bestätigung der Krönung und kaiserlichen Würde Ludwig's, was ihr noch zu fehlen schien; doch war seine Erhebung und das ganze Verfahren gegen Johann XXII. nicht viel begründeter und rechtsgültiger, als die frühere Verurtheilung Ludwig's zu Avignon.

So leicht und glücklich als Ludwig hatte selten ein deutscher Kaiser seine Absichten in Italien erreicht. Schon rüstete er zum Zuge gegen Neapel, als der Stand der Dinge sich plötzlich veränderte. Zuerst verließ ihn Castruccio, um Pistoja, welches die Truppen des Herzogs von Calabrien während seiner Abwesenheit überfallen und genommen hatten, wiederzuerobern. Mit ihm begann dem Kaiser Alles zu fehlen, und als er nun den Römern eine Schatzung von dreißigtausend Goldgulden abforderte, äußerte sich ihr Mißvergnügen, welches zuerst durch Uebermuth und Gewaltthaten der schlecht bezahlten deutschen Krieger erregt worden war, immer lauter. Ludwig mußte alle weiteren Pläne gegen Neapel aufgeben, und in Begleitung seines Papstes Rom verlassen. Hinter ihnen erscholl der Ruf: nieder mit den Ketzern und Gebannten, es lebe die heilige Kirche!

Als Ludwig in Toscana anlangte, wo er durch Castruccio's Unterstützung Florenz zu überwältigen hoffte, fand er hier durch dieses Helden unerwarteten Tod, der durch heftige Anstrengung bei der Belagerung Pistoja's herbeigeführt war, Alles in Verwirrung, und wenn er sich auch

noch längere Zeit in Pisa aufhielt, so war doch alle Kraft für fernere Unternehmungen gebrochen. Florenz und Neapel frohlockten, und der triumphirende Papst Johann verfolgte den Kaiser, der sich nach der Lombardei begab, mit seinen Bannstrahlen. Hier erwartete diesen auch keine günstigere Aufnahme, und der unlängst von ihm in Mailand eingesetzte Azzo Visconti (Galeazzo's Sohn) verschloß ihm sogar die Thore der Stadt. Durch solche ungünstige Umstände gezwungen, mußte sich Ludwig endlich zur Rückkehr nach Deutschland bequemen (1330), während Johann XXII. einen vollkommnen Sieg in Italien errang. Die Römer bewarben sich wieder um seine Gunst, obschon im Innern der Stadt die Fehde der Orsini und Colonna fortdauerte; der von Ludwig verlassene Gegenpapst flehte um Vergebung, und erschien vor ihm voll Reue und Demuth. Azzo Visconti erkannte die Hoheit und suchte den Schutz der Kirche; der päpstliche Legat Bertrand du Poiet eroberte viele Städte; endlich der mächtigste Ghibelline, der edle Can della Scala von Verona, ein durch Tapferkeit und glänzende Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künstler gleich ausgezeichneter Herrscher, der seine Macht über einen großen Theil der Lombardei ausgebreitet hatte, starb 1329, als sein Glück noch immer im Steigen war. In Deutschland war zu gleicher Zeit auch König Friedrich in stiller Zurückgezogenheit auf einem Schlosse seiner Heimath gestorben.

---

## 14. Ludwig's fernere Regierung.

(1330—1347.)

Als Ludwig nach Deutschland zurückgekehrt war, gelang es ihm, das österreichische Haus, dessen nunmehriges Haupt Albrecht der Weise, Friedrich's des Schönen Bruder, war, völlig mit sich auszusöhnen. Nicht so leicht war eine Vergleichung mit dem Oberhaupte der Kirche. König Johann von Böhmen that zwar, als wollte er den Frieden zwischen Beiden vermitteln; aber voll ritterlicher Abenteuerlichkeit und unruhiger, ränkevoller Beweglichkeit, verwirrte er durch den Wechsel seiner Gesinnungen, wozu seine enge Verbindung mit Frankreich stets neuen Stoff gab*), die Verhältnisse nur immer mehr. Nach allen Seiten hin suchte

*) Johann's Schwester, Maria, war an den französischen König Karl IV. verheirathet. Sein ältester Sohn Wenceslaus wurde am französischen Hofe er-

er Erweiterungen und Erwerbungen, lockte die schlesischen Herzoge unter seine Oberherrlichkeit, und strebte nach der Krone von Polen. Des Herzogs von Kärnthen, seines alten Gegners, Feindschaft beschwichtigte er, und brachte eine Verlobung von dessen einziger Tochter mit seinem Sohne Johann Heinrich zu Stande, wodurch er seinem Hause die Aussicht auf den Erwerb der kärnthischen Länder eröffnete. Vielleicht in der Absicht, diesem Johann Heinrich ein noch größeres Reich zu erwerben, warf er sich von Tyrol aus plötzlich in den Strudel der italienischen Verhältnisse, wo alle Schwankungen, welche das Eingreifen Ludwig's hervorgerufen hatte, noch lebhaft fortdauerten.

Brescia, von den Visconti und den Neffen und Nachfolgern Cans, Mastino und Alberto della Scala, gedrängt, rief ihn zu Hülfe. Er erschien und leistete sie. Diese erste That zieht die Aufmerksamkeit des ganzen obern und mittlern Italien's auf ihn; er erklärt im Sinne seines ruhmwürdigen Vaters, dessen Andenken hier noch nicht erloschen war, als Stifter des Friedens gekommen zu sein. Da glauben Alle, des langen wirren Parteikampfes auf einen Augenblick müde, den Anker gefunden zu haben, an welchem das sturmbewegte Schiff Italien's endlich festgehalten werden könne. Die meisten Städte, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara, Reggio, Modena u. s. w. geben sich in seinen Schutz; aus den Appenninen her streckt das seit Castruccio's Fall mannichfach bedrängte Lucca seine Arme nach ihm aus, selbst die Visconti erkennen ihn als ihren Schutzherrn. Denn Guelfen und Ghibellinen betrachten ihn als den ihrigen, da er hier seine Freundschaft mit dem Kaiser, dort mit dem Papste als Zauberwort gebraucht. Wie ein Zauberwerk stand auch seine neue, dem Anscheine nach furchtbare Macht vor den erstaunten Augen; es war sprichwörtlich, zu sagen, „daß ohne Gottes und des böhmischen Königs Hülfe Niemand etwas auszurichten vermöge." Aber nun regten sich Papst und Kaiser, und erweckten durch ihren laut verkündeten Widerspruch Italien aus seinem Traume.

Johann sah sich bald von allen Seiten feindlich bedrängt. Ludwig brachte in Deutschland eine Verbindung gegen ihn zu Stande, der auch Oesterreich und der König Karl Robert von Ungarn beitrat. Und zum Erstaunen Aller, welche nur den Eigensinn und die Starrheit erglühter

---

zogen, wo er seinen, den französischen Ohren zu rauhen, Namen in Karl verwandelte. Er heirathete später die Tochter König Philipp's VI., und seine Schwester ward mit dem französischen Thronerben Johann verbunden. Johann selbst verheirathete sich zum zweiten Male ebenfalls mit einer französischen Fürstin, einer Tochter des Herzogs von Bourbon.

Leidenschaften von den italienischen Staaten erwarteten, vereinten sich hier ghibellinische und guelfische Häupter, Mastino della Scala mit dem Könige Robert von Neapel, die Visconti in Mailand und die Gonzaga in Mantua mit den Florentinern, da sie sich alle durch Johann's glänzend emporsteigende Macht gleichmäßig bedroht sahen, zu seinem Sturze. Johann überließ die italienischen Angelegenheiten seinem erst funfzehnjährigen Sohne Karl, und eilte zunächst nach Deutschland, um den Kaiser, der ihn vor einer Reichsversammlung angeklagt, zu überzeugen, daß seine Bestrebungen in Italien nur das Beste des Reichs bezweckt hätten. Er wußte Ludwig auch wieder so zu gewinnen, daß er ihm das Reichsvicariat in Italien übertrug, und seine Vermittlung mit dem Papste aufs Neue annahm. Nachdem er eine Zeitlang in Böhmen verweilt, um einen Angriff der Ungarn und Oesterreicher abzuwehren, eilte er nach Avignon zu Johann XXII., bei dem er nichts ausrichten wollte und konnte, und endlich mit achthundert Reitern, die er in Frankreich geworben, nach Italien, um seine überall angegriffene Herrschaft zu retten. Nach einigen fruchtlosen Verwüstungen und Brandschatzungen im Mailändischen erkannte er aber die Schwierigkeit seines Vorhabens und die Stärke der verbündeten Gegner, und verließ das Land (1333), wo er eine eben so kurze als glänzende Rolle gespielt hatte, um in der fortwährenden Spannung zwischen Papst und Kaiser neuen Stoff für seine launenhafte und eigennützige Thätigkeit zu suchen.

In Verbindung mit dem Könige von Frankreich gelang es ihm, da der Papst darauf bestand, daß Ludwig, bevor seine Lossprechung vom Banne erfolgen könne, die Krone niederlegen müsse, den Kaiser zur Eingehung dieser Bedingung zu bewegen. Angeblich sollte es nur zum Schein geschehen, aber in der That bezweckte das Oberhaupt der Kirche wohl für sich und Frankreich bedeutende Vortheile. Der Herzog Heinrich von Niederbaiern, Johann's Schwiegersohn, sollte Nachfolger im Reiche werden; er versprach im Voraus, nach seiner Erhebung einen großen Theil deutscher Provinzen an Frankreich abzutreten. Daß Ludwig auf diesen Plan einging, war bei seinem schwankenden und unentschiedenen Charakter erklärlich*); an der Ausführung aber hinderte ihn der laute

*) Der Hergang ist durch Böhmer's Regesten genau nachgewiesen, wenn er auch von Palacky a. a. O. II, 2, 211 verdunkelt wird. Riedel a. a. O. I, 218 ist der Ansicht, daß der Tod des Burggrafen von Nürnberg den Kaiser des besten Rathgebers beraubt habe und daß dieser seitdem weniger sicher und bewußt aufgetreten sei. Vgl. auch Weech, Kaiser Ludwig der Baier und König Johann von Böhmen (München 1860), S. 46 ff.

Widerspruch einzelner Fürsten und der meisten Städte. Noch einmal erhoben sich die Franziskaner für die Sache des deutschen Volkes, und schon tauchte der Gedanke auf, den Papst abzusetzen, als Johann XXII. hochbetagt starb. Der Kaiser hoffte nun (1334) auf einem würdigern und weniger gefährlichen Wege endlich die Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle zu Stande zu bringen, die er auch des Volkes wegen eifrig wünschen mußte, welches sich durch die Störung des Gottesdienstes und den Zwiespalt der Priester in seinem Gewissen beunruhigt sah.

Der neue Papst, Benedict XII., stand in dem Rufe eines frommen und friedlichen Mannes, der aber leider nicht Umsicht und Erfahrung genug besaß, um den Ränken des französischen Hofes eine feste Haltung gegenüberzustellen. Schon war er entschlossen, dem Kaiser endlich die Aussöhnung mit der Kirche zuzugestehen, als Philipp VI. von Frankreich ihn durch Drohungen aller Art und durch Beschlagnahme der Güter der französischen Kardinäle nöthigte, dieses Vorhaben aufzugeben. Erzählt doch Albert von Straßburg, daß Benedict selbst später den kaiserlichen Gesandten erzählt habe, wie ihm durch Philipp VI. noch eine schlimmere Behandlung als die von Bonifacius VIII. in Aussicht gestellt worden sei, wenn er den Baier vom Banne losspreche.

Philipp war von dem böhmischen Könige dabei unterstützt worden, denn die Häuser Luxemburg und Baiern standen jetzt in offener Feindschaft gegeneinander, und Johann hatte geschworen, Ludwig's völligen Untergang herbeizuführen. Grund zu dieser Erbitterung hatte allerdings der Kaiser gegeben, indem er gehofft hatte, auf Kosten eines zweideutigen Freundes sichere Anhänger zu gewinnen. Als nämlich um diese Zeit (1335) der Herzog von Kärnthen gestorben war, und Johann, der damals gerade an einer im Turnier empfangenen Wunde zu Paris krank lag, seine Schwiegertochter und seinen zweiten Sohn Johann Heinrich im Besitz des Erbes zu sehen erwartete, trat der Kaiser dazwischen, erklärte es für ein eröffnetes Reichslehen, das nicht in weiblicher Linie vererbt werden könne, und gab es den Herzogen von Oesterreich, Albrecht und Otto, wobei er sich selbst einen Theil von Tyrol vorbehielt. Deswegen nun hatte Johann nicht allein bei dem Papste gegen Ludwig gewirkt, sondern begann auch in Verbindung mit den Königen von Polen*)

---

*) Kasimir der Große, der seit 1333 in Polen regierte, erlangte für dieses Bündniß Johann's Verzichtleistung auf die polnische Krone, erkannte aber die böhmische Lehnshoheit über die schlesischen Fürstenthümer an. Der König von Ungarn, Karl Robert, Schwager Kasimir's, war mit Polen auf das Engste ver-

und Ungarn Krieg wider ihn und Oesterreich; auch die Hohenzollern traten seit dieser Zeit in Opposition gegen den Kaiser, weil sie mit jener Belehnung an die Habsburger ihre Erbrechte übergangen sahen. Im Fortgange dessen zerfielen zwar die österreichischen Herzoge mit dem Kaiser wegen der Abtretung einiger Burgen, welche dieser als Ersatz für die Kriegskosten verlangte; aber Johann richtete dennoch nichts Entscheidendes aus, und war zufrieden, in einem einseitigen Frieden, welchen er mit den Oesterreichern schloß (1336), wenigstens Tyrol für seinen Sohn und dessen Gemahlin zu retten, indem er auf Kärnthen verzichtete, das von nun an bei den Habsburgern geblieben ist.

Nach neuen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Papste, und nachdem auch auf Betreiben des Erzbischofs Heinrich von Mainz eine große Zahl von Bischöfen zu Speier (März 1338) zusammengetreten war und eine Gesandtschaft an den Papst abgeordnet hatte, die ihn angehen sollte, das Interdict für Deutschland aufzuheben und sich mit dem Kaiser auszusöhnen, versammelte Ludwig im Sommer desselben Jahres einen großen Reichstag zu Frankfurt, beschwerte sich über die vom heiligen Stuhle ihm angethane Schmach und berichtete seine Bemühungen zur Herstellung des Friedens. Andere Mittel zu einer solchen als die bisher von ihm gethanen Schritte seien ihm unbekannt, deshalb begehre er hierüber der Stände Rath und standhafte Erklärung. Nach dem Ausspruch einer von der Versammlung niedergesetzten Commission von Rechtsgelehrten und Prälaten, erklärten die Fürsten, Herren und Städte einmüthig: der Kaiser habe gegen den Papst Alles erschöpft und gethan, was irgend hätte verlangt werden können, er möge das Interdict aufheben, und jeder Geistliche, der sich widersetzen würde, solle als Ruhestörer behandelt werden. Außer dieser von allen anwesenden Reichsständen einmüthig gebilligten Erklärung gaben die Kurfürsten in Rense, wohin sie sich zum alten Königsstuhle begeben hatten, noch eine besondere des Inhaltes ab, daß der durch alle oder die meisten Kurfürsten erwählte König einer Bestätigung Seitens des Papstes nicht bedürfe, und verbanden sich eidlich, die Macht, die Ehre und das Herkommen des Reiches gegen Jedermann aufrecht zu erhalten. Es ist dies der berühmte Kurverein von Rense, der nicht nur dadurch denkwürdig ist, daß er seit langer Zeit zum ersten Male wieder die Würde der Nation gegenüber der Kurie wahrte, sondern auch deßhalb, weil er durch die öffentliche

---

bunden und bezweckte wahrscheinlich schon damals die Nachfolge seines Sohnes Ludwig auf dem polnischen Thron.

Meinung den Fürsten dictirt wurde (16. Juli 1338). Nachdem der Reichstag diesen Beschlüssen beigetreten war, veröffentlichte der Kaiser eine Reichssatzung, in der ausgesprochen ward, daß die kaiserliche Gewalt allein von Gott komme, und der Erwählte sofort und durch die Wahl allein für den wahren König und römischen Kaiser zu halten sei. Im ganzen Volke fanden diese Maßregeln ungetheilten Beifall; selbst der größte Theil der Geistlichkeit trat ihnen bei und begann unbekümmert um das Interdict wieder Gottesdienst zu halten. Aber nicht genug, daß das Nationalgefühl den Kaiser in die rechte Stellung zum Papste eingesetzt hatte: auch gegen Frankreich bot sich Ludwig ein Bundesgenosse an von nicht minderer Bedeutung. Es brach damals der in der Folge zu erzählende Krieg zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich aus, und der Erstere schloß mit dem Kaiser, seinem Schwager, ein Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind.

Allein Ludwig warf bald diese doppelte Waffe als zu schwer und lästig von sich. Seine versprochene Theilnahme an dem englischen Kriege war unbedeutend, ja nach zwei Jahren verließ er Eduard und schloß ein Bündniß mit Frankreich, indem er durch Philipp's Vorstellungen bethört, eher von dessen vorgeblichem Eifer, als von den Beschlüssen des Reichs, seine Aussöhnung mit der Kirche erwartete. Als aber Philipp seinen Zweck, Ludwig von England abzuziehen, erreicht hatte, geschah von seiner Seite beim Papste nichts oder vielleicht das Entgegengesetzte, und der schmählich betrogene Kaiser trug von seiner schwankenden Gesinnung keine anderen Früchte als das allgemeine Mißfallen Deutschland's davon.

Leider vermehrte er dasselbe durch einen Schritt, den sein Streben nach Ländererwerb herbeiführte; und andrerseits war vielleicht diese Sorge für die inneren Angelegenheiten der Grund, weßhalb er die treffliche Gelegenheit, sich nach außen sicher zu stellen, unbenutzt vorübergehen ließ. Sein Vetter Heinrich in Niederbaiern, derselbe, welchem er das Reich schon einmal abgetreten hatte, war mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben (1339); das Jahr darauf folgte dieser dem Vater, und Ludwig bemächtigte sich nun mit Uebergehung der pfälzischen Linie, aber allerdings auf Wunsch der Einwohner, des Landes. Hatte schon dies Verfahren Neid erweckt, so gab die Art, wie er dem luxemburgischen Hause Tyrol entriß, gerechten Grund zu großem Unwillen. Die Erbin dieses Landes, Margarethe Maultasch, des böhmischen Prinzen Johann Heinrich, ihres Gemahls, überdrüssig, wünschte von ihm geschieden zu sein, und der Kaiser bot ihr sogleich die Hand, um die ihm wohlgelegene Grafschaft an sein Haus zu bringen. Er trennte gegen alles

Herkommen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ihre Ehe, und vermählte sie mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg (1342). So fand Papst Clemens VI., der an des 1342 gestorbenen Benedict Stelle getreten war, in diesem allerdings unerhörten Verfahren einen willkommenen Grund für den Haß, mit welchem er, als Freund und Schützling des Königs von Frankreich, der ihn erhoben hatte, den Kaiser verfolgte; er war als Abt in Paris der Lehrer des böhmischen Prinzen Karl gewesen und so ein natürlicher Gegner Ludwig's, den er barbarus statt bavarus zu nennen pflegte. Die neue Gesandtschaft, welche ihm dieser schickte, um die Lossprechung vom Banne zu erbitten, ward verächtlich zurückgewiesen; vielmehr erließ Clemens 1343 eine Bulle, worin er die alten Vorwürfe, vermehrt durch neue über die blutschänderische Ehe der Margarethe, welche im dritten Grade mit Ludwig von Brandenburg verwandt war, gegen den Kaiser wiederholte, und ihn als den ärgsten Frevler an Gott und Kirche nach Avignon vorforderte.

Wie entschlossen und keck Ludwig sich hierauf auch anfangs äußerte, so mahnte ihn doch die große Sehnsucht des ganzen deutschen Volks nach dem Ende dieser Spaltung zur Nachgiebigkeit. Er schickte nochmals Abgeordnete mit unbedingter Vollmacht an den Papst und den König von Frankreich, die in seinem Namen jede Bedingung unterschreiben sollten. Der Papst wollte aber nicht den Frieden, sondern den Sturz des Kaisers. Nachdem dieser die zuerst vorgelegten, unglaublich harten und höchst demüthigenden Forderungen wider Erwarten zu erfüllen beschworen hatte, trat Clemens mit neuen hervor, welche nicht blos die Person des Kaisers betrafen, sondern auch die Rechte und Ehre des Reiches antasteten. Ludwig, der nun wohl sah, daß er wiederum nur getäuscht und überlistet werden sollte, benutzte dies, um die Reichsstände noch einmal für sich zu gewinnen. Es gelang ihm. Die Fürsten kamen überein, daß er ferner seine Lossprechung nicht suchen sollte, machten ihm sogar heftige Vorwürfe, daß er sich schon so weit erniedrigt, und eine Botschaft des Reiches ging nach Avignon, um gegen das Verfahren des Papstes feierlich zu protestiren.

Auf diese Weise schien sich Alles wieder besser für Ludwig zu gestalten. Frankreich konnte nicht nachdrücklicher auftreten, weil der durch einen Waffenstillstand unterbrochene Krieg mit England 1345 wieder ausbrach, und dem Hause des Kaisers fiel um diese Zeit eine Erbschaft zu, welche dessen Mittel bedeutend zu erhöhen versprach. Graf Wilhelm IV., von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, ein Enkel Johann's von Avesnes, blieb 1345 im Kampfe mit den Friesen, ohne

Kinder zu hinterlassen. Ludwig war der nächste Verwandte, da Wilhelm's älteste Schwester Margarethe ihm vermählt war. Indeß machten die jüngeren Schwestern gleichfalls Ansprüche, und so ergriff denn der Kaiser den Ausweg, jene Länder für heimgefallene Mannlehen zu erklären, obgleich das Haus von Avesnes selbst durch weibliche Nachfolge in Besitz gekommen war, und belehnte dann seinen zweiten Sohn Wilhelm und seine Gemahlin mit diesen Provinzen. Endlich schien auch in Italien eine für den Kaiser günstige Wendung der Dinge einzutreten. Der achtzigjährige Robert, dieser unermüdliche Verfechter der guelfischen Partei, war 1343 gestorben, und seine Erbin war seine Enkelin Johanna, die er mit seines Neffen, des Königs von Ungarn, Karl Robert, zweitem Sohne Andreas vermählt hatte. Aber an dem in Wollust versunkenen und dem Spiele aller Leidenschaften offenen Hofe dieser siebzehnjährigen Fürstin erhob sich zwischen den durch Sitte und Denkweise so scharf getrennten Ungarn und Neapolitanern über den Einfluß, den Andreas auf die Regierung haben sollte, ein großer und heftiger Zwist. Andreas glaubte, durch seine Abkunft von dem ältesten Sohne Karl's II. ein näheres Recht an Neapel zu haben, als seine Gemahlin*), und erwartete nur eine päpstliche Bulle, um ganz selbständig als König aufzutreten. In dieser Besorgniß verschworen sich die Großen der Gegen=

---

*) Zur Erläuterung dieser und der späteren verwickelten Verhältnisse in der neapolitanischen Königsfamilie dient folgende Stammtafel:

Karl I. † 1285.

|

Karl II. † 1309.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Karl Martel, zum König von Ungarn gekrönt 1290 † 1301. | | Robert König v. Neapel † 1343. | Johann, Herzog von Durazzo. | |
| Karl Robert, König von Ungarn 1310 † 1342. | | Karl, Herzog von Calabrien † 1328. | Karl, Herz. v. Durazzo. | Ludwig, Graf v. Gravina. |
| Ludwig d. Gr. König v. Ungarn und Polen † 1382. | Andreas, König von Neapel, erm. 1345. Gem. Johanna I. | Johanna I., Königin v. Neapel, getödtet 1382. | Margarethe, verm. mit Karl dem Kleinen. | Karl der Kleine, Kön. v. Neapel 1381, von Ungarn 1385, erschl. 1386. |
| Marie, Erbin von Ungarn. | Hedwig, Erbin von Polen. | Ladislaus, König v. Neapel 1386 † 1414. | | Johanna II., Königin v. Neapel 1414 † 1435. |

partei, denen des Andreas rohes Wesen verhaßt, so wie seine Strenge furchtbar war, und erdrosselten ihn am 20. August 1345 in der Nähe von Aversa. Die ausschweifende Johanna, die sich längst mit ihm verfeindet hatte, that nichts, diese That zu bestrafen, ja einige klagten sie selbst der Mitwissenschaft an. Dagegen beschloß der Bruder des Ermordeten, der hochherzige König Ludwig von Ungarn, das vergossene Blut zu rächen, und forderte den Kaiser auf, an seinem Zuge nach Italien Theil zu nehmen. Diese drohende Gefahr abzuwenden, versuchte der Papst einen großen und entscheidenden Schritt zum Sturze Ludwig's, und das luxemburgische Haus bot dazu willig die Hand. Zu den Kurstimmen des Erzbischofs von Trier und des Königs Johann wurden zwei andere, die von Köln und Sachsen, erkauft, die von Mainz gewaltthätiger herbeigeschafft, indem der Papst jenen treuen Anhänger Ludwig's, Heinrich von Virneburg, absetzte, und ein ergebeneres Werkzeug an seine Stelle brachte. Diese fünf Kurfürsten traten zu Rense zusammen, und wählten, da das Reich als erledigt anzusehen sei, den böhmisch-luxemburgischen Prinzen Karl zum König (11. Juli 1346).

Allein die Stimme dieser fünf Kurfürsten war nicht die Meinung des ganzen Deutschland's; ein Theil desselben, vor allem die Städte, hingen dem Kaiser Ludwig mit unerschütterlicher Treue an, und verschmähten den neugewählten Pfaffenkönig, wie man Karl zum Spott nannte. Frankfurt und Aachen, innerhalb deren Mauern allein die Wahl und Krönung vollzogen werden konnten, verschlossen ihm ihre Thore, und gleichsam als hätte damit das ganze Land ihm den Eingang geweigert, verließ er kaum vier Wochen nach seiner Erhöhung das Reich, und führte nebst seinem damals beider Augen*) beraubten Vater Johann einen Söldnerhaufen deutscher Krieger dem Könige von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe. Aber auch hier begünstigte ihn das Glück nicht. In der unglücklichen Schlacht bei Crecy (1346) verlor König Johann das Leben, und sein Sohn alle Aussicht auf Unterstützung. Er kehrte nach Böhmen zurück, und beschloß, einen Angriff auf den Kaiser zu gleicher Zeit von diesem Lande und von Italien aus zu versuchen. Da ihm der Weg durch Oesterreich und Baiern versperrt war, schlich er sich, als Kaufmann verkleidet, mit wenigen Begleitern nach Trident, wo er eini-

*) Ein Auge hatte Johann schon 1328 im Kriege gegen die Litthauer verloren, das zweite nahm ihm eine Krankheit und die Ungeschicklichkeit der Aerzte in Montpellier, an die er sich wandte, nachdem er seinen schlesischen Arzt in der Oder hatte ersäufen lassen.

ges Kriegsvolk sammelte. Als aber ein böhmisches Heer, welches in Niederbaiern einbrechen sollte, von dem herzueilenden Markgrafen von Brandenburg geschlagen und zurückgetrieben worden war, mußte er Tyrol nach wenigen Monaten wieder verlassen. Da streckte eine höhere Macht, der alle menschliche Größe sich beugt, seinen Gegner zu Boden. Fröhlich und heiter saß Kaiser Ludwig zu München beim Mahle, als er plötzlich ein Unwohlsein empfand. In der Hoffnung, daß Bewegung ihm helfen werde, setzte er sich zu Pferde, und eilte einen Bären aufzusuchen, dessen Spuren die Jäger entdeckt hatten. Aber in dem Augenblicke, wo er das Thier erblickte, sank er vom Pferde, und unter den Worten: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder, oft hab' ich gefehlt, nie aber Dich im Herzen und Glauben geleugnet!" verschied er im dreiundsechzigsten Jahre (11. October 1347). Die Regierung Ludwig's bildet nach manchen Beziehungen einen denkwürdigen Wendepunkt in der Entwickelung der deutschen Geschichte. Nicht nur, daß nunmehr das Reichsgut so weit ausgegeben war, daß wenig mehr zu spenden übrig blieb, daß die Organisation der Territorialbesitzungen zu einem gewissen Abschlusse gelangte und daß die Fürsten anfingen, landesväterlich für dieselben zu sorgen: — noch bedeutender ist das kraftvolle Auftreten der Städte, die jetzt die Aufgabe übernahmen, welche die Könige nicht hatten lösen können, den Landfrieden zu sichern, und die von nationalem Sinne tiefer erfüllt erscheinen als alle übrigen Stände. Es ging fortan auch die Gewohnheit verloren, daß der Kaiser überall im Reiche seine Residenz aufschlug; er blieb in seinen Erblanden, da die Pfalzen vergeben waren. Daß Ludwig den neu durchbrechenden Geist seiner Zeit nicht verstanden habe, kann billigerweise nicht behauptet werden; aber gewiß ist, daß er Großes durch ihn erreicht haben würde, wenn er ihn beständiger und ohne Zweideutigkeit geführt hätte.

---

## 15. Befestigung und Wachsthum der schweizerischen Eidgenossenschaft.

(1315 — 1358.)

Das österreichische Haus war zur Zeit des Aufstandes der Schweizer in so viele weitaussehende Unternehmungen verwickelt, daß eine kräftige Gegenwirkung hier nicht sogleich statt finden konnte. Unterdeß hatte Heinrich VII. den Waldstätten die Reichsfreiheit bestätigt, und als die

Schweizer durch die Erhebung Friedrich's des Schönen die Zurücknahme dieses Privilegiums befürchten mußten, so ergriffen sie eifrig die Partei Ludwig's von Baiern. Da beschloß Herzog Leopold durch ihre Bestrafung und Unterwerfung nicht blos die Ehre und die Rechte seines Hauses wiederherzustellen, sondern auch allen Anhängern Ludwig's ein warnendes und abschreckendes Beispiel zu geben; überdies hatten die Waldstätte jene Unabhängigkeit zu Uebergriffen gegen die umliegenden Klöster benutzt. Beide Theile bereiteten sich mit Eifer auf den Kampf, der entscheidend werden mußte, vor. Die Schweizer erbauten an offenen Stellen Thürme und Mauern, stärkten sich durch wiederholte Zusammenkünfte, durch Fasten und Gebete, und besetzten die Pässe, die den Eingang in die Kantone bildeten*). Herzog Leopold hatte den Plan, Schwytz anzugreifen, während sein Vogt in Burgund, Otto von Straßberg, in Unterwalden über den Brünig eindringen sollte. Durch Zuzüge aus den österreichischen Landstädten, selbst aus Zürich verstärkt, rückte er gegen Schwytz an; seine Ritter waren des Sieges so gewiß, daß ihre Knechte Stricke mit sich führten, um das Vieh als gute Beute wegzutreiben.

Es war am 15. November 1315 in der Frühe des Morgens, als Herzog Leopold mit seinen Rittern, denen er das Fußvolk auf anderen Wegen folgen ließ, in den Engpaß zwischen dem Aegeri-See und dem Berge Morgarten eindrang. Schon hatte die Schaar, die aus der Blüthe der oberländischen Ritter bestand, den Paß durchzogen und stand im Begriff, die Anhöhe emporzusteigen, als plötzlich durch eine auf den Bergen seitwärts aufgestellte Abtheilung Steine und Baumstämme losgelassen wurden, die auf die dichtgedrängten Reiter herabrollten. Die Hauptmacht der Schweizer benutzte die entstehende Verwirrung und drang von vorn auf die Ritter ein, die um so weniger Widerstand leisten konnten, weil sie auf dem hartgefrorenen Boden keinen sicheren Stand hatten, wogegen die Bauern, mit Fußeisen versehen, sich leicht und gewandt bewegten. Die Feinde waren „wie die Fische in den Netzen" eingefangen; und die Bauern, entschlossen keine Gnade zu geben, schlugen mit Keulen und Hellebarden die festgepanzerten Ritter nieder. Viele wurden in dem gräßlichen Gedränge in den See gerissen, selbst von den Fußgängern, auf welche die Ritter zurückgeworfen wurden, fanden nicht Wenige den Tod in den Wellen, ein Theil ward in der Verwirrung zertreten; fünfzehnhundert Ritter, diejenigen ungerechnet, welche im See ertrunken waren, deckten den Boden. In anderthalb Stunden hatten die Eid-

*) Huber a. a. O. S. 82 und 83.

genossen einen glänzenden Sieg erfochten. Herzog Leopold selbst hatte sich mit Hülfe eines landeskundigen Mannes nach Winterthur gerettet, voll Schmerz und Scham, einen so schimpflichen Verlust erlitten zu haben. Allein mit wichtigern Sorgen beschäftigt, konnte er nicht an Rache denken, sondern mußte einen Waffenstillstand mit den verhaßten Gegnern eingehen. Diese erneuerten gleich nach der Schlacht ihren Bund (zu Brunnen, Dec. 1315), und es konnte nicht fehlen, daß sie nach einem solchen Beweis ihrer Stärke und Ausdauer allen Bedrängten in der Nähe als die sicherste Stütze und Zuflucht erschienen. Auch sie selbst wurden geneigt, zur eigenen Verstärkung über ihre Grenzen zu schreiten, so daß sie endlich, wie die Schneelavinen ihrer Gletscher im Fortsturz anschwellend, zu einer Größe erwuchsen, unter welcher aller Besitz des Hauses Oesterreich und die Herrschaft des Adels in Helvetien begraben ward.

Lucern schloß sich zunächst an sie an. An demselben See gelegen und denselben Bergen nahe, litt dieser Kanton, so lange er noch unter Oesterreich stand, durch die Spannung zwischen seinen Herren und den Waldstätten am meisten. Der Handelsverkehr mit Italien war unterbrochen, die Messen wurden leer, die Bürger mußten unaufhörlich unter den Waffen sein, um ihr Gebiet zu vertheidigen. Ueberdies mutheten die Gebieter der Stadt neue Lasten zu. So erschien denn eine Verbindung mit den Eidgenossen den Lucernern höchst lockend. Sie erbaten und erhielten von diesen ohne des Herzogs Zustimmung zuerst zwanzigjährigen Waffenstillstand. Ueber diese Eigenmächtigkeit erbittert, machte der Adel einen Versuch, die Stadt mit Waffengewalt zu überraschen; aber das Mißlingen desselben beschleunigte nur den Abfall der Bürger, und nachdem sich nun die meisten Anhänger des Hauses Oesterreich zurückgezogen hatten, gingen sie ein förmliches Bündniß mit den Waldstätten ein (1332). Albrecht, nach dem Tode seiner Brüder, Leopold und Friedrich, das Haupt des österreichischen Hauses, bewies sich auch bei dieser Gelegenheit als der Weise*), für den er galt. Durch anderweitige Kriege erschöpft, und der Schlacht bei Morgarten eingedenk, begnügte er sich, einen Landfrieden aufzurichten, ohne die Lucerner weiter zu be-

*) Er führt auch den Beinamen des Lahmen. Seit seinem zweiunddreißigsten Jahre war er an Händen und Füßen völlig gelähmt, so daß er stets in einem Sessel getragen werden mußte. Sein Geist war aber um desto thätiger und alle benachbarten Fürsten suchten Rath und Vermittelung ihrer Streitigkeiten bei ihm.

kriegen. Man verglich sich nur durch Schiedsrichter über die Rechte, welche dem Hause Habsburg in, nicht mehr über Lucern bleiben sollten.

Noch wichtiger als der Gewinn dieser Stadt wurde die Aufnahme Zürich's und Bern's in den Bund. Der Zutritt der ersteren, durch Handel wohlhabenden und bevölkerten Stadt, ward durch vorhergehende Veränderungen in ihrem Innern herbeigeführt. Der Rath derselben bestand aus zwölf Rittern und vierundzwanzig Bürgern, Alle aus den alten, schöffenbar freien Geschlechtern, aus welchen die Gemeinde ursprünglich bestanden hatte, und diese verwalteten, in drei Rotten abgetheilt, jede vier Monate lang, die Regierung. Mit den Herzogen von Oesterreich, dem vornehmsten Landadel und vielen rheinischen Städten stand das starke und glückliche Gemeinwesen im Bunde. Allmählig aber begann sich eine große Unzufriedenheit der unteren Volksklassen, die in den Zünften vertreten waren, gegen die ausschließliche und erbliche Herrschaft jener Geschlechter zu zeigen. Diese Stimmung benutzte Rudolf Brun, reich und selbst im Rathe, und wußte die Unruhigen so zu leiten, daß er zum Besitz einer unerhörten Gewalt gelangte. In einer öffentlichen und allgemeinen Versammlung der Gemeine (1335) ward die bisherige Weise der Verwaltung verändert und Rudolf Brun mit der Anordnung einer neuen beauftragt, welche eine Theilnahme des Volkes und der Zünfte an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten herstellen sollte. Dieser zufolge ward Brun selbst als Bürgermeister auf Lebenslang Oberhaupt der Stadt, mit einem Rathe aus Rittern, Bürgern und Handwerkern. Alle Ritter und ohne Handwerk lebenden Bürger wurden in eine Constabel oder Kriegs-Gesellschaft vereinigt, so daß nunmehr die alten Familien keinen größeren Einfluß auf die Regierung des Gemeinwesens ausüben konnten, als die Krämer und Handwerker. Aus den übrigen Bürgern wurden dreizehn Zünfte gebildet, an deren Spitze Zunftmeister standen, die im Rathe saßen. Die Wahl des Raths geschah aber unter dem Einflusse Brun's, der, um über die Constabel zu herrschen, die Zünfte begünstigte. Kaiser Ludwig bestätigte diese Einrichtungen.

Die Gewaltthätigkeit mit welcher Brun diese Verfassung theils begründet hatte, theils behauptete, regte mannichfaltige Feinde gegen ihn auf. Vor allen dürsteten die vormals herrschenden Geschlechter, die bei der Umwälzung verdrängt worden waren, nach Rache. Sie beschlossen endlich durch Waffengewalt ihren Feind zu stürzen, und die alte Verfassung wieder herzustellen. Zu dem Ende verbanden sie sich mit dem Grafen Johann von Habsburg zu Rapperswyl und anderen mächtigen Edlen, die der neuen Regierung gleichfalls abhold waren (1350). Schon war die

Zahl der Verschworenen in der Stadt auf siebenhundert gestiegen und die Nacht bestimmt, in welcher die Hülfe von draußen heranziehen und Brun mit allen seinen Anhängern den Tod finden sollte, als der Anschlag unmittelbar vor der Ausführung durch einen Zufall verrathen, durch Brun's rasche Thätigkeit vereitelt, und die Theilnehmer, so viele davon in seinen Händen waren, mit Härte bestraft wurden. Rapperswyl, dessen Herr sein Gefangener geworden, ward von dem Bürgermeister eingenommen, und nicht lange darauf, da man es nicht behaupten zu können glaubte, von den Zürchern zerstört. Ueberzeugt, daß er durch alles dieses den Zorn Oesterreichs erweckte, und daß ein baldiger Krieg zu erwarten sei, wandte sich Brun 1351 an die Waldstätte um Bund und Hülfe *). Zürich war diesen als Markt und Vormauer zu wichtig, als daß sie trotz der bedenklichen Umstände hätten anstehen sollen, das Verlangen zu erfüllen; und als Herzog Albrecht mit allen seinen Dienstmannen und vielen Fürsten und Herren der vorderen Lande anrückte, um Zürich zu strafen, zog ungesäumt eine Schaar der Waldstätte der neuverbundenen Stadt zu Hülfe. Der Angriff ward durch Unterhandlungen verzögert, weil der Herzog zu langem Kriege noch nicht gerüstet war; aber seine Aufgebote führten den Bedrohten, statt ihnen Gefahr zu bringen, neue Verbündete zu.

Der Herzog mahnte nämlich auch die Glarner zum Kriege. Diese, durch das Beispiel der Waldstätte aufgeregt und ermuthigt, weigerten sich, unter dem Vorgeben, sie seien zur Heeresfolge nicht verpflichtet. Albrecht beschloß, deshalb, und weil man von hier aus auch zugleich mit Vortheil in die Waldstätte eindringen konnte, ihre Thäler zu besetzen. Sobald dies bekannt wurde, vereinigten sich Schwytz, Uri, Unterwalden und Zürich, drangen mitten im November nach Glarus vor, und nahmen das Land ein, ohne Anstrengung, weil die Glarner sie bereitwillig empfingen. Der vertriebene österreichische Landvogt Walther von Stadion wollte zwar mit einer bewaffneten Schaar das Land wiedergewinnen, aber auf dem Rütifeld unweit Näfels ward er mit den Seinigen niedergehauen und Glarus förmlich in die Eidgenossenschaft aufgenommen (1352). Eben dasselbe geschah mit Zug, als die Eidgenossen diesen in Oesterreichs Händen ihnen

---

*) „Durch diese That Brun's, sagt Johannes Müller in seiner Schweizer Geschichte, wurden viele Städte und Landschaften nun seit fünftehalb hundert Jahren bei der Freiheit gesichert, und ohne sie hätte die schweizerische Eidgenossenschaft (so groß und heilig sie durch sich selbst, so stark sie war durch den Muth ihrer Vertheidiger) im Laufe der Zeiten durch List oder Gewalt untergehen müssen." Im Jahre 1851 wurde daher auch das 500jährige Jubelfest des Anschlusses von Zürich an die Eidgenossenschaft mit seltenem Glanze gefeiert.

gefährlichen Ort in ihre Gewalt bringen wollten, und Albrecht auf die dringende Bitte der Zuger um Hülfe nur erwiederte: „ich werde bald Alles wieder erobern"; denn er glaubte, wenn er Zürich überwunden haben würde, den ganzen Bund leicht zu sprengen. Er vertraute seinem zahlreichen Heere, welches inzwischen durch Unterstützung und Zuzug vieler Fürsten und Herren, selbst des Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, auf vierunddreißigtausend Streiter angewachsen war. Dennoch konnte diese überlegene, aber uneinige Menge gegen die Eintracht und Beharrlichkeit der Schweizer nichts ausrichten. Auch trat bald Mangel an Lebensmitteln ein. Daher nahm der Herzog gern den Frieden an, welchen der Kurfürst von Brandenburg zu Lucern vermittelte. Er behielt demselben zufolge, was er in Lucern, Schwyz und Unterwalden an Rechten und Einkünften besaß, mit Ausnahme der Hoheitsrechte; Zug und Glarus versprachen, ihm den schuldigen Gehorsam zu leisten, und die Eidgenossen gelobten, ferner keine Bündnisse mit österreichischen Städten und Ländern einzugehen. Dagegen wurden sie bald darauf durch den Beitritt der Berner verstärkt, denen die Waldstätte schon dreizehn Jahre vor diesem Frieden Kriegshülfe geleistet hatten. Bern war nämlich ebenfalls ein Gegenstand des Hasses für die fürstlichen und Adels-Geschlechter der benachbarten Gebiete, und im Jahre 1338 hatten diese einen großen Bund zur Zerstörung der Stadt geschlossen. Kaiser Ludwig selbst, den Bern unter dem Vorwande des päpstlichen Bannes anzuerkennen sich geweigert, schien ihre Erniedrigung zu wünschen, und Herzog Albrecht hoffte sie sich zuzueignen*).

In dieser Noth, der starken Macht ihrer Feinde bloßgestellt, riefen die Berner die Waldstätte an, und erhielten eine Hülfe von neunhundert Streitern. Zu ihrem Feldhauptmann wählten sie einen trefflichen Mann, den Ritter Rudolf von Erlach. Er war Bürger zu Bern, aber auch zugleich Dienstmann des Grafen von Nidau, der an der Rüstung gegen die Stadt großen Antheil nahm. Um nun seiner Vaterlandsliebe Raum geben zu können, ohne seinem Lehnsherrn treulos zu werden, bat er den Grafen selbst um die Erlaubniß, der Stadt dienen zu dürfen. Ein Mann mehr oder minder, meinte dieser, verschlage ihm nichts. „Nun wohl," erwiederte Erlach, „als einen Mann will ich mich zeigen." Und er hielt

*) „Wenn Bern damals untergegangen wäre, so würde das ganze Land von Bern, von Freiburg, von Solothurn und anderen Städten in ganz anderen Zustand gekommen sein; kaum war eine Zeit größerer Gefahr oder von so wichtigen Folgen für die Städte und Länder des Bundes der schweizerischen Eidgenossen." Johannes Müller.

Wort. Bei Laupen kam es am 21. Julius 1339 zur Schlacht. Als das Gefecht begann, flohen Einige im Heere der Berner, und erregten dadurch unter den Uebrigen Ungewißheit und Bestürzung. Erlach aber rief mit freudiger Miene: „Freunde, wir siegen, die Furchtsamen sind von uns!" und sofort, das Banner der Stadt in der Hand, drang er mit den Jünglingen, die den Kern seines Heeres ausmachten, in das feindliche Fußvolk ein, welches dem kräftigen Andrange nicht lange widerstand. Bald war mit Hülfe der Waldstätter ein vollständiger Sieg errungen. Die Freundschaft, welche damals geknüpft ward, führte 1353 einen Bund zwischen Bern und den drei Waldstätten herbei. So war die Eidgenossenschaft der acht alten Orte, wie man sie nachmals nannte, vollendet, welche hundertachtundzwanzig Jahre hindurch keine anderen gemeinschaftlichen Bundesglieder aufnahmen. Nur die drei Waldstätte, der Eckstein des Ganzen, hatten mit den übrigen fünf Orten feste Bündnisse, diese keine unmittelbaren unter sich; aber der gemeinsame Freiheitsgeist hielt Alle zusammen. Es stand die Eidgenossenschaft jetzt in der schönsten Blüthe der Eintracht und inneren Stärke, deren sie auch in vollem Maße bedurfte, so lange ein kraftvoller Adel und die furchtbare Macht von Habsburg unermüdlich auf ihre Zerstörung sannen.

Der letzte Friede, den Albrecht geschlossen, dauerte nur kurze Zeit. Der Herzog verlangte, daß Glarus und Zug ihren Bund mit den Waldstätten aufheben sollten, und da sie sich dessen weigerten, klagte er sie bei dem deutschen Könige Karl IV. an. Dieser versuchte anfangs eine gütliche Vermittelung; da aber die Eidgenossen sich seinem schiedsrichterlichen Spruche nur unter der Bedingung unterwerfen wollten, daß ihre Bündnisse vorbehalten würden, so gerieth Karl über diese Einwendung in Zorn und erklärte, weil Reichsglieder sich ohne das Reichshaupt gar nicht verbinden dürften, ihre Einung für ungültig. Doch die Eidgenossen blieben unerschüttert bei ihrem Beschlusse; daher 1354 ein Reichskrieg gegen sie zu Stande kam, der aber, wie die meisten ähnlichen Unternehmungen des gesammten Reichs, mit großem Glanz und Gepränge angefangen, kraftlos geführt wurde, und von selbst aufhörte Albrecht wollte zwar noch nicht ablassen, er warb funfzehnhundert ungarische Reiter, und vertheilte sie auf seinen Besitzungen, um durch diese die Eidgenossen von verschiedenen Seiten beunruhigen zu lassen. Aber die räuberischen Ungarn thaten seinen eigenen Unterthanen noch größern Schaden, so daß diese dringend verlangten, er solle Frieden machen, sonst würden sie sich ohne ihn mit den Eidgenossen vertragen. Dadurch wurde Albrecht endlich genöthigt nachzugeben, und unter des Kaisers Vermitte-

lung Friedensunterhandlungen zu pflegen. Aber auch jetzt noch suchte er sich durch unbestimmte Ausdrücke im Friedebriefe möglichst viel Rechte und Ansprüche zu bewahren, und Zürich, von Brun, der heimlich gewonnen war, geleitet, bot die Hand dazu. Aber Schwytz vereitelte diese Bemühungen, und es ward endlich durch die Vermittelung des Freiherrn von Thorberg ein nachmals meist immer auf drei Jahre erneuerter Waffenstillstand geschlossen (1356). Albrecht war freilich ungehalten über diesen Ausgang der Dinge; doch drückte ihn außer den Gichtschmerzen nun auch Alterschwäche darnieder. Er starb schon zwei Jahre nach diesen Vorfällen im sechzigsten Jahre (1358). Aber der Haß, den er gegen die Eidgenossen gehegt, überlebte ihn; die Spannung zwischen dem durch Oesterreich vertretenen und geleiteten Adel auf der einen und den Bürgern und Landleuten auf der andern Seite dauerte fort, und führte nach einiger Zeit zu einem neuen Ausbruch des Kampfes.

---

## 16. Deutschland unter Karl IV.

(1347—1378.)

Karl von Böhmen erfuhr den Tod Ludwig's in Taus, nachdem er kurz vorher sich in Prag mit vielem Glanze hatte krönen lassen und als er eben im Begriff stand, sein zweideutiges Anrecht auf die deutsche Krone durch einen Kriegszug gegen seinen Gegner geltend zu machen. Um so eiliger setzte er nun seinen Zug in das Reich fort; doch entließ er sein Heer und behielt nur ein geringes Gefolge um sich. Allein noch war ihm der Thron nicht sicher, denn mit dem Tode des Kaisers waren nicht auch zugleich Zwiespalt und Kampf der Parteien in Deutschland begraben. Daß das Haus des verstorbenen Herrschers von dem Gegenkönig für seine neugewonnene Machtstellung fürchtete, war nur natürlich; aber auch die Städte, die der Haltung Ludwig's entsprechend treulich zu diesem gestanden hatten und Karl wie seiner Gönnerin, der Kirche, entgegen gewesen waren, trugen Sorge um ihre Rechte und Selbständigkeit, die eben erst unter der Regierung des Baiern erworben waren. Beide mußte Karl gewinnen und beruhigen, wenn er den Thron behaupten wollte; denn mit Gewalt ihren Widerstand zu brechen, schien schwer, wenn nicht unmöglich. Karl löste diese Aufgabe in seiner Weise, auf einem Wege, der noch nicht betreten war und nicht sowohl den Ueberlieferungen der

Vergangenheit entsprach, als sich vielmehr den Richtungen der Folgezeit näherte. Karl's Wesen hatte nichts von der ritterlichen, hochstrebenden Sinnesart seines Großvaters Heinrich, noch weniger von der wankelmüthigen, abenteuerlichen seines Vaters Johann; dafür aber besaß er andere, nicht minder werthvolle Eigenschaften, einen klaren Blick für das Erreichbare, überlegende Berechnung, Ordnungsliebe und Sparsamkeit. Seine Schule hatte er in der Fremde gemacht, wo diese natürlichen Anlagen noch bestimmter ausgebildet wurden. Als Kind hielt ihn sein Vater aus Argwohn längere Zeit gefangen und sandte ihn dann im achten Jahre nach Frankreich; kaum erwachsen setzte ihn Johann zu seinem Statthalter in der Lombardei, wo er, mitten unter die italienischen Ränke gestellt, Selbstbeherrschung lernte; seit dem siebzehnten Jahre verwaltete er Böhmen und Mähren. Nunmehr galt es, die gemachten Erfahrungen anzuwenden. Und in der That bestand er die schwere Probe glücklich, wenn auch weniger durch Gewalt der Waffen, als durch nüchterne Besonnenheit, durch kluge Gewandtheit, Menschen und Verhältnisse zu seinem Vortheile zu beherrschen, durch die Kunst der Unterhandlung, durch finanzielle Ueberlegenheit, — alles Mittel eher der modernen als der vergangenen Zeit.

Zunächst versicherte er sich in Nürnberg einzelner bedeutender Herren, wie insbesondere der Grafen Eberhard und Ulrich von Wirtemberg, nicht freilich ohne bedeutende Summen für ihre Anerkennung zu zahlen. Wichtiger war es dann, daß ihm, als er sich nach dem Oberrhein wandte, auch ein großer Theil der schwäbischen Städte in Ulm zufiel, indeß auch diese nur unter der Bedingung, daß er ihre Freiheiten bestätige und ihnen das Recht der Selbsthülfe einräume; und gleich bedeutend war ein anderer Erfolg, die Huldigung des habsburgischen Herzogs Albrecht, der die Verlobung des jungen Herzogs Rudolf mit Karl's Tochter Katharina folgte.

Indeß waren seine Hauptfeinde, die baierschen Fürsten, aus allen Kräften bemüht, einen Gegenkönig zu erheben. Sie fielen zuerst auf Eduard III. von England, der durch seine Macht, seine persönliche Tüchtigkeit und sein feindliches Verhältniß zu Frankreich am geeignetsten dazu schien, und am 7. Januar 1348 ward er auf einer Versammlung zu Oberlahnstein, unter dem Vorsitze des vom Papste abgesetzten Erzbischofs von Mainz (oben S. 155), von diesem und den Botschaftern von der Pfalz, von Brandenburg und von Sachsen-Lauenburg zum römischen Könige gewählt. Allein Eduard, der des Schicksals König Richard's von Cornwallis eingedenk sein mochte, und erkannte, wie schwankend der

auf die Leidenschaft einer Partei gegründete Thron sein müsse, nahm Anstand. Karl ermangelte nicht, ihn in diesen Zweifeln, die das Parlament theilte, zu bestärken; er schickte den jungen Grafen von Jülich, Eduard's Neffen, zu ihm, und so schlug der König von England, überdies noch mit dem Kriege gegen Frankreich beschäftigt, wirklich die angetragene Krone aus. Dadurch von einer bedeutenden Sorge frei, konnte Karl sich ungehinderter gegen das bairische Haus selbst wenden, das eben, zur glücklichsten Stunde für ihn, in einen gefährlichen Kampf in seinen Erblanden verwickelt war. Es erschien nämlich 1348 vor dem Erzbischof von Magdeburg ein Pilger und erklärte, er sei der seit 1319 todt geglaubte Markgraf Waldemar von Brandenburg; er habe Gewissensbisse wegen seiner Vermählung gefühlt, sei nach dem gelobten Lande gewallfahrt, nachdem er die Leiche eines Andern statt der seinigen habe bestatten lassen, und komme nun, um sein Land, das fremden und für das Wohl desselben weniger besorgten Herren zu Theil geworden sei, aus der Schmach und dem Druck zu retten. Von dem Erzbischof und vielen Andern, die den Markgrafen Waldemar gekannt hatten, ward er als der ächte anerkannt, und allerdings zeigte er sich mit der Geschichte des Letztern bis in die geringsten Kleinigkeiten völlig vertraut, wie er ihm auch äußerlich sehr ähnlich war und überhaupt seine Rolle trefflich durchführte. Als auch benachbarte Fürsten, wie die Herzöge von Sachsen, von Braunschweig und Mecklenburg, dieser Anerkennung beitraten und die Aechtheit sogar eidlich bezeugten, fielen die Bewohner der Mark, die der bairischen Herrschaft abgeneigt waren, dem Prätendenten mit Jubel zu. Noch bis auf den heutigen Tag schwebt ein Dunkel über dieser räthselhaften Erscheinung. Schon Zeitgenossen behaupteten, daß er ein Müller, Namens Rehbock aus Hundeluft bei Zerbst, und Unterthan des Herzogs Rudolf von Sachsen gewesen sei, der, um zu der askanischen Erbschaft, die ihm durch die Belehnung der Wittelsbacher verloren gegangen war, wieder einen Weg zu finden, im Verein mit dem Erzbischof von Magdeburg ihn angestiftet habe*). Als er endlich in der Mark erschien (August 1348), ward er überall als Landesfürst empfangen und ertheilte als solcher Freiheiten und Privilegien. Bald hatte der Kurfürst Ludwig in

*) Nachdem die allgemeine Annahme ihn lange Zeit für einen Betrüger erklärt hatte, sind neuere Forscher in ihrem Urtheile wieder zweifelhaft geworden. Vgl. Stenzel, Gesch. des preuß. Staates, I, S. 121. Klöden, Diplomat. Gesch. des Markgrafen Waldemar, IV, S. 358. Palacky, a. a. O. II, 2. S. 288. Diesen gegenüber nennt Riedel a. a. O. I, S. 259 das Auftreten des Prätendenten kurzweg einen von König Karl ausgeübten schmachvollen Betrug.

den Marken nur noch die Städte Spandau, Briezen (daher Treuenbriezen) und Frankfurt, und einen kleinen Theil des Adels auf seiner Seite, und der vorgebliche Waldemar ging mit einem, durch Mecklenburger und Sachsen verstärkten Heere auf Frankfurt los, wo Ludwig sich selbst befand, um den Eingang zur Neumark zu vertheidigen. Unter diesen Umständen eilte Karl, den seinen Absichten so willkommenen Feind des wittelbachischen Hauses zu unterstützen. Er kam selbst in das Lager desselben bei Heinersdorf, auf dem Wege nach Frankfurt, und nachdem er die Zeugnisse der gegenwärtigen geistlichen und weltlichen Fürsten von der Aechtheit desselben angehört, ertheilte er ihm die feierliche Belehnung mit Brandenburg. Aber Ludwig widerstand in Frankfurt tapfer dem feindlichen Heere, nöthigte es zum Rückzuge, und rettete dadurch nicht allein die Neumark, sondern eroberte auch einen Theil des Verlorenen wieder.

Sobald er dadurch Raum gewonnen hatte, erneuerte er, und zwar jetzt mit um so größerer Erbitterung, seine früheren Versuche, Karl vom Throne zu stoßen. Er wandte sich zuerst an den Markgrafen Friedrich von Meißen, seinen Schwager. Aber dieser, der kränklich und schwach war, auch befürchten mochte, daß er mit der Annahme sein Erbland einem verderblichen Kriege mit Böhmen aussetzen würde, schlug das Anerbieten aus, und zog den sichern Gewinn von zehntausend Mark, welche Karl ihm bot, dem unsichern Glanze der Krone vor. Endlich fiel Ludwig auf den Grafen Günther von Schwarzburg, der bei seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, in Krieg und Frieden vielfach gebraucht und ein jedem kühnen Unternehmen geneigter, in Kriegshändeln vielfach erprobter Mann war. Dieser nahm die Krone an, unter der Bedingung, daß die Kurfürsten erklärten: Karl sei einstimmig oder doch von der Mehrzahl verworfen, ihn aber wollten sie ohne Bestechung erwählen und berufen. Nachdem er hierüber die bündigsten Versicherungen erhalten, wurde er von den dem baierischen Hause ergebenen Fürsten am 30. Januar 1349 zu Frankfurt zum Könige gewählt, und erhielt von dem Pfalzgrafen Rudolf bei Rhein noch überdies die heiligsten Versicherungen, daß sie ihm Beistand leisten und sich ohne seine Einwilligung weder mit Karl noch mit dem Papste vertragen wollten. Sein Kriegsruhm, seine Schätze, die Früchte vieler glücklichen Kämpfe, und die Gunst seiner Anhänger versammelten bald zahlreiche Genossen früherer Thaten, und andere kriegslustige Schaaren um ihn, und unerschrocken rückte er in das Feld zur Behauptung seiner Krone. Ein Chronist von der baierischen Partei erzählt, daß er vor den kriegerischen Talenten seines Mitbewerbers sehr

wenig Respect gehabt habe; als Karl nämlich Castel bei Mainz zum Sammelplatz seiner Schaaren bestimmt, habe er für denselben Tag dort ein Turnier angeordnet. Die Thatsache ist unrichtig, es steht vielmehr fest, daß seine Truppen gegen die des Grafen Eberhard von Wirtemberg mehrere unglückliche Gefechte bestanden. Aber allerdings zog es Karl dessenungeachtet vor, seine Erfolge durch andere Mittel als durch Waffengewalt zu erreichen. Er untergrub den Boden, auf dem Günther fest zu stehen glaubte, nämlich die Treue seiner Partei. Zuerst gewann Karl den Pfalzgrafen Rudolf, dessen Tochter er seine Hand bot. Dadurch eröffnete er sich den Weg zur weitern Aussöhnung mit dem ganzen baierischen Hause, so daß Günther bald von Allen verlassen allein da stand. Zwar wich dieser, erbittert über solche Künste und Treulosigkeiten, auch jetzt noch nicht, sondern vertraute kühn seiner geprüften Tapferkeit, aber der starken Seele wurde nun auch der eigene Körper ungehorsam. Er erkrankte plötzlich, und obgleich dies zu einer Zeit geschah, wo eine fürchterliche Pest*) ganz Europa durchzog und fast die halbe Bevölkerung von Deutschland wegraffte, so wurde es doch den giftmischenden Künsten**) seiner Feinde zugeschrieben. So mußte sich Günther mit Karl zu Eltville vertragen, und überließ ihm gegen eine Summe von zwanzigtausend

---

*) Die Erscheinungen dieser großen Pest und ihre Wirkungen auf die Gemüther in Italien hat Boccaccio in der Einleitung zu seinem Decamerone vortrefflich beschrieben. In Deutschland bewirkte sie theils ein heftiges Aufflammen des Hasses gegen die Juden, deren in Oesterreich, Franken und in den Rheinländern Viele erschlagen wurden, theils einen Hang zu blutiger Selbstzerfleischung. Unter den kirchlichen Bußen standen die Geißelungen in sehr hohem Ansehen, und bei großen Unglücksfällen hielt man Geißelprocessionen für das beste Mittel, den Zorn Gottes abzuwenden. Im Frühlinge des Jahres 1349 bildeten sich aber förmliche Geißlergesellschaften (Flagellanten) in Oberdeutschland und verbreiteten sich über das ganze Reich, so wie über die benachbarten Länder. Sie trieben ihre Bußübungen nach einer festen Regel unter der Leitung ihrer eigenen Meister (magistri) ohne Mitwirkung des Klerus, und hielten die kirchlichen Heilmittel für schwächer; wie sie sich überhaupt in einer gewissen Opposition zur Kirche befanden. Clemens VI. verbot durch eine Bulle die Umgänge, drängte aber dadurch die Geißelbuße nur in die Verborgenheit zurück. Großer Mißwachs und Erdbeben waren übrigens der Pest vorausgegangen.

**) Man beschuldigte einen berühmten frankfurtischen Arzt, Freidank, daß er ihm das Gift in einem Heiltranke gereicht habe. Als er von Günther aufgefordert sei, zuerst zu trinken, habe er dies nur mit Widerstreben gethan und sei drei Tage danach gestorben. Eine Chronik sagt: miserabiliter intoxicatus est per consilium et auxilium ipsorum principum, welche letzteren Worte allerdings mit Palacky auch auf die Fürsten, die ihn gewählt, bezogen werden können.

Mark Silbers seine Ansprüche auf die Krone, deren Glanz seinen Tod noch verherrlichte; denn als er bald darauf am 14. Junius 1349 zu Frankfurt starb, ward ihm ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, wobei zwanzig Reichsgrafen seine Bahre trugen und Karl selbst mit vielen anwesenden Fürsten folgte. Danach wurden die noch obwaltenden Streitpunkte völlig ausgeglichen. Karl entsagte allen Ansprüchen auf Tyrol, Kärnthen und Görz, wogegen Ludwig die ehemals zu Brandenburg gehörige Oberlausitz an Böhmen überließ. Auf dem Reichstage zu Nürnberg sollte eine neue Untersuchung über Waldemar angestellt werden, zu dessen Aufopferung sich Karl jetzt sehr gern bereit zeigte. Ohne einmal dessen Ankunft abzuwarten, belehnte er Ludwig von Baiern mit den Marken, und verhieß, ihn mit dem Papste auszusöhnen, zu dessen Verdrusse Karl, auf ausdrückliches Verlangen der Wittelsbacher, noch einmal förmlich gewählt und gekrönt worden war. Die brandenburgischen Städte aber zeigten eine so feste Anhänglichkeit an den Mann, welcher ihnen das Glück der ascanischen Zeiten zurückzubringen verheißen hatte, daß gegen sie die Waffen ergriffen werden mußten. Nur nach langen und harten Kämpfen wurden sie allmählig wieder unterworfen. Noch vor Beendigung dieser Unruhen gab Ludwig die Herrschaft über so widersetzliche Unterthanen (1351) seinen jüngeren Brüdern Ludwig dem Römer (so genannt, weil er in Rom geboren war) und Otto, und übernahm dafür Oberbaiern, welches ihm wegen der Grafschaft Tyrol bequemer gelegen war. Der vorgebliche Waldemar verließ erst 1355 Brandenburg und begab sich nach Dessau, wo ihn die anhaltischen Fürsten bis an seinen Tod als ächten Markgrafen behandelten. Karl selbst gab um diese Zeit das Markgrafthum Mähren als böhmisches Lehen an seinen älteren Bruder Johann Heinrich, dessen Scheidung von Margaretha Maultasch nun auch von der Kirche bestätigt wurde, und das Erbland Luxemburg, welches zu einem Herzogthum erhoben ward, an den jüngern Bruder Wenzel.

Weniger um Italien wieder unter die Herrschaft des Reiches zu bringen, als um für seine Stellung in Deutschland des Ansehns und Glanzes der höchsten Würde nicht zu entbehren, entschloß sich Karl einen Römerzug zu unternehmen, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Für Gesichtspunkte, von denen noch sein Großvater bewogen worden war, blieb er, wie schon gesagt, unempfänglich, und es war daher vergeblich, daß ihn der unten zu erwähnende Cola Rienzi in Prag aufsuchte und für schwärmerische Pläne zu begeistern suchte; am wenigsten gefielen ihm die Mittel, welche dieser phantastische Advocat für die Herstellung des

imperium Romanum in Vorschlag brachte, der Umsturz nämlich aller bisherigen Mächte und Gewalten durch die Entfesselung der niederen Volksklassen. Eben so wenig Eindruck machten begeisterte Einladungsschreiben des Dichters Petrarca, die Rienzi überbrachte. Karl faßte auch hier, in seiner nüchternen Art die Verhältnisse und Menschen zu beurtheilen, nur das Praktisch-Mögliche ins Auge. Mit einer geringen Schaar brach er 1354 auf. In Oberitalien hatte sich unterdeß die Herrschaft der Visconti durch kluge Benutzung der Umstände und durch größere Mäßigung, als bei den übrigen Dynasten der italienischen Städte damals gewöhnlich war, immer weiter ausgebreitet, und alle durch diese Fortschritte Bedrohten waren in ein Bündniß zusammengetreten. Es kam zum Kriege; beide Parteien suchten den König zu gewinnen. Die Visconti boten ihm 200,000 Goldgulden für die Verleihung des Reichsvikariates, wofür dann Karl wenigstens bestrebt war, mit den Gegnern einen Frieden zu vermitteln; doch konnte er die Verbündeten nur zu einem Waffenstillstand bewegen. Darnach hielt er am 4. Jan. 1355 seinen Einzug in Mailand und wurde in der Kirche des heiligen Ambrosius gekrönt. Mit Florenz unterhandelte er so glücklich, daß sich die Bürger zur Zahlung von 100,000 Goldgulden anheischig machten, wenn er weder die Stadt selbst noch einen andern florentinischen Ort betreten wollte. Am ersten Ostertage des Jahres 1355 empfing Karl IV. die kaiserliche Krone zu Rom, unter wenig ehrenvollen Formen, wie ein Geschenk des Papstes, dem zu Gefallen er die Römer abwies, welche ihm die Herrschaft antrugen. Noch am Abend desselben Tages verließ er die Stadt, weil er, unter vielen anderen Versprechungen, die er dem heiligen Stuhle gethan als er durch dessen Einfluß gewählt wurde, auch gelobt hatte, nicht länger als einen Tag in Rom zu bleiben, und sich desselben in keiner Weise zu bemächtigen. Karl verschmähte es nach gefährlicherm Ruhme in Italien zu streben und kehrte, nachdem er also durch seinen Römerzug auch noch das Schattenbild kaiserlicher Hoheit über Italien vernichtet, unbekümmert um die Klage und den Spott der enttäuschten Italiener, insbesondere Petrarcas, und um die Verwunderung der übrigen Welt, nach Deutschland zurück, mit der Absicht, sich hier ein Verdienst zu erwerben, wie es die Zeit und die Umstände möglich machten.

Auf zwei Versammlungen, zu Nürnberg (Januar 1356) und zu Metz (December 1356) brachte er ein Reichsgrundgesetz zu Stande, dessen Hauptzweck war, dem Streit und Zwiespalt entgegen zu wirken, welche schon seit langer Zeit fast jede Königswahl zu einer Quelle von Unruhen für Deutschland gemacht hatten. Es wurde daher in dieser be-

rühmten Urkunde, welche unter dem Namen der goldenen Bulle — so genannt wegen der goldenen Siegelkapseln — bekannt ist, nicht allein die ganze äußere Feierlichkeit der Wahl festgesetzt, sondern vor allem die Personen der dazu Berechtigten bezeichnet und ihre Verhältnisse, deren Unbestimmtheit bisher vielfache Zwistigkeiten erzeugt hatte, gesetzlich geordnet. In dieser Beziehung baute die goldene Bulle auf den Grundlagen weiter, die bereits durch den Kurverein gegeben waren: es sollten sieben Kurfürsten sein und die Stimmen von den Fürsten geführt werden, die bereits der Sachsenspiegel nennt, von den drei geistlichen Erzbischöfen nämlich am Rhein, vom Hause Wittelsbach, von den Herzögen in Sachsen und den Markgrafen in Brandenburg, endlich von dem König von Böhmen. Da aber das wittelsbachsche wie das sächsische Haus in mehreren Zweigen aus einander gingen und selbst innerhalb der Familien Streitigkeiten über die Wahlstimmen obwalteten, so wurde zunächst festgesetzt, daß von den Wittelsbachern nur der Besitzer der Pfalz und der Mark Brandenburg, von den Askaniern in Sachsen nur der Inhaber von Sachsen-Wittenberg Kurfürst sein solle; zugleich ward verordnet, daß die Kurstimme an dem Lande hafte, womit denn zugleich für diese Territorien Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit sowie die Primogenitur-Ordnung in der Erbnachfolge festgesetzt ward. Die Entscheidung der Stimmenmehrheit bei der Königswahl ward nach Vorgang der Constitutionen von Rense definitiv festgestellt und damit aller fremde Einfluß abgewehrt. Ebenso ward die Rangordnung der Kurfürsten, „der sieben Leuchter, wie es im Eingange heißt, durch die das heilige römische Reich in Einheit des heiligen Geistes erleuchtet werden soll", dahin bestimmt, daß von den geistlichen Herren den ersten Platz Mainz, den zweiten Trier, den dritten Köln einnehmen, von den weltlichen Fürsten aber zuerst der König von Böhmen (falls er deutschen Geschlechtes), dann der Pfalzgraf, der Kurfürst von Sachsen, endlich der Markgraf von Brandenburg kommen solle. Für ihre Bevorzugung hatten alle Sieben besondere Reichshofämter zu verwalten; so war der Mainzer Erzkanzler durch Germanien, der von Trier Kanzler von Burgund, der von Köln Kanzler von Italien, der Böhme Mundschenk, der Pfalzgraf Truchseß, der Sachse Marschall, der Brandenburger Erzkämmerer. Bei Erledigung des Thrones hatten der Pfalzgraf in Rheinland, Schwaben und Franken, der Kurfürst von Sachsen im Norden das Reichsvikariat zu verwalten. Wichtiger war die Vergünstigung, die sie zu vollen Landesherren in ihren Territorien machte und sie in dieser Beziehung dem Kaiser gleich stellte, daß sie für ihre Staaten das sogenannte Privilegium de non evocando und de non

appellando erhielten, wonach ihre Unterthanen weder vor auswärtigen Gerichten belangt, noch deren Processe vor kaiserliche Gerichte gezogen werden, und gegen die Rechtssprüche der Landesgerichte keine Appellationen an Reichsgerichte stattfinden durften. Wenn ihnen nun außerdem noch die bereits erworbenen Regalien, die Bergwerke, Zölle, Münzen und der Judenschutz bestätigt und die Majestätsrechte des Kaisers auf sie übertragen wurden, wonach Verbrechen gegen sie nach den Constitutionen der römischen Kaiser beurtheilt werden sollten, so waren dies Alles nur weitere Attribute ihrer neuen, von den übrigen Reichsfürsten abgesonderten, Stellung. — Die goldene Bulle enthielt in andern Capiteln noch Festsetzungen über den Landfrieden sowie über andere den gemeinen Rechtszustand betreffende Verhältnisse. Unter diesen sind diejenigen von Bedeutung, welche einzelnen Personen und Städten Einigungen unter einander versagen und den Städten die Aufnahme von Pfahlbürgern verbieten.

Die goldene Bulle ist früher in ihrem Werthe ebenso überschätzt worden, wie man sie in neuerer Zeit vielleicht allzu ungünstig beurtheilt hat. Sie hatte zunächst den Zweck, den Frieden im Reiche herzustellen; und wie die Fehden der einzelnen Reichsstände unter einander, so sollten gleicherweise die Zwistigkeiten über die Königswahl durch gesetzliche Bestimmungen geendet werden. Wenn nun mit Erhebung einzelner weniger Fürsten, die dem Kaiser fast gleichgestellt wurden, der innere Zusammenhang des Reiches gefährdet und die eigentliche Reichsgewalt gelähmt ward, so darf andrerseits nicht übersehen werden, daß Karl nur das unter die Form des Gesetzes brachte, was thatsächlich bereits Herkommen war. Konnte es doch auch scheinen, als gewährte die Bevorzugung jener Sieben eine Aussicht und Wahrscheinlichkeit, die übrigen, welche hinter dem Kurfürsten zurückblieben, um so mehr unter die Centralgewalt zu beugen. Aber in Wahrheit kam es dem Kaiser weniger darauf an, ob das Reich durch die neue Form zusammengehalten würde oder nicht, da er selbst daran dachte, dasselbe aufzulösen und es stückweise an das einheitlich regierte und neben Deutschland fast selbständige Böhmen anzufügen*). In Böhmen war Alles dazu angethan, eine sichere Grundlage für eine allmählig weiter greifende und die Umgebung aufzehrende Macht zu bilden, und wenn die Hoffnungen des Kaisers in Erfüllung gegangen wären, so würden unter seinen Nachfolgern auch die Kurfürsten ungeachtet ihrer neugewonnenen Stellung sich der von Böhmen heraus-

*) Vgl. die feine, doch nicht völlig zutreffende Beurtheilung der Verhältnisse bei Droysen, Gesch. der preuß. Politik I. S. 175.

wachsenden Centralgewalt haben fügen müssen. Daher war Karl's Thätigkeit, wie wir sofort zu erzählen haben werden, vornehmlich und fast allein seinen Erblanden zugewandt. Allein seine Erwartungen erfüllten sich nicht. Gerade die Bevorzugung der Kurfürsten gab diesen alle Mittel in die Hände, in ihren Besitzungen sich zu Landesherren im ganzen Umfange des Worts zu erheben, und ihre Herrschergewalt wie ihre besonderen Interessen zum Hauptziel der politischen Thätigkeit zu machen; das Verhältniß zum Kaiser dagegen und dessen höheres Ansehen immer mehr bei Seite zu schieben. Ebenso sahen sich die anderen Fürsten, welche bisher an Einfluß und Macht den Kurfürsten nichts nachgegeben hatten, veranlaßt, auch jetzt ihnen nachzustreben und die in ihren Landen Eingesessenen gleichfalls in Unterthanen zu verwandeln. Unter diesen Umständen blieb denn den kleineren Ständen, der Ritterschaft und den Städten kein anderer Ausweg übrig, als sich nach dem Vorgange des rheinischen Städtebundes, der schweizer Eidgenossenschaft und anderer, durch Verbindungen gegen die drohende Gefahr zu schützen, den größten Theil ihrer Selbständigkeit an die mächtig um sich greifenden Fürsten zu verlieren. Allein auch dieser Ausweg erwies sich auf die Dauer als unzulänglich, und ihre Selbständigkeit schwand dennoch allmählig dahin. So war es denn später leider nicht mehr möglich, eine neue Gesammtorganisation herzustellen, weil die Fäden der nationalen Entwickelung zerschnitten, die gesundesten und bildsamsten Elemente des Volks, die Städte und der freie Reichsadel, ohne lebensfähige Existenzformen gelassen waren, der Versuch Karl's aber an seine Hausmacht auf eine neue Weise die Regierung Deutschlands anzuknüpfen, scheiterte nicht nur, sondern verschuldete auch für die Zukunft der Nation die immer tiefer gehende Zersplitterung.

Wir wenden uns von dem Reiche zu den Erbländern des Kaisers, auf deren Gedeihen und Vergrößerung er, wie gesagt, angestrengte Sorgfalt und einsichtige Thätigkeit verwandte. Es gelang ihm, zwei der wichtigsten Landschaften, welche Ludwig der Baier seinem Hause gewonnen, demselben zu entreißen, und dadurch dessen Ansehen wieder in die Reihe der übrigen Fürsten hinabzudrücken. Karl benutzte eine Spannung, die zwischen Ludwig dem Römer und Otto von Brandenburg einerseits und ihrem Bruder Stephan in Niederbaiern andrerseits herrschte, um sich von Jenen auf den Fall ihres kinderlosen Absterbens die Erbfolge versprechen zu lassen. Dieser Fall war nahe daran einzutreten, da Ludwig 1365 ohne Erben starb, und Otto in einer unfruchtbaren Ehe mit der Tochter des Kaisers, Anna, lebte. Aber Otto, ein Fürst ohne Kraft und Selbst-

thätigkeit, wie es sein Beiname der Finne oder Faule bezeichnet, und von fremden Einflüssen abhängig, bereute seinen Vertrag mit Karl, und traf Anstalten, die Mark seinem Hause zu erhalten. Da eilte der Kaiser mit bewaffneter Macht nach Brandenburg (1373), und zwang den schwachen Kurfürsten im Lager von Fürstenwalde, ihm noch bei seinen Lebzeiten das Land gegen ein Jahrgehalt abzutreten. Die Niederlausitz hatte er schon früher mit Erlaubniß der brandenburgischen Kurfürsten von dem Markgrafen von Meißen als Pfandinhaber eingelöst. Auch Tyrol, um welches Kaiser Ludwig sich mit den Luxemburgern verfeindet und die Ruhe seines Lebens zum Theil aufgeopfert hatte, ging seinen Nachkommen eben so schnell verloren. Margarethe Maultasche, die ihren Gemahl den Kurfürsten Ludwig und dann ihren einzigen Sohn Meinhard überlebte, schenkte nach dem Tode des Letztern (1363) diese ihre Grafschaft dem Herzoge Rudolf von Oesterreich, dem Sohne Albrecht's des Weisen. Außerdem vollendete Karl den Plan seines Vaters Johann, alle schlesischen Fürsten in Lehnsabhängigkeit zu bringen, indem er sich zum dritten Male mit der Nichte des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und Jauer, der allein noch seine Unabhängigkeit behauptete, vermählte, und dadurch den Heimfall dieser beiden Fürstenthümer an sein Haus anbahnte, wie er in der That 1368 erfolgte. Da nun zu jener Zeit auch die Herzoge von Mecklenburg Lehnsträger Brandenburg's waren, so erstreckte sich die unmittelbare Herrschaft Karl's des Vierten im Osten Deutschland's über alle germanisirten Länder der Slaven von der Donau bis zu den Meeresküsten.

Während das Ansehen des Reiches immer mehr zerfällt und die mächtigen Fürsten nur durch Vergebung und Veräußerung der noch übrigen kaiserlichen Rechte in Ruhe erhalten werden können, erheben sich dergestalt die Erblande des luxemburgischen Hauses, unter ihnen vor allen Böhmen, zu vorher nicht gekannter Blüthe und Bildung. Karl's erste Sorge war die Herstellung des inneren Friedens. Er selbst brach die Burgen, von denen aus das Land und die Straßen durch Räubereien unsicher gemacht wurden. Unermüdlich saß er zu Gericht vor den Thoren der Schlösser und auf den Märkten der Städte von früh bis Sonnenuntergang, und ein neues Gesetzbuch sollte den Böhmen den Segen einer ähnlichen Gerechtigkeitspflege und das Ende der Gewaltthätigkeiten auch für die Zukunft erhalten. In dem Schooße dieser Sicherheit sollten Handel und Verkehr empor blühen, wozu er die zweckmäßigsten und umfassendsten Anordnungen traf. Die Kirche bedachte er reichlich, sowohl mit erkauften Reliquien als durch fromme Schenkungen und Stiftungen,

deren Zeit in den übrigen Reichslanden fast schon vorüber war. Selbst gelehrt und wissenschaftlich gebildet, gründete er zu Prag nach dem Muster der Pariser Universität die erste Hochschule Deutschland's (1348), „damit die Böhmen nicht mehr genöthigt würden, ihren unablässigen Heißhunger nach den Früchten der Wissenschaft durch Betteln bei den Ausländern zu stillen". Umgeben von Künstlern, die er aus fernen Landen herbeiruft, schmückt er seine Länder mit herrlichen Kirchen, Palästen und Brücken, legt neue Dörfer und Städte an, und besetzt sie mit Ansiedlern. Flüsse werden schiffbar gemacht, der Ackerbau wird verbessert, Reben aus Burgund werden bei Melnik gepflanzt und gepflegt, und um kostbare Zeuge zu weben, erscheinen selbst Mohamedaner aus dem fernen Morgenlande in Prag. Und diese Sorge bezieht sich nicht nur auf seine Heimath, sondern die erworbenen Länder sind ebenso der Gegenstand seiner landesväterlichen Sorge. In Brandenburg wird ein Landbuch angelegt, die verpfändeten Theile werden eingelöst, die Elbe soll schiffbar gemacht werden, die Stadt Tangermünde, die der Stapelplatz für den Elbhandel werden soll, wird ähnlich begünstigt wie Prag.

So trat Böhmen, bis jetzt von den Deutschen als roh und barbarisch verachtet, durch Karl's Bemühungen mit in die Reihe der übrigen Länder des Reiches, und die Bildung, welche unter seinen Händen hier emporblühte, hat nach einem halben Jahrhundert die merkwürdigsten Früchte getragen. Wenn Karl deßhalb in Böhmen „der populärste König ist, der jemals das Land beherrscht hat", so pflegen die Urtheile der Deutschen über ihn desto verwerflicher zu lauten; schon Kaiser Maximilian nannte ihn „Böhmens Vater, des heiligen römischen Reiches Erzstiefvater". Er verdient diese Bezeichnung insofern, als er, wie bemerkt, die Aufgabe seiner Regierung in der Hebung seines Erblandes sah und die Kaiserwürde nur benutzte, um für den Aufschwung und die Ausdehnung desselben desto freier wirken zu können. Es würde die Folgezeit in unberechenbarer Weise umgestaltet haben, wenn es ihm gelungen wäre, das Reich zu einem Anhängsel Böhmens zu machen; und Deutschland mag sich Glück wünschen, daß seine nächsten Nachfolger seine Pläne nicht mit gleicher Ausdauer und Klugheit verfolgten. Nichts desto weniger ist seine Persönlichkeit wie seine Regierungsweise in mehrfacher Beziehung bedeutsam und außerordentlich, so daß sie unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Ordnungsliebe war der hervorstehende Zug seines Wesens; daher wußte er die wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrem Einflusse richtiger zu würdigen als irgend Einer zuvor, und war darum seinen Gegnern mit Hülfe seines Schatzes oft mehr überlegen als seine Vorgänger durch

die Gewalt der Waffen; überhaupt war er der erste Regent, der zu regieren und die Kräfte des Staatswesens in einem Mittelpunkte zusammenzufassen verstand.

Karl war von mittlerer, eher etwas kleiner Gestalt, sein Rücken ein wenig gebogen, Kopf und Hals vorhängend; er hatte ein breites Gesicht mit vorstehenden Backen, große Augen, kahlen Vorderkopf und dichten schwarzen Bart. In einfaches Tuch ohne allen Schmuck gekleidet, pflegte er, wenn er Audienz gab, sitzend weiches Holz zu schneiden, wobei er die Umstehenden anblickte; doch entging ihm kein Wort, und der auf der Stelle gegebene Bescheid war meist kurz und treffend *). Er sprach und schrieb fünf Sprachen, böhmisch, deutsch, lateinisch, französisch, italienisch, mit gleicher Fertigkeit, wie er denn überhaupt vielleicht der gelehrteste Kaiser des Mittelalters war. Seine letzten Tage wurden durch die Nachricht von dem in der Kirche ausgebrochenen Schisma erbittert. Er starb an einem schleichenden Fieber am 29. November 1378, nachdem er seine Länder so getheilt hatte, daß der älteste seiner Söhne, Wenzel, Böhmen mit Schlesien, Sigismund die Mark Brandenburg, der jüngste, Johann, die Lausitz erhielt.

---

## 17. Italien bis auf den Tod Karl's IV.

Nachdem die Macht Johann's von Böhmen wie ein Meteor kurze Zeit in Italien geglänzt hatte und dann in nichts zusammengesunken war, erregte der kühne Ehrgeiz des Mastino della Scala, der seinem Oheim Can im Jahre 1328 gefolgt war, und nun in seinem Streben nach Vergrößerung auch der bisherigen Bundesgenossen nicht schonte, allgemeine Besorgniß. Die Florentiner, denen er Lucca, welches ihnen nach Johann's Abzuge zu Theil geworden war, entrissen hatte, und in deren Gefahr alle Guelfen die ihrige sahen, Venedig, welches er durch willkührliche Zölle auf dem Po beeinträchtigte, und selbst die vorzüglichsten ghibellinischen Häupter, wie Azzo Visconti und Ludwig Gonzaga, der Herr von Mantua, verbanden sich 1337 gegen ihn, und zwangen ihn, alle seine Eroberungen wieder fahren zu lassen; doch blieb er im Besitz von Verona, Vicenza und Parma. Aber nun erhob sich in Azzo Visconti ein nicht weniger gefährlicher Gegner der unabhängigen Staaten Italien's. Er starb zwar schon 1339, aber sein Oheim und Nachfolger

*) Palacky, a. a. O. S. 411 fgd.

Luchino Visconti erbte mit seiner Macht auch seine Absichten. In den Krieg, welchen Florenz damals mit Pisa über den Besitz von Lucca, welches Mastino della Scala den Florentinern überlassen, die Pisaner aber besetzt hatten, führte, mischte er sich und half den Pisanern zu dieser Stadt, in der Hoffnung, sie späterhin selbst zu gewinnen. Noch ausgedehntere Entwürfe verfolgte nach Luchino's Tode (1349) sein Bruder Johann, der zugleich Erzbischof von Mailand war. Mit dem Schwerte in der einen und dem Bischofsstabe in der andern Hand, erwiederte er dem päpstlichen Gesandten, der ihn aufforderte, das eine oder das andere fahren zu lassen, stolz und kühn, er wolle mit dem Einen das Andere vertheidigen. Mit beiden schien er auch allen Mächten Italien's überlegen zu sein, und strebte nach nicht Geringerem als nach der Herrschaft über die ganze Halbinsel, wobei die Umstände ihn im hohen Grade zu begünstigen schienen.

Neapel war seit dem Tode Robert's und der Ermordung des Andreas (oben S. 154), von der Höhe gestürzt, von welcher herab der erste und zweite Karl und Robert das Schicksal des ganzen Italiens geleitet oder bestimmt hatten. Der König von Ungarn, Ludwig, war als Rächer seines ermordeten Bruders 1348 in Italien eingerückt und, ohne irgendwo Widerstand zu finden, an den Grenzen Neapel's erschienen, wo die Königin Johanna durch ihre Verheirathung mit Ludwig von Tarent, den man für einen Mitschuldigen an dem Morde des Andreas hielt, das Volk noch weit mehr gegen sich aufgebracht hatte. Da sich Niemand regte, um für sie gegen den furchtbar drohenden Feind die Waffen zu ergreifen, schiffte sie sich mit ihren Freunden und Schätzen nach der ihr gehörigen Provence ein, und Ludwig ward ohne Schwertschlag Herr des Königreichs.

Aber sobald er nach Ungarn zurückgekehrt war, verlangte der Wankelmuth der Neapolitaner wieder nach der geflüchteten Herrscherin. Von den Wünschen des Volks unterrichtet, kehrte sie noch in demselben Jahre in ihre Hauptstadt zurück, und suchte mit Hülfe deutscher Soldtruppen den Ungarn die von ihnen besetzten Theile des Reichs zu entreißen. Das ganze Land erlag unter der Habgier, Gewaltthätigkeit und Mordsucht der beiderseitigen fremden Söldnerhaufen, die, wenig geneigt sich zu bekriegen, darin einverstanden waren, das ganze Land auszuplündern. Im Jahre 1352 kam zwar ein Friede zwischen Johanna und Ludwig zu Stande, unter des Papstes Vermittlung, der die Königin für unschuldig an dem Morde des Andreas erklärte, anscheinend auf Grund eines förmlich angestellten richterlichen Verfahrens, hauptsächlich aber aus Dank-

barkeit, weil er durch dieses Schiedsrichteramt sich wieder als Oberlehnsherr des Landes anerkannt sah, und weil sie ihm Avignon und Venaissin für einen Spottpreis überließ. Ludwig räumte Neapel, und verschmähte dreimal hunderttausend Goldgulden, welche der Papst ihm als Schadenersatz zuerkannt hatte, weil er Gerechtigkeit, nicht Gewinn gesucht. Aber Neapel's Kräfte waren erschöpft. Das Land ward durch den Ungehorsam der mächtigen Barone und die Räubereien der Söldnerrotten, die ihr Wesen fortwährend trieben, verwirrt, und die Regierung richtete, was ihr an Kraft und freier Selbstthätigkeit übrig blieb, auf Sicilien, das, gleichfalls aufs tiefste zerrüttet und erschöpft, eine leichte Beute zu werden schien. Die Angelegenheiten des übrigen Italiens verlor die Königin darüber ganz aus den Augen.

Von dieser Seite durfte daher Johann Visconti keine Hindernisse für das Wachsthum seiner Macht fürchten. Er hatte sie eben wieder durch die Erwerbung des durch innere Parteiungen zerrissenen Bologna erweitert, ohne Scheu vor dem Papste, den er durch Geldsummen zu beschwichtigen wußte. Mastino della Scala, dessen Geist er noch zu scheuen gehabt hätte, starb plötzlich (1351), und seine drei Söhne erbten seine Herrschaft, aber nicht seine Kraft. Die sämmtlichen kleinen ghibellinischen Häupter hatte Visconti durch die Versicherung an sich geknüpft, daß es jetzt an der Zeit sei, den guelfischen Namen zu vernichten; ja es gelang ihm, sich Genua zu unterwerfen. Denn diese Stadt, von ihrer steten Feindin und Nebenbuhlerin, Venedig, damals in einem mit großer Erbitterung geführten Krieg aufs äußerste bedrängt, von einer schweren Niederlage auf dem Meere erschöpft, im Innern durch den Parteikampf des Adels und des Volks zerfleischt, und von Hunger bedroht, sah aus dieser vielfachen Noth keinen andern Ausweg, als den, sich in den Schutz des mächtigen Herrschers von Mailand zu begeben (1353). Der Erzbischof nahm förmlich Besitz von Genua; den Venetianern, welche ihm darüber den Krieg ankündigten, und mehreren lombardischen Häuptern, welche sich an sie anschlossen, um eine Macht, die Alles zu verschlingen drohte, zu unterdrücken, widerstand er glücklich. Obschon die Verbündeten durch Anwerbung der wüthenden Söldnerrotte des Fra Moriale*)

*) Solche Söldnerhaufen waren damals in Frankreich und Italien zahlreich vorhanden. Sie wurden von den kriegenden Parteien in Sold genommen, raubten und plünderten furchtbar, und setzten im Frieden, wenn sie entlassen waren, dieses Leben, zum großen Jammer der unglücklichen Landeseinwohner fort. Der oben erwähnte Haufe des Moriale bestand zum Theil aus Deutschen und andern Fremden, zum Theil aus Italienern, und bildete einen förmlichen beweglichen

ihre Macht auf dreißigtausend Mann gebracht hatten, konnten sie doch nichts Bedeutendes ausrichten. Vielmehr stand Visconti den Fürsten und Republiken, besonders den Florentinern, noch eben so furchtbar wie vorher gegenüber, und sann auf neue Vergrößerungs-Pläne, als sein plötzlicher Tod (1354) Alles veränderte.

Die nächste Folge desselben war ein Friede mit Venedig, welches jetzt gleichfalls der Ruhe bedurfte; aber die lombardischen Häupter glaubten ihre Absichten gegen die drei Neffen des verstorbenen Erzbischofs, Matteo II., Bernabo und Galeazzo II. Visconti, jetzt um so besser durchsetzen zu können, und griffen sie von allen Seiten an. Besonders thätig war der Markgraf von Montferrat, Johann II., der ihnen Asti, Novara, Chieri, Chierasco nahm. Das wichtige Bologna ward ihnen durch die Treulosigkeit ihres eigenen Statthalters, Johann's von Oleggio, entrissen; Pavia vertheidigte unter der Leitung des für sein Vaterland begeisterten und begeisternden Augustinermönchs Jacob Bussolari seine Freiheit gegen sie; Genua kündigte ihnen den Gehorsam auf, und machte sich wieder unabhängig. Auch die Gonzaga's und die della Scala's waren im Bunde gegen die Visconti, der bald noch bedeutendere Kräfte durch den Beitritt des Cardinallegaten Egidio d'Albornoz erhielt, eines Mannes von großer Einsicht und kühner Entschlossenheit, der, ein geborener Spanier, als Laie wie später als Erzbischof von Toledo sich die größten Verdienste um die Vertreibung der Mauren erworben hatte. Diesen hatte Innocenz VI., der Nachfolger des 1352 gestorbenen Clemens VI., nach Italien gesandt, um den Kirchenstaat wieder zu gewinnen, in den sich nach der Entfernung der Päpste aus Rom eine Anzahl kleiner Herrscher, die Malatesta in Rimini, die Polenta in Ravenna, die Manfredi in Faenza, die Ordelaffi in Forli und A. m. getheilt hatten. Die Meisten derselben hatte Albornoz schon entweder ganz verjagt, oder dem päpstlichen Stuhle zinspflichtig gemacht*), und trat nun dem Bunde um so

---

Staat im Kleinen. Moriale aber herrschte mit großer Macht und Strenge; er hatte einen Rath neben sich, und mancherlei Beamte, z. B. einen besondern Schatzmeister. Es dienten Männer vom besten deutschen Adel unter ihm.

*) Den meisten Widerstand that ihm Francesco degli Ordelaffi, ein wilder, grausamer Tyrann. Seit 30 Jahren lebte er im Banne. Sieben Priester, die nicht gegen das Interdict handeln wollten, ließ er lebendig schinden. Seine Gemahlin Marzia, aus dem Hause der Ubaldini, glich ihm wenigstens an Kühnheit und Kraft. Sie vertheidigte mit Hartnäckigkeit Cesena von den Mauern herab gegen den päpstlichen Legaten. Als dieser ihren Vater hineinschickte, ihr ehrenvolle Bedingungen anzutragen, wies sie denselben zurück und sagte ihm, als er sie einem Manne gegeben, habe er ihr befohlen, nur diesem zu gehorchen. Nur

eher bei, weil die Visconti die Vertriebenen schützten und selbst nach diesen Besitzungen strebten. Doch wußten Galeazzo und Bernabo (Matteo war gestorben) der furchtbar drohenden Gefahr durch schlaue Unterhandlungskünste zu entgehen. Es gelang ihnen, den vielköpfigen Bund aufzulösen, indem sie sich mit Einzelnen vertrugen, und das Verlorne zum Theil wieder zu gewinnen. Aber sofort arbeiteten sie von Neuem an ihren früheren Vergrößerungsplänen, und da sie besonders nach dem Wiedergewinne Bologna's begierig trachteten, reizten sie Urban V., den Nachfolger des 1362 gestorbenen Innocenz VI., gegen sich auf. Da Bernabo schon früher die an ihn geschickten päpstlichen Gesandten auf das ärgste mißhandelt hatte und von der Geistlichkeit die ansehnlichsten Summen erpreßte, bannte ihn Urban, und ließ in Deutschland und Italien das Kreuz gegen ihn predigen; der Cardinal Albornoz brachte einen neuen Bund der lombardischen Herren gegen die Visconti zu Stande. Aber diese, obschon im Kampfe nicht glücklich, ermüdeten die Gegner, und 1364 ward Friede geschlossen. Nicht lange, so begann das alte Spiel wieder, und die Verbündeten sahen sich von Neuem genöthigt zusammenzutreten (1368), diesmal außer dem Papste auch durch die Königin von Neapel und den Kaiser verstärkt. Urban verließ sogar deshalb, trotz aller Vorstellungen seiner französischen Cardinäle und des Königs von Frankreich, das mit allen Reizen eines friedlichen Genusses lockende Avignon; Karl IV. führte eine Schaar böhmischer, polnischer und deutscher Krieger herbei (1368). Aber obschon die große Söldnerrotte unter Bernabo's Sohne Ambrogio beim Eindringen in Neapel geschlagen und fast gänzlich aufgerieben wurde, spotteten die beiden Brüder doch auch diesmal ihrer Feinde, und nach einem kurzen Kriege bot der Kaiser die Hand zum Frieden, in welchem er dem Bernabo das Reichsvicariat in Mailand und seinen anderen Städten von Neuem bestätigte, und ihn in alle Rechte und Vorzüge, deren er wegen seines Krieges mit der Kirche beraubt war, wieder einsetzte. Auch der Papst verließ bald darauf (1370) Italien, und ging nach Avignon zurück, wo er noch in demselben Jahre starb. Die unersättliche Herrschbegierde der Visconti, welche aus jeder bestandenen Gefahr stets kühner und weiter um sich greifend hervorging, rief nachher noch mehrere Verbindungen gegen sie hervor, die aber eben so

---

erst als die Mauern durch Minen untergraben waren, und ein Thurm des letzten Stadttheils, in welchem sie sich noch hielt, einstürzte, mußte sie sich ergeben, weil ihre Söldner erklärten, nicht länger fechten zu wollen. Sie machte für Alle freien Abzug zur Bedingung, nur für sich selbst nicht.

wenig ihre Zwecke erreichten, als die früheren. Immer höher stieg die Macht des Viscontischen Hauses, und da sich die ersten Fürstengeschlechter Europa's mit ihm verschwägerten, so glaubte es auf diese Verbindungen auch immer kühnere Pläne des Ehrgeizes bauen zu dürfen.

Die Staatsgewalt, welche die Visconti in Mailand, so wie andere Häuptlinge in anderen Städten übten, war die Willkürherrschaft emporgestiegener Führer von Parteien. Nachdem der Blutbann und die obere Gerichtsbarkeit, welche ursprünglich in den Händen der Grafen gewesen war, an die Vögte der Bischöfe und von diesen an die Gemeinderäthe übergegangen war, hatte, wie wir oben gezeigt, Kaiser Friedrich I. den italienischen Städten in den Podesta obere Richter und Leiter der politischen Angelegenheiten zu geben versucht. Diese Würde ward späterhin als ersprießlich für das gemeine Wesen beibehalten, aber in der Art, daß sie immer nur einem Fremden, der in der Stadt keine Parteigenossen hatte, übertragen ward, und außerdem so beschränkt, daß dem Podesta nur die richterliche und polizeiliche Thätigkeit, keinesweges aber eine politische Macht blieb. In den Kämpfen der Zünfte und des Adels, der Guelfen und Ghibellinen im Innern der Städte sank das Ansehen der Podesta vollkommen herab, und die factische Gewalt kam an die, durch Tapferkeit, Einsicht oder bedeutende Verbindungen ausgezeichneten Parteiführer. Die Dauer der Kämpfe machte für die siegende Faction auch gewöhnlich die fernere Einheit der politischen Leitung, namentlich wo das Volk gesiegt hatte, wünschenswerth und nöthig, und so wurden die glücklichen Häupter der Zünfte oder des Adels, der Ghibellinen oder der Guelfen, unter dem Titel von Signoren, auch zu Oberhäuptern der Städte gewählt, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, mit zugemessener Besoldung, beschränkt durch ihnen zur Seite stehende republikanische Behörden und städtische Räthe, welche, je nachdem die eine oder die andere Partei gesiegt hatte, aus den angesehenen Geschlechtern, oder aus den Verordneten der Zünfte und Quartiere der Bürger zusammengesetzt waren. Bedeutende Fortschritte zur Unabhängigkeit machten die Signoren zuerst durch den Umstand, daß die Bürger es vorzogen, die Kämpfe außerhalb ihrer Ringmauern durch Söldner zu führen, statt selbst ins Feld zu ziehen; die Herren erhielten nun das Kommando jener Truppen, und weil die Besoldung durch ihre Hände ging, größern Einfluß auf das Steuerwesen der Städte, und damit Gelegenheit zu eigener Bereicherung. Ihre Stellung als Beamte der Republiken aber kam besonders dadurch in Vergessenheit, daß nach dem Beispiele Johann's von Böhmen, der Signore einer Stadt auch von Anderen an die Spitze gestellt wurde,

wenn man, ermüdet vom Kampfe der Parteien, glaubte, jener würde fähig sein, den Uebermuth der Factionen zu brechen und die Ruhe in der Stadt herzustellen. So wurden die Signoren mehrerer Städte von jeder einzelnen unabhängig; versuchte eine Gemeinde sich wieder selbständig zu machen, so konnte man sie mit dem Beistand und den Kräften der übrigen leicht unterwerfen. Mit dieser vereinigten Macht gelang es denn auch diesen Herrschern, Erwerbungen selbständig für sich, nicht für eine der ihnen unterworfenen Städte zu machen; und aus den Beiträgen Aller zur Besoldung der Kriegshaufen bildete sich leicht ein bedeutender Schatz des Oberhauptes. Das waren die Grundlagen, auf welchen sich die tyrannische Gewalt der Signoren erhob; die republikanischen Behörden blieben bestehen, man beschränkte aber ihre Wirkungskreise und griff ein, so oft man es für gut fand*).

In dieser gesicherten Stellung glaubten Galeazzo und Bernabo Visconti der Mäßigung früherer Vorsteher ihres Hauses nicht mehr zu bedürfen und verfuhren im Inneren ihrer Städte in einer Weise, welche mit dem Abscheu aller Zeiten gebrandmarkt ist. Das Gefühl der Unsicherheit reizte zu grausamer Vergeltung jedes ängstlich zugebrachten Augenblicks, so wie zu zügellosem Genuß jeder ruhigen Stunde, und die Langeweile bewies sich erfinderisch in Abwechselung von Qualen und Torturen der Unterthanen. Galeazzo war ein Freund der Wissenschaften, und fand großen Geschmack an Bauwerken, deren er mehrere durch Umfang, Pracht und Großartigkeit ausgezeichnete aufführen ließ; aber durch die unmenschliche Härte, mit der er den erschöpften Unterthanen die dazu erforderlichen Summen auspreßte, vernichtete er selbst das Verdienstliche dieser Unternehmungen. Um Geld für seine unaufhörlichen Kriegs- und Herrschaftspläne zu bekommen, verkaufte er alle Aemter, und zwang die Inhaber oft, die Kaufsumme jährlich von Neuem zu erlegen, so daß die Beamten sich nur durch ungeheure Bedrückungen bezahlt machen konnten. Von der Geistlichkeit wurden so viele Steuern erhoben, daß sie zuletzt ganz außer Stande war, noch irgend etwas zu zahlen, und der Erzbischof von Mailand von seinen reichen Einkünften fast nichts übrig behielt. Gefangene Rebellen ließ Galeazzo zwanzig Tage lang auf das Entsetzlichste und Gräuelvollste foltern, und dazwischen immer einen Tag inne halten, damit die Unglücklichen nur die ganze Reihe der Martern erduldeten. Bernabo war kriegskundiger als Galeazzo, aber wenn die Bedrückungen bei Diesem doch einen wesentlichen Zweck hatten, so übte

---

*) Leo, Geschichte von Italien, 3. Thl. S. 313.

er die Tyrannei nur aus Laune und Eigensinn. Seine Jagdgesetze waren so unmenschlich, daß diejenigen, welche ein wildes Schwein getödtet hatten, geblendet und dann gehenkt wurden. Zu der Jagd dieser Thiere hielt er fünftausend Hunde, für die er in Mailand ein großes Gebäude erbaute. Da er aber fand, daß sie hier nicht mit der gehörigen Sorgfalt verpflegt werden könnten, vertheilte er eine starke Anzahl derselben besonders an begüterte Landwirthe. Zwei Mal im Monat mußten sie dieselben bei einer eigenen Behörde, dem Hundeamt, vorführen, und wenn sie zu mager oder zu fett befunden wurden, traf den Ernährer schwere Strafe. In so schmählichen Banden ließ sich ein Volk halten, welches einst aus ungemessener Freiheitsliebe den mächtigsten Kaisern widerstanden hatte.

In demselben Jahre, in welchem Galeazzo starb, und seinen Theil an der Herrschaft seinem Sohne Johann Galeazzo hinterließ (1378), starb auch Urban's V. Nachfolger, Gregor XI., in Rom, wohin er sich begeben hatte, um die Städte des Kirchenstaats, deren größter Theil sich gegen die päpstliche Regierung empört hatte, wieder zum Gehorsam zu bringen. Die Römer, höchst mißvergnügt und aufgebracht über den Verlust an Ehre und Geld, welchen die Abwesenheit der Päpste ihnen verursachte, beschlossen diesen Todesfall zu benutzen, um sich einen Römischen oder wenigstens Italienischen Papst zu erzwingen. Geschreckt und geängstigt durch die drohende Volksbewegung, mußten die Cardinäle, die meist Französischer Abkunft waren, dem Drange nachgeben, und der Erzbischof von Bari ward unter dem Namen Urban VI. zum Papst gewählt. Allein an der Strenge und Härte dieses Mannes nahm die Mehrzahl der Cardinäle in Kurzem Anstoß. Sie sehnten sich nach dem heitern Avignon zurück, und erhoben, ermuntert von dem Könige von Frankreich, Karl V., und des Schutzes der Königin Johanna von Neapel versichert, zu Fondi, gegen Urban, den Cardinal Robert von Genf, der sich Clemens VII. nannte, auf den heiligen Stuhl. Dieser begab sich im folgenden Jahre nach Avignon, und so entstand das große Schisma der Abendländischen Kirche, das in einem früher nie dagewesenen Umfange die ganze Kirche und alle zu ihr gehörigen Fürsten und Völker in zwei große Parteien zerriß und die verderblichsten Folgen herbeiführte.

## 18. Cola di Rienzi*).

Mitten unter den Kämpfen und blutigen Verwirrungen Italien's steht vereinzelt eine seltsame Begebenheit, hervorgegangen theils aus der Geneigtheit der Menschen, an die Wahrheit und Dauer jedes Traumes zu glauben, der ihnen ein ruhiges irdisches Glück verheißt, theils aus jener schwärmerischen, auch das Volk durchdringenden Sehnsucht der Römer nach ihrer großen Vergangenheit, welche jetzt durch das eben neu erwachende Studium der alten Litteratur aus dem magischen Dunkel, welches sie bedeckt hatte, allmählig heller hervorzutreten begann. Um die Zeit, wo der Besitz der Kaiserkrone zwischen Karl von Böhmen und Ludwig von Baiern noch schwankte, trat in Rom ein Mann auf mit dem Vorhaben, den verschwundenen Glanz dieser Stadt aus der Gruft des Alterthums herauf zu beschwören. Er hieß Cola di Rienzi (eigentlich Niccolo di Lorenzo), und war in dem niedrigsten Stande geboren, seine Mutter war eine Wäscherin. Als Notar und Sachwalter ward er von selbst darauf hingewiesen, auf die Ausbildung von Wort und Rede Werth zu legen, das Beispiel und die Bekanntschaft mit Petrarca führte ihn zu dem Studium der Alten, sein phantastischer Sinn erfüllte sich mit wunderbaren Vorstellungen von der untergegangenen römischen Herrlichkeit. Der Glanz der Beredtsamkeit, die er aus Cicero, Cäsar, Livius geschöpft hatte, gab ihm bald so viel Ansehn und Bedeutung bei seinen Mitbürgern, daß er, als die Stadt Rom 1342 eine Botschaft an Clemens VI. nach Avignon schickte, um ihn zur Rückkehr einzuladen, zu einem dieser Gesandten und, obgleich der berühmte Petrarca sich unter ihnen befand, zum Wortführer erwählt ward. Er richtete seinen Auftrag mit so vielem Geschick aus, daß der Papst ihn reichlich beschenkte, ihn längere Zeit bei sich behielt und mit der Würde eines päpstlichen Notarius bekleidet 1346 nach Rom zurücksandte. Dieser Platz verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unmuth über das Verderbniß des Volks, und besonders über die Gesetzlosigkeit und die Gewaltthätigkeit, mit welchen der mächtige, kriegerische Adel Rom und das Gebiet der Stadt erfüllte, lauter auszusprechen; sei es, daß ihn sein phantastischer Sinn dazu antrieb, oder daß er, wenigstens im Anfange, nur einen in Avignon empfangenen Auftrag ausführte. Er beschloß, diesen Feind durch die

*) Vgl. Papencordt, Cola di Rienzi und seine Zeit, Hamburg und Gotha 1841.

aufgeregte Kraft der Menge zu bändigen und einen bessern Zustand zurückzuführen. Zuerst deutete er seine Wünsche und Hoffnungen durch ein Gemälde, welches er auf dem Capitol aufstellte, bildlich an. Hier zeigte sich auf dem von Stürmen bewegten Meere ein dem Versinken schon nahes Schiff ohne Segel und Ruder, auf dessen Verdeck eine Frau mit zerrissenem Gewande und aufgelöst'ten Haaren, die Arme gen Himmel gebreitet, gleichsam Rettung erflehend kniete, mit der Umschrift: „Das ist Rom." Andere schon zertrümmerte Fahrzeuge, durch die Namen Babylon, Jerusalem, Karthago bezeichnet, schwammen umher. Auf einer Insel zur Linken saß Italien, in der Gestalt eines Schaam erfüllten Weibes, und auf einer andern die vier Tugenden der Alten, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit; gegenüber der christliche Glaube, ausrufend: „Wo ist, wenn Rom vergeht, wohl meine Heimath!" Unter den Bildern von wilden und räuberischen Thieren waren die mächtigen Adligen dargestellt. Zunächst, am Pfingstfeste 1347, rief Cola seine Freunde zu sich, beklagte in einer feurigen Rede Rom's Schicksal, dem seine beiden Augen, der Papst und der Kaiser, entrissen seien, und zeigte darauf eine alte eherne Tafel mit dem Senatsschluß vor, durch welchen das römische Volk dem Kaiser Vespasian die verschiedenen Titel seiner Herrschaft übertrug. Rauschender Beifall bekundete, daß seine Mittel, die auf seine erregbaren Landsleute richtig berechnet waren, wirkten, und daß seine Ermahnungen in den Gemüthern der Zuhörer Anklang fanden.

Als Cola seine Entwürfe auf diese Weise vorbereitet sah, benutzte er die zufällige Abwesenheit Stephan Colonna's, des damals mächtigsten Parteiführers und anderer Dynasten, zog am Himmelfahrtstage auf das Capitol, und redete mit begeisterter Wärme von den Stufen herab zu den zahlreich versammelten Volkshaufen. Nachdem er den Mangel aller Zucht, Ordnung, Sicherheit und Ruhe innerhalb und außerhalb der Mauern dargestellt hatte, schlug er eine Reihe von Gesetzen vor, welche die schleunigste und gründlichste Abhülfe dieser Uebel verhießen. Es sollte in der Stadt eine bewaffnete Macht, für jedes der dreizehn Quartiere Rom's 25 Reiter und 100 Mann zu Fuß, zur Handhabung der Ordnung eingerichtet, die Zufuhr vom Meere her durch Wachtschiffe gesichert, Kornvorräthe aufgehäuft, dem Adel das Recht, Burgen und Thürme in der Stadt zu haben, genommen, und den Richtern die schnelle und sichere Bestrafung der Verbrecher zur Pflicht gemacht werden. Unter lautem Jubelruf stimmte ihm das Volk bei, welches sich durch den bestehenden Zustand längst schwer gedrückt fühlte, und ertheilte ihm alle

Gewalt, welche zur Ausführung seiner Absichten nöthig schien. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen eilte Stephan Colonna nach Rom, allein Cola befahl ihm sogleich schriftlich, die Stadt wieder zu räumen. Colonna zerriß das Schreiben. Da ertönte die Sturmglocke vom Capitol, die Bürger eilten zu ihren Fahnen und Geschwadern, und jener konnte nur mit Mühe ihrem Zorn entgehen. Dies Schicksal des angesehensten Adligen in Rom erschreckte die andern. Alle Barone verließen die Stadt ohne Widerstand, und verpflichteten sich durch einen Schwur, auch in der Campagna für Ruhe zu sorgen, die Sicherheit der Wege zu erhalten, Räuber nicht zu schützen und Rom's Zufuhr nicht zu stören. So konnte sich Cola rühmen, mit großer Leichtigkeit erreicht zu haben, was weder den Päpsten noch den Kaisern hatte gelingen wollen, den Römischen Adel zu bändigen, und innerhalb wie außerhalb der Stadt Frieden und Ruhe herzustellen. Es fragte sich nur, ob diese neue Ordnung der Dinge Bestand haben würde. Das freudetrunkene Volk, berauscht durch die in ihm neu erweckte Vorstellung von seiner Bedeutung und Souveränetät, ehrte seinen Vertreter durch den Titel eines Tribuns und Befreiers. Allen Mächten Italien's, dem Papste, dem damaligen Kaiser Ludwig und anderen auswärtigen Fürsten machte Cola seine Erfolge durch Briefe bekannt, in welchen er sich nannte: „Nicolaus, der Strenge und Gnädige, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, und der Römischen Republik berühmter Befreier.“ Die Italiener forderte er auf, Gesandte zu einer großen Versammlung zu schicken, um einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten. Ohne Waffen, bloß mit einem silbernen Stäbchen in der Hand, reis'ten die Boten, welche diese Briefe trugen, ungehindert.

Fast überall fand das durch seine Neuheit Staunen erregende Unternehmen Beifall und Lob. Von den Gemeinden Toscana's erhielt Cola glückwünschende, hochtönende Briefe und ehrenvolle Gesandtschaften. Luchino Visconti versprach ihm seine Freundschaft, und ertheilte ihm Rathschläge über die Grundsätze der Regierung und über die Mittel, den Adel zu züchtigen. Die Königin Johanna von Neapel behandelte ihn mit großer Auszeichnung, der Ungarische König Ludwig forderte ihn auf, den Mord seines Bruders an den Thätern zu rächen, selbst der Kaiser Ludwig soll eine heimliche Botschaft an ihn haben abgehen lassen, um seine Händel mit der Kirche durch ihn zu enden. Wäre Cola entschlossener und klüger, weniger Abenteurer und mehr Politiker gewesen, es hätte ihm nicht fehlen können, mit Hülfe der von ihm angeregten demokratischen Bewegung Großes und Dauerndes zu erreichen. Allein so viel Beifall raubte dem Tribun die einzigen Mittel ferneren Gelingens,

Mäßigung und Besonnenheit. Eitelkeit und hoffärtiger Stolz bemächtigten sich seiner Seele. Seine Frau und seine Anverwandten, alle aus niederm Stande entsprungen, ließ er öffentlich nie anders, als in feierlichen Aufzügen erscheinen, von den vornehmsten Leuten Rom's begleitet. Er, der Alles durch seine Feindschaft gegen den Adel geworden war, ließ sich selbst durch einen Adligen zum Ritter schlagen und diese Feierlichkeit mit unerhörter Pracht vollziehen. Sein thörichter Hochmuth überstieg hier alle Schranken. Am Abend vorher badete er in einer porphyrnen Wanne, in welcher, der Sage nach, Constantin der Große die Taufe empfangen hatte. Bei dem großen Zuge, der bei dieser Gelegenheit veranstaltet ward, erhob er sich plötzlich, und forderte mit lauter Stimme den Papst auf, mit allen Cardinälen nach Rom, dem Sitze seiner Kirche, zu kommen, eben so Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, die um den Thron stritten, nebst allen Kurfürsten, um ihr Recht auf die Kaiserwahl nachzuweisen; denn Wahl und Herrschaft gehörten der Stadt Rom allein. Nach diesen Worten hieb er mit dem entblößten Schwerte nach drei Seiten in die Luft, mit dem jedesmaligen Ausrufe: „Auch dieses ist mein!“ Vergebens suchte der päpstliche Vicarius Einhalt zu thun. Sein schwacher Widerspruch wurde durch Kriegsmusik übertönt.

Weil er so den sichern Boden des Zusammenhanges mit der päpstlichen Macht allzu ungestüm verließ, und durch sein ganzes prahlerisches Benehmen, gab Rienzi seinen Gegnern gerechten Grund zu Tadel und Mißbilligung, und untergrub sich selbst seine Stellung. Da die Stimmung der Mächtigen ihn erschreckte, wußte er sich der meisten Glieder der Häuser Colonna und Orsini und mehrerer anderer Adligen zu bemächtigen, mit der Absicht, sie hinrichten zu lassen; dann aber, von dem Wanken der Volksmeinung unterrichtet und bedenklich, das Aeußerste zu wagen, bat er die Römer um die Aufhebung eines Urtheils, das er selbst gesprochen hatte. Allein er erregte dadurch weder Furcht noch Dank in den Gemüthern der Begnadigten, sondern heißen Durst nach Rache. Sie rüsteten sich, befestigten ihre Schlösser, und verschworen sich, den Tribun zu stürzen. Cola führte jedoch die Römer unerschrocken hinaus, und wenn er sich auch der Burgen nicht bemächtigen konnte, so blieb doch bei einem Gefechte unter den Mauern der Stadt der alte Stephan Colonna nebst einem seiner Söhne und vielen anderen Baronen. Anstatt aber den Sieg zu verfolgen, und nun im raschen Andrang dem betäubten Adel seine Zufluchtsörter zu entreißen, gefiel sich der Tribun vielmehr in noch größerer Prunksucht als zuvor, und verlor die kostbare Zeit mit Schwelgereien. Er plünderte die Reichen, versammelte das Volk nicht

wie sonst, und empörte die Menge durch hochfahrendes Wesen. An der Stelle, wo die Colonna gefallen waren, schlug er seinen Sohn zum „Ritter des Sieges,“ und besprengte ihn mit Wasser aus dem nahe gelegenen Graben, welches von dem Blute der Getödteten gefärbt war. Dem Legaten Bertrand de Deux, welchen der Papst zur Wahrnehmung seiner Rechte nach Rom sendete, ging er, bedeckt mit dem prächtigen Mantel, in welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten, den Feldherrnstab in der Hand und die Krone auf dem Haupte, wie ein neuer Imperator entgegen.

Schwere Steuern, die er ausgeschrieben hatte, um sich durch Geldmittel in seiner hohen Stellung behaupten zu können, und die Theuerung, welche in Rom durch die fortdauernden Plünderungen und Raubzüge der feindlichen Barone entstand, vollendeten die Unzufriedenheit des Volks mit seinem ehemaligen Befreier. Da trat der Legat öffentlich auf, erklärte Cola für einen Feind des Papstes und einen fluchwürdigen Ketzer, und setzte sich mit dem Adel in Verbindung. Der Graf von Minorbino, der sich in der Stadt befand, ließ sogleich an einer Befestigung arbeiten, um auch hier einen haltbaren Punkt gegen den Tribun zu haben. Cola suchte dies zu verhindern und ließ durch seine besoldeten Reiter einen Angriff machen (15. Decbr. 1347). Sie wurden zurückgeschlagen. Aber vergebens ertönte jetzt die Sturmglocke, die Fahnen des Volks der Quartiere wollten sich nicht zeigen. Da erkannte der Tribun den unterhöhlten Boden, auf welchem er stand, und Zagen und bange Feigheit ergriff ihn bis ins Innerste. Ueberall sah er Verräther. Laut weinend bat er das Volk um Mitleid, rühmte seine Verwaltung und schalt auf die Bosheit seiner Feinde. Aber Niemand hörte ihn und er eilte, an Allem verzweifelnd, sich in die Engelsburg zu verbergen. Auch hier gewann er kein Vertrauen, seine Herrschaft zu behaupten, als die Barone aus Furcht vor ihm noch drei Tage vergehen ließen, ehe sie sich in die Stadt wagten. So schnell endete das phantastische Unternehmen, die Staatsformen des Alterthums unter völlig umgewandelten Umständen wieder herzustellen, und mit ihnen das goldene Zeitalter auf Erden neu zu begründen; weil es nicht auf den Verhältnissen der Wirklichkeit, sondern auf träumerischen Gedanken beruhte, deren Ausführung noch nie und nirgends Bestand und Dauer hatte.

Cola entkam glücklich nach Apulien, wo er lange in einem Kloster versteckt lebte, und ging dann nach Prag zu Kaiser Karl IV., dem er näher anzugehören vorgab, als Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrich's VII. Er kündigte ihm an, daß Gott der Vater und der Sohn

die Welt bis zu dieser Zeit regiert hätten, daß sie aber künftig allein von dem heiligen Geist beherrscht werden sollte, versprach ihm auch, wenn er ihn vorausschicken wolle, seine Erhebung zum König von Rom zu bewerkstelligen. Aber Karl's Besonnenheit paßte, wie wir sahen, schlecht zu diesem Schwärmer, er behielt ihn eine Zeit lang bei sich, ließ sich seine Forderungen schriftlich aufsetzen, würdigte dieselben auch einer schriftlichen Antwort, schickte ihn dann aber nach Avignon zum Papste. Dies hatte Rienzi selbst gewünscht, weil er im Vertrauen auf sich und seine Thaten an seiner Rechtfertigung nicht verzweifelte. Wirklich wurde er auch auf dem Wege überall geehrt und feierlich begrüßt. Zwar ließ Clemens VI. ein richterliches Verfahren gegen ihn einleiten; aber er ward unschuldig befunden, da er erklärte, nur zur Beruhigung Rom's und zur Bändigung des Adels die Gewalt übernommen zu haben, nicht um des Papstes Ansehen zu schmälern; und Clemens' Nachfolger, Innocenz VI., glaubte sich sogar Cola's für seine Zwecke in Italien bedienen zu können. Als er, wie oben erwähnt ist, den Cardinallegaten Albornoz nach dem Kirchenstaat sandte, mußte Cola diesen begleiten. Kaum war er in Italien erschienen, als auch sogleich das römische Volk, das seit seiner Entfernung wieder unter den Gewaltthätigkeiten des Adels seufzte, sehnsüchtige Blicke auf ihn richtete, und ihn durch Gesandte einlud, nach Rom zu kommen. Unter dem Titel eines römischen Senators, mit welchem der Legat ihn auf Befehl des Papstes bekleidete, zog er an der Spitze von sechszehn Fähnlein deutscher und burgundischer Reiter, die er in Sold genommen, durch Triumphbogen in die Stadt ein (1354). Sogleich forderte er die Barone zum Gehorsam auf, und da die Colonna sich widerspenstig zeigten, begann er den Krieg gegen sie. Als der früher schon genannte Söldnerhauptmann Fra Moriale nach Rom kam, ließ er ihn gefangen setzen, und als einen Störer des allgemeinen Friedens und der Sicherheit, deren Befestigung sein Beruf sei, anklagen, verurtheilen und enthaupten. Ein vornehmer und sehr beliebter Römer, Pandolfo, fiel gleichfalls als ein Opfer seiner schonungslosen Strenge.

Allein dieses Mal war es ihm noch weit kürzere Zeit möglich, sein Ansehn zu erhalten. Die Klippe, an der er scheiterte, waren wiederum Abgaben und Steuern. Denn obgleich er seinen Haushalt mehr einschränkte als früher, so machte doch der Krieg gegen die Colonna große Kosten. Auch war er mehr oder weniger auf den Weg eingebogen, den die kleinen Tyrannen Norditalien's zu gehen pflegten; seine Stütze war nicht mehr das Volk, sondern die gemietheten Söldner. Das Mißvergnügen des Volks erwachte, auch die beiden Hinrichtungen schrieb man

selbstsüchtigen Absichten zu. Eines Morgens (8. Sept. 1354), als Cola noch auf seinem Lager ruhte, erhob sich plötzlich der Ruf: „Es lebe das Volk, es sterbe der Verräther!“ und bald wuchs die Zahl der herbeiströmenden Unzufriedenen zu einer ansehnlichen Menge. Der von Schrecken durchdrungene Senator traf keine Gegenanstalten, und sah sich bald mit dreien seiner Genossen allein. Im senatorischen Schmuck, das Banner des Volkes in der Hand, wollte er vom Fenster herab die Haufen anreden. Aber die Römer kannten den Zauber seiner Beredsamkeit zu gut. Lautes Geschrei übertönte seine Worte, Bolzen und Steine flogen als Antwort zu ihm hinauf. Schon bereitete sich die Menge, Feuer an den Palast zu legen; nichts blieb übrig als schnelle Flucht. In gemeine Kleidung gehüllt, wollte er sich durch den Haufen stehlen, aber die goldenen Ketten um die Arme verriethen ihn, er wurde an die Treppe des Capitol's geschleppt und dort schmählich ermordet. Seinen Leichnam zerrte das Volk durch die Straßen und hing ihn an den Galgen, dasselbe Volk, welches ihn früher zu den Sternen erhoben und durch seinen Beifallsrausch zu dem Taumel fortgerissen hatte, in dem er zweimaligen Sturz und zuletzt seinen Untergang fand.

---

## 19. Deutschland unter König Wenzel.

(1378—1400.)

Kaiser Karl's ältester Sohn Wenceslaus oder Wenzel, der nun die Regierung in Böhmen und Schlesien sowie in Deutschland antrat, war siebzehn Jahre alt, als der Vater starb. Dieser hatte ihn früh zum Herrscher erziehen lassen, aber in falscher Weise; schon als Kind war er gekrönt worden und nun mit den unhaltbarsten Vorstellungen von der Unfehlbarkeit seiner Einsicht und der Allgewalt seines Willens herangewachsen. Kein Wunder daher, daß seine guten Eigenschaften immer mehr von launischem Eigenwillen, von starrköpfiger Gewaltsamkeit, die zur Grausamkeit ward, verdunkelt wurden; denn von Natur war er wohlwollend, offen, gerecht und dabei gebildet und verständig, freilich auch ohne allen Ehrgeiz etwas zu schaffen und zu erreichen, ein Fehler, der schließlich in völlig träge Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt ausartete. Und war er selbst, bei so ungleichartiger Mischung von Eigenschaften, dem hohen Amte, welches er als Jüngling übernahm, kaum

gewachsen, so waren die Zeitverhältnisse nicht der Art, daß sie ihm die Last erleichterten. Die Kirchenspaltung setzte die ganze Christenheit in Aufregung; weder in Deutschland noch in Italien hatte die lange Regierung Karl's den Landfrieden aufrecht erhalten oder herstellen können; die deutschen Fürsten warteten auf eine Gelegenheit, die Ueberlegenheit Böhmen's und des Königs, der sie sich unter Karl's Regiment hatten beugen müssen, zu beseitigen; alle Stände dachten daran, den Zustand, welchen die goldene Bulle geschaffen, durch Ausdehnung ihrer oder Abwehr fremder Privilegien zu ihren Gunsten auszubeuten.

Dessenungeachtet ist nicht zu läugnen, daß Wenzel in den ersten zehn Jahren seiner Regierung den größten Eifer bewies, die ihm obliegenden Pflichten zu erfüllen*). Er ließ sich nicht dadurch irren, daß auf dem zuerst von ihm ausgeschriebenen Reichstage in Nürnberg nur wenige Fürsten erschienen, und sagte einen zweiten in Frankfurt an (1379), wo wenigstens festgesetzt ward, daß Deutschland an dem rechtmäßig erwählten Papste Urban VI. festhalte, worauf sich dessen Gegner, Clemens VII., nach Avignon begab. Für Böhmen behielt Wenzel die alten, von seinem Vater eingeschulten Räthe bei, und diesen war es vornehmlich zu danken, daß sich das Land die nächsten Jahre nach dem Tode Karl's einer allgemeinen Ruhe, Sicherheit und Zufriedenheit erfreute; ja Wenzel war bei dem Volke noch beliebter als sein Vater, da er ein ebenso guter Wirth als dieser, doch weniger Steuern verlangte. Mit der Zeit starb aber dieser bewährte Kreis aus, und wie nun Streitigkeiten zwischen der Krone und den Ständen, besonders mit dem Erzbischof von Prag, Johann von Jenstein, begannen, so erhob Wenzel in seinen Rath nur Günstlinge, die seinen Launen nachgaben. Noch immer wohlmeinend, ward er doch schon rücksichtslos, weil er sich um Kleinigkeiten kümmerte, z. B. verkleidet die Straßen durchlief, um die Unterschleife der Gewerbsleute zu entdecken, und dabei viel zu rasch und willkürlich Gerechtigkeit übte. Dazu kam, daß er sich der Leidenschaft der Jagd, die nur in späteren Jahren durch die Trinksucht verdrängt wurde, allzusehr hingab. Er blieb ganze Wochen lang in den Wäldern, ohne sich um die Geschäfte zu kümmern, und kaufte eine Menge von großen Jagdhunden auf, von denen die bevorzugten sogar sein Schlafgemach theilten und deren einer wahrscheinlich seine erste Gemahlin, Johanna von Baiern, als sie sich zufällig aus dem Bette erhob, erwürgt hat.

Im Jahre 1393 erhoben sich zwischen dem Erzbischof und dem

*) Palacky, a. a. O. III. S. 15

König ernstere Zwistigkeiten. Der Erstere war in früherer Zeit ein Glied der lustigen Gesellschaft am königlichen Hofe gewesen, hatte sich dann, erschreckt durch den plötzlichen Tod des Erzbischofs in Magdeburg, einem ernsteren Leben zugewandt, und hielt nun eifersüchtig auf seine geistlichen Vorrechte. Schon hatte er Wenzel's Zorn durch einen Bannspruch über einen seiner Günstlinge gereizt; als er dann aber, bei der Wahl des Abtes in Kladrau, einem oft geäußerten Wunsche desselben entgegen trat, ward dieser in solche Wuth versetzt, daß er, da der Erzbischof selbst sich durch die Flucht rettete, dessen Räthe gefangen nehmen ließ und grausam mißhandelte. Den Official Nicolaus Puchnik ließ er auf die Folter spannen, den Mitgliedern des Prager Domcapitels schlug er mit seinem Degenknopfe blutige Wunden in den Kopf; am schlimmsten erging es dem erzbischöflichen Generalvicar Nicolaus von Pomuk, der in seinen Augen der schuldigste war; er ward gleichfalls auf die Folter gespannt, wobei Wenzel selbst das Henkeramt verrichtet haben soll, und zum Uebermaß, als er schon halbtodt war, von der Prager Brücke in die Moldau gestürzt (1393)*).

In der Familie des Königs herrschte nicht das gute Einvernehmen, das Kaiser Karl, so lange er lebte, aufrecht erhalten hatte. Besonders war es sein Vetter Markgraf Jobst (Jodocus) von Mähren, der von Ehrgeiz und Habsucht gespornt bei jeder Gelegenheit seinen Vortheil auf Kosten des Königs verfolgte. Schon hatte ihm Wenzel's Bruder, Sigismund, der, als Schwiegersohn Ludwig's des Großen von Ungarn, die Verwaltung dieses Reiches übernommen hatte, die Mark Brandenburg abgetreten; auch in den Besitz von Luxemburg war er gelangt. Als nun in Folge des grausamen Verfahrens Wenzel's gegen die Geistlichkeit ein Bund der Führer des böhmischen Adels gegen den König zusammentrat, um die Günstlinge vom Hofe zu verdrängen, machte Jobst mit den Aufständischen gemeinsame Sache; auch Sigismund und Albrecht von Oesterreich traten gegen den König auf. Im Jahre 1394 ward dieser auf einer Reise in Beraun überfallen und gefangen nach Prag gebracht. Zwar blieb er nicht lange in Haft, weil sein jüngerer Bruder Johann von Görlitz sowie Jobst's Bruder, Procop, seine Partei nahmen, und weil die Prager Bürger gegen den Adel auftraten; auch mochten die Mahnungen der deutschen Stände, die ihren König nicht beschimpft wissen wollten, ihren Eindruck nicht verfehlen. Allein sein Ansehen war gebrochen, seine Gegner behielten übermäßigen Einfluß auf die Regierung,

*) Vgl. Otto Abel, der heilige Nepomuk.

und er selbst verlor das sittliche Gleichgewicht, ergab sich immer mehr dem Trunke, und „sank zu der Nullität eines Unmündigen herab."

Begreiflicher Weise war ein Fürst wie Wenzel, der in seinem Erbreich sein Ansehen so wenig aufrecht erhalten konnte, für Deutschland so gut als nicht vorhanden, wiewohl er einige Mal in die Bewegungen einzugreifen suchte, welche das Reich, und zwar besonders den südwestlichen Theil desselben, damals verwirrten. Wir haben schon oben angedeutet, wie die kleineren Stände des Reiches ihre Kräfte gegen die größeren durch Einigungen verstärken mußten, wenn sie ihre Selbständigkeit nicht widerstandslos aufopfern wollten. So schlossen sich den Waldstätten, wie erwähnt ist, mehrere Reichs- und Landstädte an. Ein zweiter Mittelpunkt solcher Verbindungen wurde Schwaben, wo die Bürger gegen das Haus Wirtemberg und andere Fürsten zusammentraten, wie die Bauern gegen Oesterreich; es waren oft über dreißig Städte, die so zusammentraten, meist standen Ulm und Eßlingen an der Spitze. Oefters gelang es ihnen, die fränkischen Städte zum Beitritt zu bewegen, und einige Mal waren sie nahe daran, ganz Schwaben in ein städtisches Gemeinwesen zu verwandeln, mit Herabdrückung des Adels und Entfernung der Landesherren, wie dies in Helvetien im Lauf der Zeit wirklich erreicht worden ist. Karl IV., der die Städte in der goldenen Bulle nicht gerade begünstigt hatte, trat ihnen doch auch nicht überall gegenüber, sondern nahm eine vermittelnde Stellung zwischen den Fürsten und Städten ein, je nachdem er durch seine Interessen bestimmt ward und weil er die Einen gegen die Andern zu benutzen suchte. Bei der Schroffheit dieser Gegensätze war an eine Aufrechterhaltung des Landfriedens nicht zu denken, und dies um so weniger, da nun ein dritter Stand, die Ritterschaft, die bei dem Obsiegen der einen oder andern Seite immer nur verlieren konnte, zu demselben Rettungsmittel griff wie die Städte. Schon etwa seit dem Jahr 1367 bestand in Schwaben eine mächtige Gesellschaft von Adligen, die sich von dem Tage ihrer Vereinigung Martinsvögel nannten und unter der Führung der Grafen von Eberstein mit den Wirtembergern herumstritten. Andere später hervortretende Vereinigungen waren die Gesellschaft mit dem Löwen, die von St. Wilhelm, von St. Georg, die Schlegler: alle in Bezirke, Kreise und Reviere abgetheilt, unter Hauptleuten und Räthen, und verpflichtet, sich unter einander nicht zu befehden. Der Bund der schwäbischen und fränkischen Städte stand diesen Gesellschaften kräftig entgegen; zuweilen aber neigte sich selbst der Adel, sonst voll Neid auf den Reichthum der Städte, auf ihre Seite, wenn sich anderer Seits die Fürsten zu mächtig erhoben. Durch diese,

bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich wendende Eifersucht geschah es, daß zuweilen Fürsten, Grafen und Herren zu Städtebündnissen, Städte aber zu Adelsgesellschaften traten. Diese Massen kämpften fast unaufhörlich gegen einander, ihre Friedensverträge waren nur Waffenstillstände. An das Reichsoberhaupt wurde dabei wenig oder gar nicht gedacht. Wenzel kam zwar in den ersten Jahren seiner Regierung nach Deutschland, wo nicht sein kaiserliches Ansehen geltend zu machen, doch um die Streitigkeiten zu vermitteln. Es war dies aber schwer, nachdem 1381 die Städteeinungen in Schwaben, im Elsaß und in Franken sich durch das Bündniß zu Speier eine Verfassung gegeben hatten und zu bestimmterem Bewußtsein von ihrer Bedeutung gelangt waren. Nicht, daß sie in ähnlicher Weise die untersten Volksklassen in Bewegung gesetzt hätten, wie dies in den gleichzeitigen Städteerhebungen in England, Frankreich und Flandern geschah; dazu waren in Deutschland auch die Zünfte und Gewerke zu aristokratisch angelegt. Aber sie mehrten ihre Macht täglich, indem sie die Gutsunterthanen der Landherren, ja ganze Flecken und Dörfer in ihr Pfahlbürgerthum aufnahmen und ihren Gegnern Einkünfte und Gebiet entzogen. Schon traten viele vom niederen Adel in den Dienst der Städte, auch einzelne aus dem höheren (wie der Henneberger zu Nürnberg), schon wuchs die Zahl der Bundesglieder über die vierziger Zahl hinaus, und der Gedanke, mit der Hansa in Norddeutschland Verhandlungen anzuknüpfen, lag nahe genug. Wenzel's Vorschlag auf dem Nürnberger Reichstage, daß ganz Deutschland in „vier Parteien" (Landfriedenskreise) getheilt werden sollte, wogegen alle einzelnen Einungen aufzuhören hätten, wurde von den Städten zurückgewiesen, weil er den Fürsten und Herren allein Vortheile einzuräumen schien und sie vor Gewaltthätigkeiten nicht sicher stellte. Dagegen gelang es ihm 1384 die sogenannte Heidelberger S t a l l u n g, freilich nur auf vier Jahre, zu Stande zu bringen, die ihn als Haupt des Ganzen anerkannte, alle besonderen Bündnisse bestehen ließ und festsetzte, daß die Fürsten ihre Vasallen von Schädigung abhalten, die Städte keine Unterthanen oder Gebiete der Fürsten aufnehmen sollten. Wenzel ging darauf nach Böhmen zurück, ohne sich weiter um den Verlauf der Dinge zu kümmern, die nun an verschiedenen Stellen einem verschiedenen Ende zudrängten.

Der Erzbischof Piligrin von Salzburg hatte sich, um Sicherheit gegen seinen Feind, den Herzog Friedrich von Baiern, zu finden, in den schwäbischen Städtebund begeben. Als er nun 1387 von den Baiern niedergeworfen und gefangen ward, ergriffen die Städte sofort die Waffen,

der Adel aber schloß sich in diesem Kampfe, der den Stolz und Freiheitssinn der Bürger brechen sollte, an die Fürsten an. Der Krieg verbreitete sich mit großen Verheerungen über Baiern, Schwaben, Franken und die Rheingegenden. Unter den Fürsten und Herren war besonders Graf Eberhard II. von Würtemberg, genannt der Greiner (d. i. der Zänker), thätig, und führte den Hauptschlag aus. Im Jahre 1377 war sein Sohn Ulrich bei Reutlingen entscheidend geschlagen worden; Eberhard hatte damals das Tischtuch zwischen sich und dem Sohne zerschnitten, weil er ihm Schuld gab, die Flucht der Würtemberger begonnen zu haben. Jetzt galt es für den Vater, dem drohenden Aufstreben der Städte endlich ein Ziel zu setzen, für den Sohn, jene Schmach abzuwaschen. Nun traf er bei Döffingen am 23. August 1388 mit seiner und seiner Bundesgenossen Kriegsmacht auf das städtische Heer. Zuerst schien sich das Glück für das letztere zu entscheiden: Graf Ulrich fiel tödtlich verwundet. In diesem für das Glück seines Hauses und die Erhaltung aller Fürsten bedenklichen Augenblick rief der alte Eberhard: „Niemand acht' auf meinen Sohn, daß er erschlagen ist; und fechtet mannlich, da die Städte alle dahinten fliehen"*). Mit diesen Worten drang er auf die Nürnberger, die wirklich alsbald flohen, und der Tag von Döffingen wurde ein großer Siegestag der Fürsten und des Adels. Da nun zugleich die rheinischen Städte von dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, und die fränkischen von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem Burggrafen von Nürnberg geschlagen wurden, so war die Macht der Bürger bedeutend erschüttert. Sie mußten ihren besondern Bund aufheben, und einer allgemeinen Landfriedenseinigung beitreten, welche Wenzel auf einer Fürstenversammlung zu Eger (1389) auf sechs Jahre verkünden ließ, in welcher jedoch den Städten so viel nachgegeben ward, daß neben den vier Obmännern des Landfriedens, welche die Fürsten zu setzen hatten, auch sie gleichfalls vier erwählen sollten, während der neunte vom König zu ernennen wäre. In der That war jetzt für einige

---

*) Stälin a. a. O. S. 346. Nach der Schlacht erhielt Graf Eberhard die Nachricht von der Geburt eines Urenkels, worauf er ausrief: „Sei es Gott gelobt, der Fink hat wieder Saamen". An Eberhard's Seite soll auch Wolf von Wunnenstein mitgefochten haben, sonst ein alter Feind des Grafen, der ihn einst in Wildbad überfallen hatte; aber hier war er erschienen, weil es den Städtern galt. Nach der Schlacht lud ihn Eberhard zum Siegesmahl nach Stuttgart ein, aber Wolf wandte sein Roß und rief: „gute Nacht, es steht in alten Rechten!" trieb auch sogleich im nächsten Dorfe eine Heerde Vieh davon. „Das alte Wölflein hat wieder Kuhfleisch geholt!" sagte Eberhard lächelnd.

Zeit Ruhe; da aber nach dem Tode Eberhard's des Greiners (1392) die Schlegler sich wieder mächtiger ausbreiteten, entstanden auch von Neuem Gegenbündnisse der Fürsten und Städte und damit die alten Parteiungen. König Wenzel hatte übrigens schon seit einigen Jahren den Städten seine Gunst mehr als früher zugewandt; ihre Niederlage bei Döffingen war daher die Ursache gewesen, daß er eine Zeit lang daran dachte, die Krone niederzulegen, während umgekehrt die Fürsten davon redeten, ihn abzusetzen.

---

## 20. Siege der schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel.

(1386—1411.)

Wurde die Schlacht bei Döffingen für die Größe des Städtebundes der Wendepunkt zum Niedergange, so datirt von demjenigen Kampfe der Fürsten und Herren auf der einen, der Bürger und Bauern auf der andern Seite, der kurz zuvor in der Schweiz ausgefochten ward und den entgegengesetzten Ausgang hatte, die Bestätigung und der Aufschwung der schweizerischen Unabhängigkeit. Wenige Jahre vor jener unglücklichen Schlacht hatten die schweizerischen, die fränkischen und die schwäbischen Gemeinden das gleiche Ziel ihres Strebens erkannt, und waren zu Constanz (1385) in einen großen Bund, der über sechzig Mitglieder zählte, zusammengetreten. Herzog Leopold von Oesterreich, Albrecht des Weisen vierter Sohn und Herr der Besitzungen des Habsburgischen Hauses in Elsaß, Schwaben, der Schweiz und Steiermark, gewahrte die drohende Gefahr dieser Verbindung. Durch geschickte Unterhandlungen suchte er die Einigung zu trennen, und der Widerspruch der Waldstätte, welche keinen Krieg außerhalb ihrer Berge wollten, unterstützte ihn. Nachdem es so weit gediehen war, daß er gewiß sein konnte, die Schweizer würden die schwäbischen Städte nicht zur Hülfe aufbieten, beschloß er, sich mit seiner ganzen Macht auf die Ersteren zu werfen, um diese zunächst völlig zu vernichten. Viele Ritter und Herren — unter ihnen Graf Eberhard von Würtemberg — die in Leopold die Blume und Zier der Ritterschaft sahen, und seine Gesinnungen gegen Bürger und Bauern theilten, schlossen sich an. In einer Zeit von zwölf Tagen ward den Eidgenossen von hundert sieben und sechzig Geistlichen und

Weltlichen Fehde angesagt, und Leopold sammelte zu Baden die adligen Schaaren um sich.

Bern, von den Waldstätten zur Hülfe gemahnt, entschuldigte sich mit dem noch dauernden Stillstande und der Nothwendigkeit gegen eigne und nahe Feinde gerüstet zu sein, und vergalt den Dienst bei Laupen nicht. Aber eifriger waren die von Zürich, welche die Habsburgischen Schlösser im Thurgau anfielen; und die Eidgenossen vertrauten Gott und ihrem Arme, und erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Kampfes. Ihr Heer, nicht mehr als eintausend dreihundert Mann stark, stellte sich in einem Walde bei Sempach auf, einem Städtchen, welches ebenfalls von Oesterreich abgefallen war, drei Stunden von Lucern. Am 9. Julius 1386 sahen sie den Feind, eine prächtig gerüstete Ritterschaft, etwa viertausend Helme. Vor allem Volk glänzte Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters im sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachebegierig und durstig zur Schlacht. Die Ritter stiegen ab von den Pferden, weil die Gegend für Reiterei nicht bequem war, oder weil man für unredlich hielt, nicht mit gleichen Waffen zu streiten; das Fußvolk war zu weit zurück, als daß es hätte am Kampfe Theil nehmen können. In fester Ordnung, mit vorragenden Spießen erwarteten sie den Angriff. Als Einige den Herzog baten, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, sprach er: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen". Die Schweizer sahen nicht sobald ihre Feinde zu Fuß, als sie erst niederknieten und beteten*); dann in einen Keil gebildet stürzten sie auf die Ritter los, bemüht, die dicht gedrängte Schaar zu durchbrechen. Aber vergeblich; ihre leichte Bewaffnung vermochte nichts gegen den Wald von Stacheln und die Wand von Harnischen. Da schwenkte sich die starre Reihe, einen halben Mond zu bilden, und die Schweizer zu umzingeln.

Es war ein verhängnißvoller Augenblick. Aber die Schweizer ließen in ihrem Anstürmen nicht nach, und da sie viel beweglicher waren als die schwergepanzerten Ritter, so gelang es ihnen endlich, die eherne Mauer

*) „Wie das die Veind sahend, machten Si ein Gespött daruß, sprachend: die zagen Lüt fallend nieder uff de Knie, wellend uns um Gnad bitten." Tschudi. Die Darstellung von Johannes Müller, der wir im Ganzen folgen, hat Lorenz, Leopold III. und die Schweizerbünde, in vielen einzelnen Punkten nicht ohne Grund angefochten.

zu durchbrechen. Die Sage feiert einen Mann, der durch seinen freiwilligen Tod zuerst eine Lücke in die Reihen gebracht habe, Arnold von Winkelried aus Unterwalden. Als er gewahrte, daß alle Anstrengungen seiner Landsleute vergeblich seien, soll er ausgerufen haben: „ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder". Und somit sprang er an den Feind, umfing mit seinen Armen so viel Spieße, als er vermochte, und stürzte mit denselben durchbohrt zur Erde. Die dichtgeschlossene Kette war nun gesprengt; in die Lücke drangen die Eidgenossen und brachten Verwirrung unter die Ritter. Viele sanken nieder unter den Hellebarden der Schweizer, andere erstickten in der Schwüle des heißen Sommertages unter der schweren Rüstung. Da sah Herzog Leopold das Banner von Oesterreich sinken, und eilte es emporzurichten. Von Schmerz und Verzweiflung hingerissen, wollte er den Tod so vieler edlen Ritter nicht überleben, und stürzte sich in das dichteste Gedränge. Hier sank er im Getümmel zur Erde nieder. Als er in dem lastenden Harnisch voll Schlachtwuth rang, sich empor zu heben, kam ein Mann aus Schwytz. „Ich bin der Herzog von Oesterreich", rief ihm Leopold entgegen; aber Jener, der es nicht hörte, oder nicht darauf achten wollte, durchstach ihn. Seinen Leib deckte Martin Malterer, Ritter von Freiburg, mit seinem eignen.

Als der Herzog erschlagen war, wollten die Ritter zu den Rossen ihre Zuflucht nehmen, aber die Hinterhut war entflohen. Sie mußten ihr Leben so theuer als möglich verkaufen. Dadurch ward das Blutbad um so größer. Unter Denen, welche für das Haus Oesterreich gestritten, fiel der Schultheiß von Zofingen Niclaus Thut. Damit sich keine feindliche Gemeinde des Banners seiner Stadt zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, die Stange des Banners zwischen den Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „das Banner von Zofingen so zu hüten wie Niclaus Thut". Sechshundert und sechsundfunfzig war die Zahl der erschlagenen Grafen und Ritter; viele alte Häuser erloschen und der Glanz der fürstlichen Hoflager ging auf Jahre unter. Man sprach im Lande: „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel." Auch von den Eidgenossen fiel mancher wackre Mann. Gleich bei dem ersten Angriff war Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Lucern, gesunken. Als ihn ein Lucerner liegen sah, eilte er auf ihn zu, seinen letzten Willen zu vernehmen, und erhielt von dem Sterbenden den ächt republikanischen Bescheid: „Sage unseren Mitbürgern,

sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg."

Allein die Fürsten und Herren hofften noch immer sich einen günstigen Ausgang zu erzwingen. Sechs Tage nach der Schlacht wurden die Eidgenossen abermals gefehdet von funfzig vornehmen Herren und dem funfzehnjährigen Leopold dem Stolzen, des bei Sempach Erschlagenen Sohn. Es wurde indeß bald ein Stillstand vermittelt, der anderthalb Jahre dauerte. Mit dem Ablaufe desselben überraschten die Oesterreicher durch Einverständniß mit den Bürgern die Stadt Wesen, deren sich die Glarner während des Krieges bemächtigt hatten, und hieben den größten Theil der Besatzung nieder. Als aber hierauf die Feinde, etwa sechstausend an der Zahl, tiefer in das Land eindrangen, wurden sie am 9. April 1388 von fünf hundert Glarnern und wenigen anderen Eidgenossen bei Näfels mit großem Verluste aufs Haupt geschlagen. Es folgten andere glückliche Unternehmungen der Schweizer, so daß Oesterreich, erschöpft, durch Familienstreitigkeiten verwirrt und in anderweitige Händel verwickelt, da der ganze Aargau bedroht war, und im Thurgau die Treue wankte, sich 1389 zu einem siebenjährigen Frieden mit den Schweizern entschließen mußte. Diese behielten, bis auf Wesen, welches sie zurückgaben, Alles, was sie während des Krieges in ihre Gewalt gebracht, und versprachen nur, künftig keinem herzoglichen Unterthan das Bürgerrecht zu geben, wenn er sich nicht in ihren Städten niederließe. So endeten die Eidgenossen, ein Jahr nach der Schlacht bei Döffingen, diesen Krieg gegen die Fürsten und Herren zu ihrem unsterblichen Ruhme mit der Befestigung ihrer Selbständigkeit. Im Jahre 1394 wurde der Friede auf zwanzig Jahre erneuert.

Allmählig wurde der Kreis der für die Freiheit geschlossenen und behaupteten Vereinigung immer weiter. Zunächst nahmen die Appenzeller erst an den Thaten, dann an dem Bunde der Eidgenossen Theil. Ein Jahrhundert nach der Entstehung desselben erneuerten sie in ihren Thälern die Begebenheiten der Waldstätte. Die Abtei von St. Gallen besaß die Herrschaft über dies Bergland, und der damalige Abt Kuno, ein harter und strenger Mann, übte mannichfachen ungerechten Druck. Da standen die Appenzeller im Jahre 1400 auf, und vertrieben mit vereinter Kraft die Vögte der Abtei. Als Kuno nun in Verbindung mit einigen schwäbischen Reichsstädten wider sie auszog, sandte ihnen Schwytz Unterstützung, und auch Glarner Freiwillige stießen zu ihnen. Mit Hülfe derselben schlugen sie 1403 am Speicher die an Zahl ihnen weit über-

legenen Feinde. Der ganze Thurgau erschrak, und die schwäbischen Städte traten auf Vermittelung von Bern und Zürich von weiterm Kampfe zurück. Aber der Abt und der benachbarte Adel, dessen oft hart behandelte Unterthanen die Appenzeller in ihren Schutz nahmen, forderten den österreichischen Herzog Friedrich, den vierten Sohn des bei Sempach gefallenen Leopold, auf, als Haupt der Ritterschaft dem Untergange des Adels in allen oberen Ländern entgegenzutreten, und Friedrich beschloß den Krieg, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Zu diesen gesellte sich dagegen Rudolf Graf zu Werdenberg, erbittert auf Oesterreich, das ihm seine Stammburg entrissen; in einem Kittel von grobem Tuch, wie die Hirten des Landes, und barfuß, um auf den Rasen besser zu treten, führte er sie gegen einen feindlichen Haufen, der in das Land eindringen wollte, und half siegen in der Schlacht am Stoß (1405); ohne ihn erfochten die Appenzeller einen zweiten Sieg bei Wolfshalden gegen den Herzog selbst, der gleichfalls in ihre Thäler hatte dringen wollen. Die Ueberwinder eilten den Fliehenden nach, und setzten den Krieg in den nächsten fünf Jahren mit glücklichem Erfolge fort. In Tyrol und bis an die Thur waren ihre Feinde in Schrecken, und viele Bauern traten zu den Appenzellern. Doch was über ihre Landmarken hinauslag, vermochten sie nicht zu behaupten; nur die Freiheit innerhalb derselben ward gesichert durch ihre feste Vereinigung mit sieben Orten der schweizerischen Eidgenossen (Bern nahm keinen Theil daran), welche selbst dadurch neue Stärke bekamen. Oesterreich verlängerte 1412 seinen Frieden auf funfzig Jahre. So war seit der Sempacher Schlacht in diesen Landen die Ueberlegenheit gänzlich an das Volk gekommen.

---

## 21. Begebenheiten in Italien, König Ruprecht und die Kirchenversammlung zu Pisa.

Die Wahl des Papstes Clemens VII., mit welcher die große Spaltung der abendländischen Kirche begonnen hatte, war, wie bereits erwähnt ist, unter dem Schutze der Königin Johanna von Neapel geschehen, und Rachegedanken gegen diese gefährliche Feindin erfüllten das Gemüth Urban's VI. Johanna, welche einige Jahre vorher schon ein viertes Ehebündniß mit dem Herzoge Otto von Braunschweig (der aber den Königstitel nicht führte) eingegangen war, hatte dennoch keine Kinder, und ihr

nächster Erbe, Karl der Kleine*), hatte an dem Hofe seines Vetters, des Königs Ludwig's des Großen von Ungarn, wo er lebte, allen Haß dieses Fürsten und der Ungarn gegen Johanna eingesogen (oben S. 155 und 176). Von dieser Gesinnung die Erfüllung seines Wunsches hoffend, forderte Urban Karl und Ludwig auf, Johanna anzugreifen und vom Throne zu stoßen. Karl fand zu einem solchen Kriege bald noch dringendere Gründe als die Ermahnungen des Papstes, denn während er sich mit Plänen wider Johanna trug, wollte diese ihrerseits ihn von der Thronfolge ausschließen, und ernannte Ludwig von Anjou, einen Bruder des Königs von Frankreich Karl's V., zu ihrem Nachfolger im neapolitanischen Reiche. Mit größerer Heeresmacht, als der, die einst Karl von Anjou, um die Hohenstaufen ihres Erbes zu berauben, nach Italien geführt hatte, kam Karl der Kleine 1381, und wurde mit leichter Mühe Herr des Königreichs. Die Königin ließ er erdrosseln oder unter Federbetten ersticken, und als der von ihr berufene Erbe, Ludwig von Anjou, herbeikam, ihren Tod zu rächen und sich das Reich zu erobern, vertheidigte er sich nicht ohne Mühe, aber doch mit Erfolg gegen ihn. Auch befreite ihn der Tod bald von diesem Gegner. Indeß war Karl auf dem Throne noch keineswegs befestigt, er war mit dem Papste, der ihn beschützt hatte, zerfallen, und das jüngere Haus Anjou hatte unter den neapolitanischen Edeln noch eine zahlreiche und mächtige Partei. Dennoch ließ der ehrgeizige Karl sich von dem Glanze einer zweiten Krone blenden. Es war die von Ungarn, wo nach dem Tode Ludwig's des Großen (1382) seine Tochter Maria unter der Vormundschaft ihrer Mutter herrschte. Karl wollte den beiden Frauen das Reich entreißen, wurde aber wenige Monate nach seiner Ankunft in Ungarn auf Anstiften der verwittweten Königin ermordet (1386). Diese Unthat rief für beide Reiche unsägliche Verwirrung hervor. In Neapel standen zwei Parteien wider einander in den Waffen, die eine für den zehnjährigen Ladislaus, den Sohn Karl's, die zweite für einen andern Knaben, Ludwig II., Sohn des in Italien gestorbenen Ludwig von Anjou. Die Barone legten den Bürgern und Landleuten ihrer Partei, unter dem Vorwande, die Herrschaft des rechtmäßigen Königs aufrecht zu erhalten, schwere Schatzungen auf, und die Güter der Gegner verheerten sie mit Feuer und Schwert. Jede dieser Factionen lehnte sich an einen der beiden Päpste, welche aber ihrerseits nicht nur den Gegner zu verdrängen, sondern auch, statt des eignen Schützlings Vortheil zu wahren, das päpstliche Ansehn im Reiche zu befördern und zu erweitern trachteten.

*) S. oben S. 154 die Stammtafel.

Wenn Neapel durch diese innere Zerrissenheit alles Einflusses auf das übrige Italien beraubt war, so trat Mailand desto mächtiger hervor. Als Bernabo Visconti, dessen unerhörte Tyrannei sich von Jahr zu Jahr steigerte, seinen Neffen Johann Galeazzo der ererbten Besitzungen zu berauben und ihn selbst zu verderben trachtete, wurde er von diesem überlistet, gefangen genommen und, wie es heißt, im Kerker vergiftet. So war Johann Galeazzo im alleinigen Besitz der ganzen mailändischen Herrschaft, die er, ungeachtet ihrer Ausdehnung, noch unermüdet zu erweitern trachtete, ja er hoffte, ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. So wenig persönlichen Muth er auch besitzen mochte, indem er sich nie an der Spitze eines Heeres zeigte, und sich stets in wohlbefestigte Paläste verschloß: so wenig war er doch in seinen Unternehmungen scheu und zaghaft, vielmehr zu den kühnsten geneigt. An Umsicht, Schlauheit und feiner Beurtheilung von Verhältnissen und Characteren übertraf er alle Machthaber seiner Zeit, seine despotischen und ländergierigen Pläne wußte er meisterhaft in ein nationales Gewand zu kleiden. Er trat zuerst in Verbindung mit Franz Carrara, dem Herrn von Padua, Feltre, Belluno und Treviso, einem steten Feinde Venedig's, wider Antonio, Mastino's della Scala Enkel, den Gebieter von Verona und Vicenza; behielt aber, gegen den Vertrag, diese beiden Städte als Früchte des Sieges für sich, und vereinigte sich sodann mit Venedig wider seinen bisherigen Bundesgenossen. Carrara und sein Sohn fielen in Visconti's Gewalt; in ihre Länder theilten sich die Sieger. Von allen Herrschergeschlechtern, die sich seit dem Untergange der freien Verfassungen zwischen den Alpen und Apenninen erhoben hatten, waren nur noch vier, die von den Visconti nicht unterjocht und beraubt waren, Savoyen, Montferrat, Gonzaga und Este, von welchen das erste alle Händel mit Johann Galeazzo vermied, die drei übrigen seinen Winken und Eingebungen gänzlich folgten. Venedig hatte sogar seine Größe unweise befördern helfen. Nur Florenz und der jüngere Carrara, Francesco Novello, der aus seiner Haft entkommen war, kämpften muthig wider den Mächtigen für ihre und des ganzen Italien's Freiheit, ohne jedoch seine Gewalt, welche späterhin noch durch die Unterwerfung der Städte Pisa, Siena und Perugia vergrößert wurde, erschüttern zu können. Dieser fehlte indeß noch ein angemessener Titel, da Johann Galeazzo nur den eines Grafen von Virtu und, durch die Verleihung Heinrich's VII. an seinen Vorfahren Matteo, den eines kaiserlichen Statthalters führte. Hier kamen nun seinen Wünschen König Wenzel's Geldbedürfnisse und Gleichgültigkeit für die Ehre des Reiches zu Hülfe. Denn nachdem dem Könige

ein Plan, durch täuschende Versprechungen von Kriegshülfe von den Gegnern Visconti's Geld zu erlangen, mißlungen war, ließ er sich mit Diesem selbst in Unterhandlungen ein, und verkaufte ihm für eine Summe von hundert tausend Goldgulden den Titel eines Herzogs von Mailand, für ihn und seine Nachkommen, mit allen Rechten der Herzoge des Reichs (1395). Entfremdete der König dem Reiche dadurch zwar keine wirkliche Besitzung, so wenig als Johann Galeazzo einen Zuwachs an Macht erhielt, so erhöhte sich doch das Ansehn des letztern durch die Rechtmäßigkeit, deren Siegel der usurpirten Herrschaft seines Hauses jetzt aufgedrückt schien, und das Reich hatte wohlbegründeten Ansprüchen für die Zukunft entsagt. Die Städte, welche das neue Herzogthum in sich begriff, waren ungefähr dieselben, welche den einst so mächtigen lombardischen Bund gebildet hatten, an dessen Stärke und Freiheitsliebe alle Anstrengungen der großen Hohenstaufischen Kaiser gescheitert waren. So bedeutend war der seitdem eingetretene Umschwung der Verhältnisse.

Dies war der vielfach verwirrte Zustand Italien's. Die übrigen Staaten Europa's litten unter ähnlichen, zum Theil noch größeren Zerwürfnissen, während das Verderben, mit welchem barbarische Eroberer im Osten drohten, sich immer näher heranwälzte; aber nichts erregte in den geängsteten Gemüthern größere Sorge, als der fortwährende Zwist der Päpste. Im Jahre 1389 starb der römische Papst Urban VI., der, ein ächter Calabreser, seine Regierung durch Grausamkeit geschändet hatte. Fünf Cardinäle, die einer Verschwörung gegen ihn beschuldigt waren, ließ er furchtbar foltern, schleppte sie dann in Ketten mit sich umher, ließ sie in seiner Gegenwart nochmals eine schreckliche Tortur ausstehen, ohne ein Geständniß erpressen zu können, und endlich erdrosseln. Sein Tod hätte eine günstige Gelegenheit herbeigeführt, der Doppelherrschaft in der Kirche ein Ende zu machen; aber die römischen Cardinäle wollten von einer Anerkennung des Papstes zu Avignon nichts hören, und wählten Bonifacius IX., einen Neapolitaner, zum Nachfolger Urban's. So dauerte das Schisma fort, und mit ihm die großen Uebel, die es hervorgebracht. In allen Ländern der abendländischen Christenheit herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Jeder Papst verfluchte den Gegner und dessen Anhang zur Hölle, und legte ihm das Schandbarste zur Last, woraus nicht nur in den meisten Gemüthern, da die religiöse Ueberzeugung mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste fest verwachsen war, qualvolle Zweifel entstanden, sondern auch die Autorität des heiligen Stuhles selbst auf das tiefste untergraben und erschüttert wurde. In unerhörter Verblendung zerfleischte die Kirche ihre eigenen Eingeweide

und rüttelte gewaltig an den geheiligten Grundlagen der Religion und der Sittlichkeit. Ein deutscher Schriftsteller, Dietrich von Niem, der Geheimschreiber Urban's VI., erzählt weitläuftig, mit welcher Schamlosigkeit nicht nur Bonifaz selbst, sondern auch seine Mutter und Brüder, von dem Pfründenverkauf ihren Schatz zu füllen wußten. Leichtsinnigem und zügellosem Treiben ward eine breite Thür eröffnet; jedes Laster, jeder Frevel fand kirchliche Vergebung, wenn der Verbrecher von der Partei eines Papstes zur andern überging. Es fehlte nicht an den ernstesten und stärksten Bemühungen, dieser verderblichen Verwirrung ein Ende zu machen; besonders zeichneten sich die Theologen der Universität Paris durch großen Eifer aus. Aber es erforderte noch den Kampf einiger Jahrzehnte, um die Anmaßung und Selbstsucht, welcher die Päpste auf beiden Seiten das Heil der Christenheit opferten, zu besiegen. Als Clemens VII. 1394 zu Avignon starb, erhoben seine Cardinäle, den dringendsten Ermahnungen des Königs Karl VI. von Frankreich und der Pariser Universität zum Trotz, einen neuen Papst, den Cardinal Peter von Luna, der sich Benedict XIII. nannte. In Frankreich beschloß man nun, auf jede Weise die Einheit der Kirche wiederherzustellen. Es gingen Gesandte nach Deutschland, um die Fürsten des Reiches zur Mitwirkung aufzufordern. Wenzel, gedrängt von der Prager Universität, zeigte sich nicht abgeneigt, und hielt eine gemeinsame Berathung über diese Angelegenheiten mit Karl VI. zu Rheims (1398), wo man übereinkam, daß beide Päpste, nöthigen Falls durch Zwangsmaßregeln, zur Abdankung vermocht werden sollten. Der König von Frankreich übernahm diesen Beschluß bei Benedict durchzusetzen, indeß Wenzel den römischen Papst zur Entsagung bringen wollte. Als Benedict sich hartnäckig weigerte, gab Karl VI. seinem Marschall Boucicault Befehl, ihn im Schlosse von Avignon einzuschließen; und in der That ließ dieser, von den Bürgern Avignon's ohne Widerstreben aufgenommen, nur Holz und Lebensmittel in den Palast hineingelangen.

Inzwischen hatte Kurfürst Ruprecht von der Pfalz, genannt Klem, in der Stille seine Vorbereitungen getroffen, um sich selbst an Stelle Wenzel's zum König zu erheben. Zum Erzbischof von Mainz hatte er gegenüber der Wahl des Capitels den Grafen Johann von Nassau befördert, der auch trotz dem Einspruche Wenzel's mittels einer großen Summe Geldes seine Bestätigung bei Bonifaz IX. durchsetzte; dem Kurfürsten Ruprecht mußte er versprechen, „ihm zu allen Ehren zu verhelfen, darnach er stellen wollte". Eine schwere Krankheit Wenzel's, ein Aufstand des Herrenbundes in Böhmen und Zwistigkeiten in der

Familie des Königs hielten diesen in Böhmen fest, während sich in Deutschland die Beschwerden über den Mangel eines kräftigen Reichsregimentes von Tage zu Tage mehrten. Schon sprachen die rheinischen Kurfürsten, denen es gelungen war, viele Fürsten auf ihre Seite zu ziehen, davon, daß man einen neuen König wählen müsse, schon bezeichneten sie die Fürstenhäuser, aus denen sie allein ihren neuen Herrn nehmen wollten und ließen dabei, bezeichnend genug, die Luxenburger aus; allein Wenzel achtete die Gefahr nicht, die er durch sein persönliches Erscheinen in Deutschland, durch Heranziehen der Städte leicht hätte beseitigen können. Die Fürsten hielten Ende Mai 1400 einen Tag in Frankfurt, wo zwar in ihrer eigenen Mitte Zwist ausbrach, weil Rudolf von Sachsen seinen Schwiegersohn Friedrich von Braunschweig gewählt wissen wollte; aber der Letztere ward bald darauf bei einem Ueberfalle erschlagen, und, um die parteilosen Reichsstände über die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens zu beschwichtigen, beriefen sie Wenzel auf den 10. August nach Lahnstein, wo er sich über die ihm zur Last gelegten Verbrechen verantworten sollte. Der Papst Bonifacius verhielt sich schwankend und wartete den Ausgang ab. Natürlich erschien Wenzel auf die Ladung nicht. So schritten denn seine Gegner weiter. Auf einer nicht sehr zahlreichen Versammlung — es waren außer den vier rheinischen Kurfürsten nur zwei Fürsten und vier Grafen neben vielem gemeinen Volke anwesend — erklärten sie am 20. August Wenzel als „einen unnützen, versäumlichen, unachtbaren Entgliederer und unwürdigen Handhaber des Reiches" für abgesetzt, weil er als Schirmvogt der Kirche nicht zum Frieden verholfen, weil er das Reich geschmälert, namentlich den Visconti zum Herzog von Mailand erhoben, den Unruhen und Fehden im Reiche nicht begegnet und viele persönliche Grausamkeiten begangen habe. Die drei geistlichen Kurfürsten waren es denn auch, die am folgenden Tage, ohne auf die drei anderen Kurstimmen Rücksicht zu nehmen, ihrem Bundesgenossen Ruprecht die Krone übertrugen. Wenzel stellte die ganze Handlung als Hochverrath und Empörung dar, und die Mehrzahl der Stände hielt fortdauernd zu ihm. Der neuerwählte König hatte unter mehreren anderen den geistlichen Kurfürsten schriftlich gethanen Zusagen auch verheißen, das Herzogthum Visconti's aufzuheben, und dieses Land wieder unmittelbar zum Reich zu bringen. In Deutschland verschaffte ihm die Unthätigkeit Wenzel's, der inzwischen wieder von seinen Unterthanen in Böhmen gedrängt, ja in Prag belagert wurde, einen sehr leichten Stand; ja die meisten Reichsstände erklärten sich nach und nach mit der Neuwahl einverstanden. Ruprecht beschloß daher gleich nach Italien zu ziehen, und brachte mit vieler Mühe

ein Reichsheer von funfzehntausend Reitern zusammen; außerdem konnte er auf die kräftige Unterstützung der Florentiner und Franz Carrara's II. zählen. Aber an den Grenzen des Herzogthums Mailand, in der Umgegend des Gardasees, empfing ihn Alberico da Barbiano, Johann Galeazzo's erfahrener Feldhauptmann, an der Spitze von dreizehntausend Reitern und zwölftausend Fußgängern mit solchem Nachdruck, daß seine Truppen geworfen und zerstreut wurden (21. October 1401). Dieser einzige Schlag vernichtete alle Pläne Ruprecht's. Er unterhandelte zwar in Venedig und mit Florenz, um die Mittel zu neuen und weiteren Unternehmungen herbeizuschaffen, allein mit so geringem Erfolg, daß er unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren mußte.

Nach des Königs Abzug erhob sich Visconti um so furchtbarer. Schon im nächsten Jahre fiel das wichtige Bologna in seine Hände, und schon hatte er ein unfehlbares Mittel ergriffen, den einzigen Damm, der sich seinem Siegesstrome entgegenstellte, die Florentiner, niederzustürzen, indem er ihnen von Siena, Pisa, Perugia, welche seiner Herrschaft gehorchten, und dem neugewonnenen Bologna aus alle Handelswege und Zufuhren sperrte. Er war eben im Begriff, auch die letzte Straße nach Florenz, die von Lucca, abzuschneiden, und ließ die Kleinodien bereiten, in deren Schmucke er in jene Stadt einziehen und sich dort zum König von Italien krönen lassen wollte, als sein plötzlicher Tod (1402) die ganze Lage der Dinge veränderte. Mit ihm zerfiel sein Staat. Er hatte eine Theilung seiner Länder unter zwei noch unmündige Söhne, Johann Maria und Philipp Maria, angeordnet; aber es war Niemand, der in ihrem Namen das Ansehen des Herrschers hätte behaupten können oder wollen. In vielen Städten lebten die alten Parteiungen wieder auf; die Heerführer des verstorbenen Herzogs sowohl als die benachbarten Fürsten rissen bedeutende Stücke an sich. Besonders große Thätigkeit zeigte Franz Carrara, fand aber in diesem Bestreben seinen Untergang. Denn die Venetianer, von Johann Galeazzo's Wittwe, Catharina Visconti, Bernabo's Tochter, durch die Abtretung von Vicenza, Bassano, Feltre und Belluno zur Hülfe gegen ihn bewogen, und voll des alten Hasses gegen sein Haus, traten mit allen Kräften ihrer mächtigen Republik gegen den kleinen Fürsten auf. Vergeblich suchte dieser durch friedliche Anerbietungen ihren Zorn zu entwaffnen, vergebens den Andrang ihrer Waffen durch tapfere Vertheidigung abzuwehren. Er mußte sich immer weiter zurückziehen, verlor alle seine Schlösser und Städte, und hatte zuletzt nur noch das feste Padua, als seine einzige Hoffnung, inne. Endlich verlangten auch hier die Bürger, er solle die Stadt über-

geben, und während der darüber ausbrechenden Unruhen gelang es den Venetianern, sich eines Thores zu bemächtigen. Nun mußte Franz in einen Stillstand willigen und ging nach Venedig, um von der Gnade der Signoria einen Theil seiner Besitzungen zurückzuerhalten. Hier warf er sich dem Dogen Michael Steno zu Füßen. Aber umsonst; er wurde mit zweien seiner Söhne erdrosselt (1406). Auf die Köpfe zweier anderer, die sich nach Florenz geflüchtet, setzte die unversöhnliche Republik einen Preis. So unglücklich endete der Versuch, die Herrschaft der Carrara's wiederherzustellen. Alles, was ihnen oder den della Scala's gehört hatte, wurde eine Beute Venedig's, welches durch diese Erwerbungen von nun an auch als eine der bedeutendsten Landmächte Italien's auftreten konnte. Um dieselbe Zeit wurde Pisa von den Florentinern bezwungen, so daß durch den Anwachs der beiden Republiken allmählig ein Gleichgewicht der einzelnen Staaten in Italien entstand, wodurch die Begründung einer ähnlichen Uebermacht, wie die Visconti's vor Johann Galeazzo's Tode erlangt hatten, für die folgende Zeit verhindert worden ist. Auch Neapel, nachdem es sich der Anarchie entrissen hatte, konnte in diese Verhältnisse nicht mehr störend eingreifen; vielmehr wurde es selbst bald in ein System hineingezogen, welches durch die Beschirmung der kleineren Dynasten von Seiten einer benachbarten großen Macht gegen die andere, oder durch Bündnisse mehrerer gleich mächtigen, jeden Eroberungssüchtigen in gemessenen Schranken hielt. In Neapel war nämlich der junge Ladislaus unter den Stürmen und Gefahren der Bürgerkriege herangewachsen, und das Glück erklärte sich allmählig entschieden für ihn. Endlich zwang er seinen Gegner Ludwig II. von Anjou durch die Belagerung der Hauptstadt sich einzuschiffen, und ihm das Königreich ganz zu überlassen (1399). Aber damit begnügte sich sein Ehrgeiz nicht; eine Zeit lang trug er die Krone von Ungarn, mußte sie aber bald wieder aufgeben. Nun harrte er der Gelegenheit zu Erwerbungen, die näher lagen und leichter zu behaupten waren.

König Ruprecht mußte nach seiner Rückkehr in Deutschland erfahren, daß es ihm mit der Herstellung der gesetzlichen Ordnung, obschon er thätiger und wohlmeinender war als Wenzel, nicht besser gelang, als diesem. Es erging ihm, wie ein Jahrhundert früher dem König Adolf; der Erzbischof von Mainz, der ihn erhoben, und ihn fortwährend wie ein Werkzeug seiner Pläne brauchen und behandeln wollte, wurde sein Widersacher, als der König sich seiner Leitung entzog, und die Rücksicht auf ihn der Wohlfahrt des Reiches nachsetzte. Dazu kam, daß Ruprecht den Schein des Eigennutzes und der Härte nicht vermied, und sich da=

durch Feinde machte. Als er 1405 in die Wetterau zog, und dort einige Mainzische Vasallen verübter Räubereien wegen züchtigte, wurde der stolze Erzbischof so aufgebracht, daß er mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, der willkürlich Zölle eingerichtet, sich an den Herzog Ludwig von Orleans, den Bruder des Königs von Frankreich, zum Nachtheil des Reiches angeschlossen und dem König in diesen Punkten Gehorsam verweigert hatte, sowie mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg und einer Anzahl von Städten — voran das bedeutende Straßburg — zu Marbach einen Bund schloß, der unter dem Scheine des aufrecht zu erhaltenden Landfriedens im Grunde gegen den König gerichtet war. Ruprecht's Bemühungen, diesen Bund aufzulösen, waren vergeblich; es kam so weit, daß der Erzbischof von Mainz wider ihn rüstete, und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sich mit den einzelnen Gliedern der Verbindung zu vergleichen, und diese selbst als eine rechtmäßige anzuerkennen. Es hätte einer ganz andern Macht und ganz anderer Geistesgaben, als die seinigen waren, bedurft, um das so tief gesunkene deutsche Königthum wieder zu heben. Und wie gefährlich hätte dem Könige der Marbacher Bund werden können, wäre Wenzel der rechte Mann gewesen, ihn auf seine Seite zu ziehen. Aber es stand freilich um die Angelegenheiten desselben noch schlimmer als um die seines Gegners. Die Zwistigkeiten, die unter den luxemburgischen Prinzen bald nach Karl's IV. Tode ausgebrochen waren und, verbunden mit der Unzufriedenheit der Böhmen, schon einmal zur Gefangenhaltung Wenzel's geführt hatten, dauerten fort, da die Ursachen, des Königs Untüchtigkeit und Völlerei und seiner Verwandten Habgier und Ländersucht, nicht aufgehoben waren. So viel Böses nun auch Wenzel zur Last fällt, so hatte dennoch sein Bruder Sigismund kein Recht, die alten Auftritte zu erneuen, den König, nachdem er ihm kurz zuvor für große Geldsummen seine Hülfe zugesagt, zum zweiten Male gefangen zu nehmen, und ihn unter der Obhut der österreichischen Herzöge in Wien gefangen zu setzen (1402). Sigismund war nun der That nach Herr von Böhmen; aber als ihn bald darauf Unruhen der Ungarn und die Ankunft des Königs Ladislaus von Neapel, den die Empörer herbeigerufen hatten, nach diesem Lande zu eilen nöthigten, erhoben sich die Böhmen und vertrieben seine zurückgelassenen ungarischen Truppen, von welchen sie durch Wildheit und Zuchtlosigkeit schwer bedrückt worden waren. Auf diese Weise war das Land eine Zeit lang ganz ohne Herren und jedweder Frevel wurde ungestraft verübt, so daß Wenzel, als er nach einer neunzehnmonatlichen Gefangenschaft aus Wien glücklich entkam, mit Freuden wieder aufgenommen wurde.

Während die Staaten so unter unaufhörlichen inneren Unruhen litten, dauerte auch die ärgerliche und verderbliche Verwirrung der Kirche fort. Bonifacius IX. starb 1404 und sein Nachfolger Innocenz VII. 1406; aber man benutzte diese Todesfälle so wenig als den Urban's VI., um den Frieden wieder herzustellen. An die Stelle von Innocenz, der schon nach zwei Jahren starb, wählten die römischen Cardinäle Gregor XII. Dieser und sein Gegner Benedict, dem es gelungen war, die Aufhebung seiner Einschließung zu bewirken, täuschten die Christenheit mehrere Jahre mit vorgespiegelten Unterhandlungen über eine Ausgleichung, während keiner von ihnen im Ernst daran dachte, dem Besitz der päpstlichen Krone zu entsagen. So mußte wohl die Ueberzeugung allgemein werden, daß die Päpste selbst nichts thun würden, die heillose Spaltung zu heben, sondern daß die Kirche sich ohne ihre Häupter helfen müsse. Deshalb war man der Meinung, daß ein allgemeines Concilium zu berufen sei, welchem sich beide Päpste zu unterwerfen hätten; ein Ausweg, den die Universität von Oxford schon im Jahre 1398 vorgeschlagen hatte, und den auch die französische Regierung, obwohl sie (1403) zur Obedienz Benedict's zurückgekehrt war, lebhaft unterstützte. Nun entstand aber die Frage, wem bei dem Mangel eines allgemein anerkannten Oberhauptes der Kirche, das Recht, ein solches Concilium zu berufen, zustände. Einige schrieben dies dem Kaiser als dem höchsten Schirmvogt der Kirche zu; Andere, und zwar die Mehrzahl, glaubten nur die Cardinäle dazu berechtigt. Denn allerdings mußte im ersteren Falle die Frage entstehen, wer der rechtmäßige König sei; ob Wenzel, der im Reiche nichts mehr galt, aber in Italien und Frankreich anerkannt wurde, oder Ruprecht, der wenigstens Süddeutschland für sich hatte, wenn auch sein Ansehn im Norden des Reiches gering war. Glücklicher Weise entzweiten sich jetzt beide Päpste mit ihren Cardinälen. Gregor XII., von den Seinigen gedrängt, der Spaltung ein Ende zu machen, ernannte, um bei seinem weiteren Verfahren nicht von ihnen gehindert zu werden, eine Anzahl neuer, und zögerte auch, das versöhnliche Entgegenkommen Benedict's zu erwiedern, worauf ihn die älteren verließen und sich nach Pisa begaben; und als Benedict XIII. durch eine Versammlung der französischen Geistlichkeit und der Stände für einen hartnäckigen Schismatiker und Ketzer erklärt worden war, vereinigten sich mit ihnen auch die französischen Cardinäle. So konnten sie denn nun eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit veranlassen. Auf ihre Einladung traten am 25. März des Jahres 1409 zweiundzwanzig Cardinäle, vier Patriarchen, zwölf Erzbischöfe, achtzig Bischöfe, siebenundachtzig

Aebte, die Abgeordneten von funfzehn Universitäten und mehr als dreihundert Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts in Pisa zusammen. Es war nicht blos die Wiederherstellung der kirchlichen Eintracht, welche man von dieser Versammlung erwartete, sondern eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt, worunter man ins Besondere die Beschränkung der päpstlichen Gewalt verstand, so wie die Veränderung des aussaugenden Finanzsystems, das die Nachfolger Petri innerhalb der Kirche in Gang gebracht hatten, und dessen Druck man jetzt nicht nur von zwei Seiten empfand, sondern auch in einem höhern Maße als je vorher. Jedem der beiden Päpste machte seine Lage mehr Einkünfte nöthig, als früher der alleinige bedurft hatte; da sie aber doch nur die Hälfte davon erhalten konnten, so mußten sie sich durch Erpressungen helfen, welche die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustandes noch lebhafter erregten. Aber durch die Synode von Pisa wurde weder die eine, noch die andere der von ihr gehegten Erwartungen erfüllt. Sie entsetzte zwar Benedict und Gregor als Schismatiker, Ketzer und Meineidige, des Pontificats, und wählte ein neues Oberhaupt der Kirche, Alexander V., der bisher Cardinalerzbischof in Mailand gewesen war; aber das Schisma war dadurch, weil man nicht Sorge getragen hatte, die beiden anderen Päpste vorher zur Abdankung zu bringen, keinesweges gehoben, vielmehr erfolgte, was der deutsche König Ruprecht vorhergesagt hatte, daß nämlich statt der päpstlichen Zweifaltigkeit eine Dreifaltigkeit entstehen werde. Die Partei des zu Pisa aufgestellten Papstes blieb zwar die stärkere; allein an Benedict hielten Schottland und Spanien fest, an Gregor der römische König Ruprecht und der neapolitanische Ladislaus; wogegen das Concil seinerseits den König Wenzel für den rechtmäßigen erklärte. Eben so wenig wurde die gehoffte Umwandlung des Kirchenwesens erreicht. Man hatte nicht bedacht, daß die Uebel, welche die Kirche drückten, gar nicht einzig und allein von den Päpsten ausgingen, sondern nicht weniger von den Cardinälen und Bischöfen. Diese waren die Lenker der Synode, und boten natürlich zu einer Reformation, die sie zuerst betroffen haben würde, keinesweges die Hand. Schon am 7. August 1409 löste Alexander V. die Versammlung wieder auf, nachdem er allerdings zum Behufe der Kirchenreformation ein neues Concil auf das Jahr 1412 angesagt hatte. In Deutschland aber erhielt die Zwietracht zwischen Ruprecht und den Ständen durch die pisanische Synode neue Nahrung; denn wie der Erstere Gregor XII. zugethan blieb, so war der größte Theil der Letzteren auf Alexander's V. Seite, und Ruprecht, der täglich mehr empfinden

mußte, wie auch im Reiche sein Ansehn schwand, war eben im Begriff, gegen seinen alten Genossen Johann von Mainz, der nun sein bitterster Feind war, den offenen Krieg zu beginnen, als er plötzlich zu Oppenheim am 18. Mai 1410 starb. Er hatte im Besitze der Würde, die er durch Trug und Gewaltsamkeit an sich gebracht, ungeachtet redlichen Willens nichts als eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Kränkungen geärndtet. Wenige Wochen vor ihm starb auch Alexander V. und die Cardinäle beeilten sich, ihm in der Person des Cardinals Balthasar Cossa einen Nachfolger zu geben.

Die Staaten Ober= und Mittelitalien's hatten damals keinen gefährlichern Feind zu fürchten, als den König Ladislaus von Neapel, der mit der schlauen Staatskunst des Johann Galeazzo Visconti große persönliche Tapferkeit verband. Er strebte nicht nur nach dem Besitze von ganz Italien, sondern auch nach der Kaiserkrone, und darum war ihm das Schisma, das allen andern Fürsten so viel Unruhe erregte, erwünscht; denn er dachte während desselben sich ungestört im Kirchenstaate ausbreiten zu können. Auch mußte er fürchten, daß ein allgemein anerkannter Papst leicht wieder in Abhängigkeit von Frankreich gerathen und dann als Werkzeug dienen werde, dem jüngern Hause Anjou das Königreich Neapel zu verschaffen. Während er sich den Schein des eifrigsten Anhängers Gregor XII. gab, nahm er im Jahre 1408 Rom, in dem er sich schon ein Mal festzusetzen versucht hatte, ohne sich halten zu können, und hierauf noch andere Städte des Kirchenstaats. Die Florentiner, die sich zunächst von ihm bedrängt sahen, riefen, in Uebereinstimmung mit der Kirchenversammlung von Pisa und Alexander V., Ludwig II. von Anjou gegen ihn herbei. Die Neapolitaner mußten Rom verlassen, wo nun Papst Johann XXIII., der Nachfolger Alexander's V., seinen Sitz aufschlagen konnte (1411); aber trotz eines glänzenden Sieges, den Ludwig bei Rocca secca mit Hülfe der berühmtesten italienischen Hauptleute, die in seinem Dienste waren, erfocht, trieb Ladislaus ihn wieder zurück. Den Papst täuschte er durch Friedensunterhandlungen, wandte sich dann aber plötzlich gegen Rom und nahm die Stadt abermals ein, so daß Johann sich kaum nach Florenz retten konnte. Immer weiter wogte nun der Strom seiner Eroberungen, und den Florentinern schien der härteste Kampf bevorzustehen, als Ladislaus am 6. August 1414 an einer Krankheit, die er sich durch Ausschweifungen zugezogen hatte, starb, und Italien dadurch von der Furcht, seine Unabhängigkeit an diesen arglistigen Eroberer zu verlieren, befreit ward.

## 22. König Sigismund und die Kostnitzer Kirchenversammlung.

Es fehlte wenig, so hätte das deutsche Reich nach dem Tode Ruprecht's, wie die Kirche, drei Häupter in Streit und Kampf um die Krone gesehen. Denn während Wenzel fortwährend die Gültigkeit seines Rechts behauptete, zerfielen die Kurfürsten, die ihn abgesetzt, und an Ruprecht's Stelle einen andern König wählen wollten, unter sich; einige erklärten sich für Wenzel's Bruder, den König Sigismund von Ungarn; andere für den Vetter dieses Fürsten, den Markgrafen Jobst von Mähren. In der That fand in Frankfurt am 20. Sept. und 1. Oct. 1410 eine Doppelwahl statt, in der von den verschiedenen Parteien diese beiden Bewerber gekoren wurden. Beide Wahlen waren ungültig, da sie von einer Minderheit vollzogen waren, da auch Wenzel von Böhmen und der Kurfürst von Sachsen überhaupt gegen die Vornahme einer Wahl protestirt hatten, da es endlich fraglich war, wer das Recht habe, die brandenburgische Stimme zu führen; und es würde eine endlose Verwirrung gefolgt sein, wenn nicht Jobst, der große Lügner — wie ihn Eberhard von Windeck, der Geheimschreiber Sigismund's, nennt — am 8. Januar des folgenden Jahres 1411 zu rechter Zeit gestorben wäre. Nun trat nicht nur seine Partei zu Sigismund über, sondern auch Wenzel gab seine Zustimmung unter der Bedingung, daß ihm selbst der Titel als Kaiser oder älterer römischer König blieb.

Dem neuen Könige war die Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche besonders zur Pflicht gemacht worden, und er nahm sich in der That dieses Geschäftes mit dem löblichsten Eifer an. Die hellsehenden Zeitgenossen erwarteten freilich von dem Ende der Spaltung allein nicht die Heilung der vielen Uebel, welche auf der Kirche und durch sie auf dem ganzen Zustande der Gesellschaft lasteten. Es war eine Zeit großer Verderbniß und tiefen Sittenverfalls. In Italien zumal glichen jene um die Herrschaft kämpfenden Tyrannen den berufenen römischen Imperatoren des ersten Jahrhunderts an Blutdurst und Wollust, und manche Päpste und Cardinäle gaben ihnen darin nichts nach. Johann XXIII. war in früheren Jahren Seeräuber gewesen, und hatte die Cardinalswürde erkauft. Als die Herzogin Catharina nach Johann Galeazzo's Tode dem Papst Bonifacius IX. Bologna zurückgab, um vor den Truppen des heiligen Stuhles Ruhe zu haben, wurde er als Legat hierher gesandt, und benahm sich bald als unumschränkter Herr der Stadt, bezeichnete seine Regierung durch Erpressungen und Grausamkeiten, und

wälzte sich im Schlamm der niedrigsten Lüste. Alexander den V. lud er zu sich ein, weil Ladislaus damals Rom besetzt hatte, um ihn ganz unter seinem Einfluß zu haben, und nach dessen Absterben zwang er die in Bologna anwesenden Cardinäle ihn selbst zu wählen. Sogar den Tod seines Vorgängers durch Vergiftung herbeigeführt zu haben, wurde ihm späterhin vorgeworfen. Auch als Papst hielt er es nicht der Mühe werth, seinen schamlosen Wandel dem Auge der Welt zu entziehen. Dieses Sündenleben mußte der Christenheit freilich die Augen öffnen. Es waren nicht mehr jene großen Päpste, die von der weltlichen Macht bekämpft wurden, weil sie den Staat unter die Obhut des Christenthums bringen wollten; es waren unwürdige Frevler, welche die Kirche, die sie leiten sollten, durch Verbrechen und Gräuel schändeten, und Religion und Sitten durch ihr böses Beispiel untergruben. Da erhoben beredte Schriftsteller, Nicolaus von Clemangis, Rector der Pariser Universität, Peter von Ailly, Johann von Gerson, Heinrich von Langenstein, Dietrich von Niem u. A. ihre Stimme, zeigten die Ursache des Uebels der Zeit in der unersättlichen Herrschsucht der Päpste, wie in der Habgier, Ueppigkeit und Sittenlosigkeit des Clerus überhaupt, und schilderten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung mit den lebhaftesten Farben. So trat zu der Beseitigung des Schisma's noch eine andere und wichtigere Aufgabe für das Concil, die Reformation der Kirche.

Um die Zeit, wo Johann XXIII. durch die Waffen des neapolitanischen Ladislaus auf das Aeußerste bedrängt war, befand sich König Sigismund in Oberitalien, wo er zunächst Rache an der Republik Venedig, der alten Feindin Ungarn's, zu nehmen und demnächst Mailand wieder in ein abhängiges Verhältniß vom Reiche zu bringen suchte. Beides mißlang ihm. Besser glückte der Versuch, dem Papst Johann eine Einwilligung zu dem allgemeinen Concil abzudrängen, ja Sigismund benutzte die Verlegenheit des Papstes, der vor Ladislaus geflohen war, so geschickt, daß er seine Beistimmung gab, die Versammlung nicht auf italienischem, sondern auf deutschem Boden abzuhalten. Das Concil ward wirklich auf Allerheiligen 1414 nach Kostnitz ausgeschrieben. Zwar hätte Johann, seiner Bedrängniß entledigt, diesen Beschluß gern zurückgenommen; doch hielt ihn Sigismund dabei fest, die Bulle ward am 9. December 1413 vollzogen und der Papst mußte versprechen, selbst in Kostnitz zu erscheinen. Der König kehrte über Savoyen nach Deutschland zurück, um sich in Aachen krönen zu lassen, welche Feierlichkeit im November 1414 stattfand. Erst in der Christnacht Morgens vier Uhr langte er in Constanz an.

Hier war inzwischen die Kirchenversammlung bereits seit einem Monat eröffnet, unter allen ähnlichen des Mittelalters die größte und feierlichste und hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit auch eine der denkwürdigsten. Denn wie sie für Italien und Deutschland zugleich ein Reichstag war, um die verwirrten politischen Verhältnisse zu lösen, so wurde sie auch als ein europäischer Congreß angesehen, auf dem die allerwärts bestehenden Verwicklungen ausgeglichen werden konnten. Daher strömte denn von allen Enden Europa's eine Menge Theilnehmer herbei. Man zählte einen Papst mit 1600 Leibwächtern, 5 Patriarchen, 33 Cardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe und 583 sonstige geistliche Würdenträger mit 10,600 Personen Gefolge; dazu kamen die päpstlichen Secretäre, die Deputirten der Universitäten, die Doctoren der Theologie, der Rechte, der Arzneiwissenschaft, über 1000 Magister der freien Künste, insgesammt mit einem Gefolge von 8000 Menschen, endlich noch über 5000 Priester. Nicht minder stattlich war die Zahl der weltlichen Besucher, der Herzöge, Fürsten, Grafen und Ritter, deren Gefolge sich auf 20,000 Personen belief. Und nicht auf das Abendland allein beschränkte sich die Schaar der Fremden, auch aus Asien und Afrika waren Gesandtschaften eingetroffen. Rechnet man dazu die Handwerker, Kaufleute, die Menge der Gaukler und Schauspieler wie der Bettler, die von den Theilnehmern des Conciles ihren Gewinn und Unterhalt suchten, so erscheint es als keine Uebertreibung, wenn einmal 150,000 Fremde gezählt wurden und die gewöhnliche Zahl auf 80,000 angegeben wird. Ein buntes, vielfarbiges Bild, ein wunderbares Gemenge von Nationen, von Sitten und Lebensweisen in einer Zeit, wo die Entfernungen noch schwer zu durchmessen waren und das Auseinanderliegende sich noch selten friedlich berührte.

Wollte das Concilium seinen Zweck erreichen, so durfte es keine Fortsetzung des pisanischen sein; Johann XXIII. mußte ebenso gut zur Abdankung genöthigt werden, als die beiden anderen Päpste. An der Spitze der Partei, welche dieses Ziel verfolgte, der französischen, stand der schon genannte Peter d'Ailly, Cardinal von Cambray, späterhin unterstützt von Johann Gerson, dem Kanzler der Pariser Universität. Aber diese Partei, wie sehr auch ihre Haltung von der allgemeinen Meinung getragen und gebilligt ward, konnte ihre Absicht nicht erreichen, wenn, wie auf allen bisherigen Concilien dem Gebrauch der frühern Zeiten gemäß, die Stimmen nach den Köpfen gezählt wurden; denn Johann hatte eine außerordentliche Menge italienischer Prälaten mitgebracht, durch welche er sich die Oberhand zu sichern hoffte. Es wurde

daher auf Betreiben dieser Männer ein Antrag angenommen, der schon in Pisa eingebracht worden war, alle Individuen auf vier Hauptnationen, die deutsche, französische, englische und italienische, zu vertheilen, jede Nation immer erst in besonderen Versammlungen, Congregationen, berathschlagen, und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst, in der ganzen Synode eine Gesammtstimme abgeben zu lassen. In diesem Falle war man gewiß, daß die Italiener mit der günstigsten Gesinnung für Johann nicht durchdringen würden. Der Papst und seine Anhänger setzten diesem Vorschlage allen möglichen Widerstand entgegen; als aber Sigismund angekommen und dafür gewonnen worden war, sahen sie sich genöthigt, gleichfalls ihre Zustimmung zu geben. Von gleicher Wichtigkeit war eine andere Veränderung, die ebenfalls von der französischen Partei durchgesetzt ward, daß innerhalb der Nationen außer den Bischöfen und Reichsäbten, welchen eigentlich das Stimmrecht allein gebührte, die Doctoren und Gelehrten der Universitäten an der Abstimmung Theil nehmen sollten, sowie daß in allen äußeren Kirchensachen, welche keine Glaubensartikel beträfen, auch den Königen und Fürsten, selbst oder durch Gesandte, mit zu stimmen gestattet wurde.

Begreiflicher Weise hatte Johann von einer solchen Versammlung zum Voraus nichts Gutes, weder für sich noch für das Papstthum, erwartet. Es war seinen Cardinälen schwer geworden, ihn überhaupt zur Abreise aus Italien zu vermögen, obwohl er doch dem Könige die bündigsten Versprechungen gegeben; bange Ahnungen erfüllten seine Seele unterwegs*); nur die Hoffnung, daß er sich mit seinem reichen Schatze Schützer und Freunde machen könne, erhielt ihn aufrecht. Als er durch Tyrol zog, gewann er bei einer Zusammenkunft den Herzog Friedrich

*) Der Konstanzer Canonikus Ulrich Reichenthal, der zur Zeit des Conciliums lebte, erzählt in seinem Diarium (Costnitzer Concilium, so gehalten worden im Jahr 1413; darin man findt, wie die Herren Geistlich und Weltlich eingeritten seyn und mit wieviel Personen) folgende Aeußerungen des Papstes auf der Reise: Da er herauskahm auff den artlenberg, do fiel der wogen, dorinne er fuer, umb, und er lag unter dem wogen in dem schnee. Do kamen czu ihm seine diener und churtisanen und sprachent czu ihm: heiliger vatter, gebricht euer heiligkeit ichts (etwas)? Do antwurt er ihnen in latin, jaceo hic in nomine diaboli, das ist czu teutsch gesprochen, ich lig hye im namen des teuffels. Do er nun wider auff kahm und er diss landt anschauwet und den bodensee, bludentz und das gebirge, da scheinet es herab, als ob es in einem thal lig. Do sprach der pabst in latin, sic capiuntur vulpes, das ist czu teutsch, so werden die füchs gefangen.

von Oesterreich, genannt „mit der leeren Tasche", der schon lange ein Gegner Sigismund's war; ebenso in der Folge den Markgrafen von Baden, nicht minder den ränkevollen Erzbischof Johann von Mainz. Als nun die französische, deutsche und englische Congregation darauf drangen, daß der erste Schritt zur Herstellung des Kirchenfriedens die Abdankung aller drei Päpste sein müßte, und Johann alles Widerstrebens ungeachtet sich am 2. März 1415 dazu entschließen mußte, eine Cessionsformel öffentlich im Münster zu verlesen und zu beschwören, womit er denn die höhere Gewalt des Concils von selbst anerkannte, so beschloß er aus der Stadt in die benachbarten österreichischen Lande zu entfliehen, durch seine Entfernung die Versammlung zu sprengen und gegen alle bisherigen Zugeständnisse zu protestiren. Herzog Friedrich, der zu diesem Zwecke nach Konstanz berufen worden war, mußte ein Turnier außerhalb der Stadt veranstalten. Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, entwich der Papst, obwohl man seinen Plan argwöhnte, auf einem schlechten Pferde und in gemeiner Reiterkleidung, nur von einem Knaben begleitet, aus dem Thore, ließ sich den Rhein hinabfahren und gelangte glücklich nach Schaffhausen, welche Stadt damals Herzog Friedrich gehörte. Der Letztere folgte ebendahin in kurzer Zeit (20. März 1415).

Sobald die Flucht des Papstes kund geworden war, entstand in Kostnitz allgemeine Bewegung und große Bestürzung, und ein Theil der Versammlung machte in der That Anstalten zum Abzug. Allein Sigismund ritt selbst durch die Straßen, beruhigte das Volk, hielt das Concilium voll thätigen Eifers zusammen und erklärte, daß es unter seinem Schutz auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Es kam nach einem beredten Vortrage des Kanzlers der Pariser Universität, des schon genannten Johann's von Gerson, der eben erst in der Stadt eingetroffen war, zu der förmlichen, höchst merkwürdigen Erklärung, daß eine allgemeine Kirchenversammlung die ganze katholische Kirche vorstelle, welche ihre Gewalt unmittelbar von Christo empfangen habe, und daß Jeder und somit auch der Papst allen ihren Verfügungen, besonders denen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche an Haupt und Glieder betreffen möchten, sich zu unterwerfen verbunden sei. Dieser Beschluß wurde in der vierten Hauptsitzung des Conciliums in Gegenwart des Kaisers öffentlich verkündet und bestätigt. Dem entflohenen Papste schickte man drei Cardinäle nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, und über Friedrich von Oesterreich ward die Reichsacht ausgesprochen, welches Urthel sofort alle seine alten Feinde in der Nachbar-

schaft in Bewegung brachte. Ehe er sich rüsten konnte, sagten ihm bei 400 benachbarte Herren und Gemeinden Fehde an; besonders thätig zeigten sich die Reichsstädte und die Schweizer, obgleich die Letzteren erst vor drei Jahren einen funfzigjährigen Frieden mit Oesterreich geschlossen hatten; von diesem Vertrage entband sie das Concil. Bern nahm den Aargau weg; das alte Stammschloß, die Habsburg, fiel in Schutt und Trümmer, eine Burg nach der anderen wurde gebrochen und den gemeinsamen Waffen der Eidgenossen unterlag Baden mit dem Schloß am Stein. Von allen Seiten auf das Härteste bedrängt, mußte Friedrich die Gnade des Kaisers anflehen. Im Refectorium des Minoritenklosters zu Kostnitz kniete er vor Sigismund in Gegenwart vieler Reichsstände und Mitglieder der Kirchenversammlung, so wie der italienischen Abgeordneten, nieder und gelobte eidlich, daß er sich und alle seine Lande in des Kaisers Macht gebe, auch wolle er den Papst Johannes wieder zum Concilium stellen. „Ihr Herren von Italien," sprach Sigismund zu den Umstehenden, „ihr wähnet und wisset nicht anders, denn daß die Herzöge von Oesterreich die gewaltigsten Herren seien in der Nation Germania. Nun sehet, daß ich ein mächtiger Fürst bin über die von Oesterreich und sonst über alle Herren und Städte."

Wenige Tage nach dieser Demüthigung des Herzogs von Oesterreich (am 29. Mai) saßen die Väter des Conciliums zu Gericht über Johann XXIII., der auf ihre wiederholte Ladung nicht erschienen war, auch den Abgeordneten keine genügende Antwort ertheilt hatte. Ueber siebzig festgestellte Klagpunkte wurden vierunddreißig vereidete Zeugen unbescholtenen Rufes vernommen. Der Papst war der abscheulichsten Verbrechen beschuldigt: Alexander den V. vergiftet, seines Bruders Weib beschlafen, an dreihundert Nonnen entehrt, Auferstehung und ewiges Leben geläugnet zu haben u. s. w. Seine Absetzung wurde beschlossen und seine Bewahrung dem Kaiser anvertraut, der ihn aus Freiburg, wohin er sich begeben hatte, durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit bewaffneter Macht abholen und fünf Jahre lang in dem Schlosse Gottleuben, wo damals auch ein anderer Johann, nämlich Hus, in Haft saß, gefangen halten ließ. Darauf ließ auch der achtundachtzigjährige Gregor XII. durch Karl von Malatesta, in dessen Schutz er bis jetzt zu Rimini gelebt, seine freiwillige Abdankung der Versammlung ankündigen. So war nur noch der hartnäckige Benedict XIII. übrig, der sich damals in Perpignan aufhielt. Sigismund begab sich in Person zu ihm, um ihn zu einer gleichen freiwilligen Niederlegung der päpstlichen Würde zu bewegen. Diesen Zweck erreichte er zwar nicht, aber er brachte es doch

dahin, daß die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra und Schottland ihm den Gehorsam aufkündigten, und dadurch der Absetzung, welche nach Sigismund's Rückkehr die Kirchenversammlung (26. Juli 1417) auch über ihn aussprach, Kraft und Bestand gaben. Aber der starrsinnige Greis blieb unbewegt. Von dem Felsen zu Peniscola, einem festen, zu den Besitzungen seiner Familie gehörigen Schloß im Königreich Valencia, auf das er sich geflüchtet hatte, sprach er den Bann über die ganze Welt, und beharrte dabei, bis er 1424, in einem Alter von neunzig Jahren, starb.

Nachdem auf solche Weise der erste Theil der Aufgabe des Concils gelöst war, trugen Sigismund und die deutsche Nation, welche von Allen das größte Aergerniß an dem lasterhaften Wandel der letzten Päpste, an dem Verkauf der geistlichen Stellen und anderen Mißbräuchen genommen hatten, darauf an, ehe man zur Wahl eines neuen Papstes schritte, zuvor die Verbesserung der Kirche mit desto größerer Freiheit vorzunehmen. Allein es zeigte sich jetzt, wie irrig man zu den Cardinälen und Bischöfen das Vertrauen gehegt, daß von ihnen das Heil der Kirche ausgehen werde; als es zur Beschränkung ihrer eigenen Lebensweise, ihrer Rechte und Einkünfte kommen sollte, glaubten sie sich, um diesen Gefahren zu entgehen, des Schutzes eines neuen Papstes bedürftig. Zuerst waren nur die Italiener gegen jenen Vorschlag; aber bald gewannen sie die Franzosen, dann, nach dem Tode des trefflichen Robert Hallam, Bischofs von Salisbury, des eifrigsten Verfechters der Kirchenreformation, auch die Engländer für sich und erlangten dadurch die Stimmenmehrheit gegen das gerechte Begehren der Deutschen. Diejenigen, welche es nicht für das allerdringendste Geschäft des Concils hielten, der Kirche ein Haupt zu geben, wurden als Feinde des Friedens bezeichnet, und Männer, die vorher ihre Stimme am lautesten gegen das Verderbniß des Papstthums erhoben hatten, fanden sich jetzt unter den Vertheidigern dieser Ansicht, wie Peter von Ailly. Sigismund mußte endlich nach langem Widerstreben, als auch die deutschen Bischöfe schwankten, und nachdem er noch die berühmte Protestation gegen die Papstwahl, worin in beredter Weise der beklagenswerthe Zustand der Kirche nachgewiesen ward, eingereicht hatte, seine Einwilligung geben; und so ward am 11. Nov. 1417 von den dreiundzwanzig anwesenden Cardinälen und dreißig Abgeordneten der Nationen ein neuer Papst erwählt, in der Person Martin's V., aus dem Hause Colonna. Er war ein Mann von feiner Bildung, großer Festigkeit und kluger Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften wurde es ihm leicht, den Schlag abzuwehren, welcher

der Hierarchie drohte. Es war zwar schon vorher auf den Antrag der Deutschen die Bedingung für jeden zu Wählenden gemacht worden, nicht eher Kostnitz zu verlassen, noch die Synode aufzulösen, bis die Reformation der Kirche vollendet sei; aber es fanden sich Vorwände genug, die Sache zu verzögern und am Ende ganz zu vereiteln, was Sigismund und die „andächtige, geduldige und demüthige" deutsche Nation, wie sie sich selbst in jener Denkschrift gegen die Papstwahl nannte, vorausgesehen hatten. Um sich von dem Concilium nichts vorschreiben und das Ansehen des heiligen Stuhles nicht noch mehr beeinträchtigen zu lassen, wandte sich Martin an die einzelnen Nationen und gewährte in besonderen Concordaten mit Deutschland und England zwar nur den augenscheinlichsten Mißbräuchen einige Abhülfe; dennoch aber erschien auf diese Weise als freie Gunstbezeigung, was das Concilium als Pflicht hätte auferlegen können. Die Franzosen konnten sich jetzt nicht mehr verhehlen, daß sie einen schweren Fehler begangen hatten. Sie suchten nun die Hülfe Sigismund's nach, der ihnen jetzt mit Fug antworten konnte, sie hätten ihm nicht folgen wollen, nun hätten sie ein Haupt, an das möchten sie sich wenden. Endlich benutzte der Papst eine ausbrechende Seuche als Vorwand, um die Versammlung aufzulösen (22. April 1418), und verließ Kostnitz, umgeben von aller Pracht und Herrlichkeit seiner Würde; der Kaiser führte seinen weißen Zelter, drei der ersten Fürsten des Reichs hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, und vier Grafen trugen einen Thronhimmel über ihm. In der Zahl seiner Begleiter befand sich auch der Verbrecher Johann XXIII., der wieder in das Collegium der Cardinäle aufgenommen war. Es war, als feiere der Papst einen Triumphzug für den Sieg, den er über die gerechten und billigen Hoffnungen der Völker davon getragen hatte. Die Erfüllung derselben konnte zwar noch von den folgenden Concilien erwartet werden, welche, nach einem zu Kostnitz gefaßten Beschlusse, alle zehn Jahre, das nächste sogar schon nach fünf Jahren, gehalten werden sollten. Indeß konnte auch diese Bestimmung, bei der erklärten Abneigung der Päpste gegen allgemeine Versammlungen solcher Art nur eine schwache Aussicht gewähren; und wenn dann dennoch endlich, wiewohl erst nach zwölf Jahren, eine neue Synode zusammenberufen wurde, so geschah es nur, weil dringende äußere Umstände, wie wir gleich sehen werden, dazu nöthigten.

## 23. Johann Hus.

(Geb. 1369, gest. 1415.)

Das Concilium in Kostnitz hatte außer der Beseitigung des Schisma's und der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern noch eine dritte Aufgabe zu lösen, die Abstellung der Ketzerei. Wir haben diesen Gegenstand für ein besonderes Kapitel aufgespart, weil er in seinen Ursprüngen und Folgen ein besonderes Ganze bildet.

Der verderbte und herabgesunkene Zustand der Kirche rief, wie an mehreren Orten, so auch in England eine Opposition hervor, die sich indeß nicht bloß, wie die der deutschen und französischen Schriftsteller, gegen den sittenlosen Zustand der Geistlichen und die Mängel der Verfassung richtete, sondern zugleich die Lehren und Dogmen der katholischen Kirche angriff. Einst war England von allen Kirchenprovinzen dem päpstlichen Stuhle die getreueste und zugleich für seine Schatzkammer die ergiebigste gewesen; im Laufe der Zeit, nachdem die Bewohner in den politischen Kämpfen die Krone sich ihren Wünschen hatten beugen sehen, hatte auch die Autorität der geistlichen Gewalt ihren Heiligenschein nach und nach eingebüßt. Die nationale Strömung, welche in der Folge das ganze Land erfüllte, als es von Eduard III. glänzend geführt, die großen Kriege um die französische Krone auskämpfte, hatte dann den Respect vor der Curie zu Avignon, die auf der Seite des Nationalfeindes stand, völlig verwischen helfen. In dieser Zeit war es, daß John Wiclif auftrat und völlig neue Anschauungen über das, was im Stillen alle Welt bewegte, über die Stellung des einzelnen Menschen zur Kirchenlehre aussprach. Er war 1327 geboren, am nördlichen Saume der Grafschaft York, dort, wo normännisches Wesen die altenglische Bevölkerung nur spärlich beeinflußt hatte*); auf der Universität zu Oxford studirte er und erlangte dort 1372 den Grad eines Doctors der Theologie. Wohl vertraut mit der aristotelischen Philosophie, sowie mit der scholastisch-theologischen Dialectik und durch einen Streit mit den Bettelorden früh geübt in der damaligen literarischen Kampfesweise, blieb er doch dabei nicht stehen, sondern ging auf den letzten Quell christlicher Lehre, auf die heilige Schrift zurück, in der er eifrig forschte und andere Grundlagen fand, als sie ihm die gewöhnliche Gelehrsamkeit seiner Zeit bot. Es konnte eine tiefgreifende Wirkung nicht fehlen, als der durch Geist, Gelehrsamkeit und den unbescholtensten Lebenswandel hervorragende Mann

*) Pauli, Bilder aus Altengland, S. 215.

freimüthig seine Ueberzeugung von den schädlichen Wirkungen des Mönchthums sowie von dem Verderbniß des Papstthums in mehreren Schriften aussprach, und sich dann im Fortgange seiner Untersuchungen auch gegen die Lehre von der Brotverwandlung, von der Ohrenbeichte und von dem päpstlichen Ablaß erklärte; als er weiter behauptete, daß der Papst und die Cardinäle oft im Glauben irrten, und daß ihren Lehren nur in so fern Wahrheit beiwohne, als sie sich auf die heilige Schrift gründeten. Schon im Jahre 1377 ordnete Gregor XI. eine Untersuchung gegen ihn an, welche indeß durch die Gunst der weltlichen Großen, unter denen Wiclif viele Anhänger zählte, und durch den Einfluß des damaligen Regenten, des Herzogs von Lancaster, ohne üble Folgen ablief. Nach dem Ausbruch der großen Kirchenspaltung trat er noch kühner auf; 1381 übersetzte er die Bibel in die Landessprache. Seine Lehre fand nun aber auch entschiedenen Widerspruch, und 1382, auf einem Concile zu London, verdammte der Erzbischof von Canterbury eine Reihe seiner Lehrsätze als ketzerisch, worauf Wiclif Oxford verlassen mußte. Er zog sich nach seiner Pfarre Lutterworth zurück und starb hier ohne weitere Anfechtung (1384). Nicht so glücklich waren seine Anhänger. Ihre Predigten regten das Volk gegen die Geistlichkeit auf, und führten eine Reihe unruhiger Bewegungen herbei, die mit einer blutigen Verfolgung endeten, wodurch die Wiclif'sche Lehre in England unterdrückt wurde (1416). Aber dieselbe hatte unterdeß in einem fernen Lande tiefere Wurzeln geschlagen. Durch die Vermählung König Richard's II. von England mit einer Tochter Kaiser Karl's IV., der guten Königin Anna, war eine Verbindung zwischen England und Böhmen entstanden, welche in dem letzteren Reiche Bekanntschaft mit Wiclif's Schriften veranlaßte. In Böhmen war damals durch die verständige Regierung Karl's IV. ein neues reges Leben erweckt worden. Die Universität Prag, in der höchsten Blüthe stehend, von Tausenden einheimischer und ausländischer Studenten besucht, hatte die bildsamen, feurigen Czechen für die Pflege aller höheren Interessen und jeglicher wissenschaftlichen Bildung gewonnen. Auch der Kampf gegen den päpstlichen Stuhl und gegen den Clerus war von angesehenen Geistlichen bereits seit Jahrzehnten mit Nachdruck und Erfolg geführt; Konrad Waldhauser, Milic von Kremsier, Mathias von Janow, hatten jeder in seiner Weise, durch Predigten und Schriften, und durch zahlreichen Anhang im Volke gehoben, die Geister zu freierem Urtheil herangebildet. Und nun erleichterte ein Statut der Universität, wonach die Baccalaureen, d. h. diejenigen Lehrer, welche den Doctorgrad noch nicht erlangt hatten, ihre Vorträge nicht nach eigenen Heften, sondern nur

nach denen bekannter Magister in Prag, Paris und Oxford halten durften, die Verbreitung der Grundsätze Wiclif's außerordentlich.

In dieser Zeit (1398) trat Johann Hus, gebürtig aus Husinez, einem kleinen böhmischen Städtchen, als Lehrer an der Universität Prag auf, ein Mann, der mit dem tiefsten Ernste des Charakters, mit einer Unbescholtenheit des Wandels, daß auch die Feinde daran nichts zu tadeln wußten, mit dem glühendsten Eifer für die sittliche Hebung seines Volkes eine seltene Klarheit des Verstandes, staunenswürdige Gelehrsamkeit und eine wunderbare Geschicklichkeit verband, seine Sätze auch den Ungebildeten zu entwickeln. Schon von seinen Lehrern auf Wiclif hingewiesen, fand er sich von den Angriffen des Engländers gegen die Mißstände der Kirche so angezogen und überzeugt, daß er nicht anstand, sich zu dessen Anschauungen zu bekennen. Mit ihm sein Freund Hieronymus von Prag, aus dem adligen Geschlecht der Faulfisch, der gleich gelehrt und beredt, aber beweglicher und unstäter, vielfach in der Fremde verweilt und in Oxford studirt hatte, und nun die Schriften Wiclif's noch eifriger zu verbreiten suchte. Beide fanden Gleichgesinnte, unter denen besonders Jacobellus von Mieß zu nennen ist, und empfahlen laut und eindringlich des Engländers Lehren. Wie hätte die Wirksamkeit solcher Männer nicht aufregen und zünden sollen, zumal da Wenzel und Sigismund zu verschiedenen Zeiten aus politischen Rücksichten den Päpsten die Obedienz aufkündigten. Wie aber Hus zu einem gewaltigen Einfluß auf das niedre Volk gelangte, nachdem er Prediger an der Bethlehemskapelle geworden war, der einzigen Kirche Prag's, in der böhmisch gepredigt wurde, so war er andrerseits am Hofe, vornehmlich bei der Königin Sophie, hoch angesehen. Die Gemüther waren in höchster Spannung, die noch dadurch gesteigert ward, daß die Böhmen den Haß Wenzel's gegen die Deutschen, die ihn abgesetzt hatten, theilten und deßhalb das Uebergewicht, das die drei deutschen Nationen (Baiern, Polen, Sachsen) in der Verwaltung der Universitätsämter, wie bei den Abstimmungen observanzmäßig hatten, nur mit Widerstreben ertrugen. Als nun durch die deutschen Doctoren der Erzbischof Sbinko (Zbynek) von Prag veranlaßt ward, ein Verbot gegen die Wiclif'schen Lehren zu erlassen, steigerte sich der Unwille der Böhmen über die Vorrechte der Deutschen so, daß sie bei Wenzel eine Veränderung der Universitätsstatuten durchsetzten, wonach nunmehr bei allen Verhandlungen der böhmischen Nation drei, den Ausländern nur eine Stimme zukäme, während vorher dies Verhältniß gerade umgekehrt war. Es entstand eine ungeheure Aufregung unter den Deutschen, sie weigerten sich dem Erlaß

zu gehorchen, als aber Wenzel dabei beharrte, verließen sämmtliche Professoren und Studenten deutscher Abstammung, fünftausend an der Zahl, Prag (1409), und gingen größten Theils nach Leipzig, wo sie Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen mit offenen Armen aufnahm, und noch im gleichen Jahre daselbst eine Universität stiftete. Es war dies ein Schritt, der in mehrfacher Beziehung die Entwickelung der Folgezeit bestimmte, denn nicht nur, daß Prag von nun an aufhörte, die Hauptstadt Deutschland's zu sein, was es weniger als Residenz der Könige, denn als bedeutendste Universität seit funfzig Jahren gewesen war: sondern es war mit der Entfernung der Deutschen auch der Sieg der reformatorischen Ideen für das Land Böhmen entschieden.

Der Auszug der Deutschen stellte die Ruhe in Prag keineswegs her. Der Erzbischof verklagte Hus bei dem Papst Alexander V. wegen ketzerischer Lehren; und dieser erließ hierauf ein Verbot des Predigens außerhalb der Pfarr- und Klosterkirchen, welches gegen Hus zielte, obschon er in der Bulle nicht genannt war. Als nun aber der Erzbischof die Wiclif'schen Bücher einforderte und, ungeachtet des Einspruches, den außer der Universität auch König Wenzel erhob, über zweihundert Handschriften verbrannte*), gerieth das Volk in Bewegung, es geschahen Mordthaten, man plünderte Kirchen und Klöster, um sich Ersatz für den Schaden zu holen. Der Erzbischof wandte sich abermals an den Papst; Johann XXIII. citirte Hus nach Rom, aber diese Vorladung blieb bei der Kraftlosigkeit des damaligen päpstlichen Regiments ohne Wirkung, und Hus appellirte an den Ausspruch eines Conciliums. Ein ernsteres Ansehen gewannen die Dinge, als der Papst in Prag das Kreuz wider Ladislaus von Neapel predigen, und Allen, die dazu Geld beitragen würden, vollkommenen Ablaß verheißen ließ. Hus und Hieronymus griffen dies unchristliche Verfahren rücksichtslos an, und der Letztere, von heftiger und jähzorniger Gemüthsart, reizte zu Unfug und Gewaltthat wider die Ablaßprediger, worauf der Magistrat zum Einschreiten bewogen wurde und drei der Unruhestifter auf dem Markte der Altstadt enthaupten ließ. Dies vermehrte die Aufregung des Volkes, die Hingerichteten wurden als Märtyrer gepriesen, und Hieronymus selbst hing die Kreuzbulle des Papstes zwei unzüchtigen Dirnen auf die bloße Brust, führte sie durch die Straßen und verbrannte das Decret endlich am Pranger

*) Supra ducenta volumina, pulcherrime conscripta, bullis aureis tegumentisque pretiosis ornata. Aen. Sylv. hist. Bohem. cap. 35. p. 51.

der Neustadt. Darüber wurden Husens Gegner, zu deren Zahl jetzt auch schon solche gehörten, die bisher mit ihm einer Meinung gewesen waren, weil sie sein Verhältniß zu den niederen Volksklassen mißbilligten, lauter als jemals, und als Johannes XXIII. hierauf den Bann über ihn und Hieronymus, sowie das Interdict über den Ort ihres Aufenthalts sprach, gab Wenzel den Ersteren auf, dem er bisher seinen Schutz hatte angedeihen lassen, aus Furcht vor dem Papst und vor Kirchenstrafen. Hus wurde genöthigt, Prag zu verlassen (1412), predigte aber auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, bei unglaublichem Zulauf des Volkes, und benutzte die unfreiwillige Muße, um seine Ansichten in gelehrten Schriften zu begründen, von denen die bedeutendste die über die Kirche (de ecclesia) ist. Als nun das Concil zu Kostnitz zusammenkam, wollte er sich zu seiner Rechtfertigung freiwillig vor dasselbe stellen, da er sich selbst darauf berufen. Hatte er doch in seinen Angriffen auf das Papstthum nicht viel Andres gethan, als was von der großen Partei der Prälaten und Gelehrten der herrschenden auf der Kirchenversammlung, geschehen war; war er sich doch auch bewußt, daß er in jenen Schriften noch weit hinter den Anschauungen und Forderungen des gebannten Wiclif zurückgeblieben sei. Wenzel gab ihm drei angesehene Herren aus dem Baronenstande mit, und Sigismund ertheilte ihm einen Geleitsbrief, in welchem er ihn „in seinen und des heiligen Reiches besonderen Schutz" nahm. Auch Johann XXIII. gab die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte So kam Hus am 3. November 1414 nach Kostnitz. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auf das Geschrei, welches einige gleichfalls in Kostnitz anwesende Prager Theologen, seine Feinde, erhoben, in die Curie eines Domherrn zur Haft gebracht. Sigismund gab zwar seinen Gesandten Befehl, Husens Befreiung zu verlangen, aber die Cardinäle achteten nicht darauf. Schlimmer wurde die Lage des Gefangenen, als unterdeß Jacob von Mieß in Böhmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszutheilen begann, und auch diese Neuerung zu den gegen ihn aufgestellten Klagepunkten gezogen wurde. Es war nämlich im dreizehnten Jahrhundert Sitte geworden, den Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen, und ihn bloß den Priestern vorzubehalten. Der Grund davon lag in der scholastischen Spitzfindigkeit, daß die doppelte Gestalt des Abendmahls unnütz sei, weil unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus gereicht und genossen werde, eine Lehre, die von dem priesterlichen Stolze begierig ergriffen und in Ausübung gebracht wurde, weil der Clerus

dadurch einen Vorzug vor den Laien bekam. Hus hatte zwar an der Wiedereinführung der alten Form in Böhmen keinen Antheil, aber sie war seinen Ansichten nicht zuwider.

Unterdeß war Sigismund nach Kostnitz gekommen und zeigte sich wegen der Gefangensetzung Husens, in der er mit Recht eine Schmälerung seines königlichen Ansehens sah, von der er aber auch einen schlimmen Eindruck in Böhmen befürchtete, höchst erbittert. Da ihm aber die Väter des Concils ihr Recht entgegenhielten, einen Ketzer nach den bestehenden Kirchengesetzen zu richten, und ernstlich drohten, die Stadt zu verlassen und so das Concil aufzulösen, wenn er sie in ihrer gesetzlichen Wirksamkeit zu hindern fortfahre, so gab der gegen sittliche Bedenken überhaupt ziemlich gleichgültige König nach und ließ dem Processe seinen Lauf. So wurde das freie Geleit vernichtet, und Hus aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Dominicanerkloster gebracht, wo er in ein ungesundes Gemach eingekerkert wurde, so daß er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben Gefahr drohte. Die Händel mit Johann XXIII. bewirkten, daß Husens Sache eine Zeit lang unbeachtet blieb. Endlich nach der Absetzung dieses Papstes wurde sie wieder vorgenommen. Hus wurde mehrere Male vor der Versammlung, nachdem ihm die wider seine Predigten und Schriften angebrachten Klagen mitgetheilt worden waren, verhört, wobei sich Peter von Ailly, der das Verderbniß des Papstthums so heftig angegriffen, als Wortführer und entschiedener Feind Husens zeigte. Es mischte sich hier eine wissenschaftliche Eifersucht und Parteiung ein, indem sich Hus, wie Wiclif, zu den Ansichten der Realisten bekannte, Peter von Ailly dagegen so wie die meisten angesehenen Prälaten des Concils zur Schule der Nominalisten (Thl. VII. S. 35.) gehörten. Obgleich nun Hus einige der Klageartikel gänzlich zu Nichte gemacht und die meisten genügend beantwortet hatte, an einer ausführlichen Rechtfertigung aber oft durch das Geschrei seiner Gegner gehindert worden war, so wurde er dennoch jetzt so behandelt, als ob er der schwersten Verbrechen vollständig überwiesen sei, und die Abschwörung seiner als irrig bezeichneten Lehren stürmisch von ihm verlangt. Peter d'Ailly war es jetzt auch gelungen, Sigismund völlig gegen Hus zu stimmen, indem er mit Rücksicht auf die tumultuarischen Volksbewegungen in Prag, ihn als einen Aufrührer darzustellen wußte. Da er indessen den Widerruf standhaft verweigerte, so wurde er am 6. Julius, seinem Geburtstage, (1415) zum letzten Male vor das Concilium gefordert, das nun entschlossen war, seine Verdammung auszusprechen. Hus mußte sich mit

Priestergewändern bekleiden, damit ihm dieselben feierlichst entrissen werden könnten. Er kniete im Münster auf einem Steine, der heute noch gezeigt wird. Als die Grundsätze Wiclif's und seine eigenen vermeintlichen Irrthümer vorgelesen wurden und hierbei die gröbsten Entstellungen vorkamen, versuchte er mehrmals vergeblich zum Wort zu gelangen. Endlich durfte er reden und erklärte, er sei sich keiner Ketzerei bewußt und im Vertrauen auf sicheres Geleit gekommen, wobei er den erröthenden König anblickte. Nochmals zum Widerruf ermahnt, wandte er sich zu dem Volke und sagte weinend, er könne es vor Gott nicht verantworten, abzuschwören, was er nie behauptet habe. Nun ward das Schuldig über ihn ausgesprochen, er mußte die Priesterkleider ablegen und ward der weltlichen Gewalt überwiesen. Aber alle diese Schmach konnte die Standhaftigkeit des Märtyrers nicht erschüttern, und um sich im Glauben zu stärken, hielt er sich unaufhörlich das Beispiel des von seinen Feinden eben so gemißhandelten Erlösers vor, für dessen Lehre er in den Tod ging. Als man ihm zuletzt eine papierne Mütze aufsetzte, worauf drei Teufel gemalt waren, mit der Umschrift: dieser ist ein Erzketzer, sprach er: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen."

König Sigismund trug dem Pfalzgrafen Ludwig auf, ihm an seiner Statt „zu thun als einem Ketzer." Auf des Pfalzgrafen Geheiß ward er nun dem Nachrichter überliefert, daß er ihn verbrenne, und sodann auf den Richtplatz vor die Stadt geführt. Der Henker band ihn mit sechs Stricken an einen Pfahl, und legte noch eine Kette um seinen Kopf. Zufällig blickte sein Gesicht gegen Morgen. Da schrieen Einige, es zieme sich nicht, daß der verruchte Ketzer so sterbe, und die Büttel mußten ihn nach der Abendseite umkehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh bis an den Hals. Als nun der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!" Weiter hörte man nichts von ihm; der Wind trieb ihm den Qualm so sehr in's Gesicht, daß er schnell erstickte Seine Feinde warfen auch noch seine Asche in den Rhein, damit den Böhmen nichts bliebe, was sie als ein Heiligthum verehren könnten.

So bezeugte der redliche, fromme Hus die Tiefe und Innigkeit seiner Ueberzeugung mit seinem Blute; er glänzt daher mit Recht in der Reihe der großen Glaubenshelden, die den Tod einem mit feiger Lüge befleckten

Leben vorzogen. Die ihn schlachteten, waren nicht die Päpste, gegen die er sich erhoben; es waren die, welche, wie er, das Papstthum zum Ziel ihrer Angriffe gemacht, ja durch förmliche Absetzung oder erzwungene Abdankung mehr als einen Papst auf das Unzweifelhafteste angefeindet hatten. Eben jene Doctoren und Prälaten waren es, die sich als Husens bitterste Feinde und Verfolger erwiesen, weil er nicht zu ihrer Schule gehörte, und ihren, auf Unfehlbarkeit nicht minder als das Papstthum selbst Anspruch machenden Ansichten nicht unbedingt huldigen wollte. Sie lieferten damit den klarsten Beweis, daß der Kirche, welche unter der monarchischen Regierung der Päpste in so großes Verderben gerathen war, mit der aristokratischen Leitung selbstsüchtiger Cardinäle und Bischöfe nicht geholfen sei, und daß der durch beleidigten Standesgeist gereizte Stolz einer großen Versammlung von Prälaten und Gelehrten nicht minder wüthen und verfolgen kann, als die einherrische Gewalt eines über Alle erhabenen Hauptes der Kirche. Hus selbst hat nie zugegeben, daß er der Kirche feindselig gegenüber getreten sei, ja er hat zu wiederholten Malen ein Lossagen von dem Stamme der Kirche für teuflische Ketzerei erklärt. Er hatte keine Ahnung davon, daß er ein neues Princip aufstellte, welches neben den Lehren und der Verfassung der damaligen Kirche keinen Platz hatte, und gerade in dieser fast kindlichen Unbewußtheit liegt neben der Furchtbarkeit seiner Strafe das Ergreifende seines Schicksals. Dasselbe Ende wie Hus nahm auch dessen Freund und Genosse Hieronymus von Prag. Er befand sich seit dem Mai 1415 in der Gewalt des Conciliums, aber erst nach dem Tode Husens gewann man Zeit sich mit ihm zu beschäftigen. Da die Väter eingesehen hatten, daß der Tod seines Vorgängers nicht die gewünschte Wirkung hervorbrachte, so dachten sie daran, mit ihm einen anderen Weg einzuschlagen, und versuchten ihn durch Ueberredung zum Widerruf zu bewegen, was bei dem durch schwere Gefangenschaft und Krankheit gebeugten und durch Todesfurcht geängsteten Manne zuerst gelang. Er erklärte in öffentlicher Sitzung des Conciliums, daß er sich von den schädlichen Lehren Wiclif's und Husens lossage. Im Anfange des folgenden Jahres nahm jedoch die Versammlung, ohne auf den Widerspruch der gemäßigten Mitglieder, auch Peter's d'Ailly, zu hören, seine Sache noch einmal auf, und obwohl es noch schwerer war, etwas auf ihn zu bringen, als auf Hus, da er nichts Schriftliches verfaßt hatte, so wurde er doch nochmals vor das Concilium gefordert. Aber die Einsamkeit hatte ihn jetzt gekräftigt, und statt einer neuen Abbitte gab er in einer begeisterten und selbst seine

Gegner ergreifenden Rede eine glänzende Rechtfertigung seiner selbst und seines Freundes. Darauf ward er als rückfälliger Ketzer zum Feuertode verurtheilt und litt die Strafe (30. Mai 1416) mit freudiger Standhaftigkeit.

---

## 24. Der Hussitenkrieg.
(1419 — 1434.)

Eine solche Ergebung, wie sie der Meister der ungerechten Strafe gegenüber bethätigt, waren seine Schüler in Böhmen nicht gesonnen, ihrerseits zu üben; vielmehr zündeten sie an seinem Scheiterhaufen die Fackeln eines fürchterlichen Krieges an. Der Kelch im Abendmahle wurde das bedeutendste Symbol dieser Partei, von dessen Ertheilung sie Utraquisten (solche die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen) genannt wurden. Der Schmerz über die schmachvolle Hinrichtung eines geliebten und hochgeehrten Lehrers reizte sie zur Rache gegen Geistliche und Mönche; und da sich zu der religiösen Ueberzeugung und der Partei-Leidenschaft die Begierde, die gekränkte Nationalehre zu rächen, gesellte, so konnte es nicht an Beweggründen fehlen, die Mehrzahl des Volks zu entflammen. Der erste Ausbruch des allgemeinen Unwillens traf die Priester, welche den Kelch im Abendmahl verweigerten, weil das Concilium die Austheilung desselben ausdrücklich für ketzerisch erklärt hatte; sie wurden abgesetzt, gemißhandelt, ihre Klöster und Stifter geplündert. Die böhmischen und mährischen Stände erließen noch im September 1415 ein Schreiben an die Kirchenversammlung in den heftigsten Ausdrücken: „Ihr habt den Johann Hus, einen Prediger des Wortes, unüberführt, auf die lügenhafte Anklage seiner und des Reiches Böhmen Hauptfeinde schimpflich hingerichtet, zu unsres Vaterlandes ewiger Schmach. Wir betheuern öffentlich, daß jener Mann nie etwas gegen die Kirche gelehrt, und erklären Jeden, wes Standes er auch sei, der da behauptet, daß unser Volk von Ketzereien angesteckt wäre, für einen niederträchtigen Schurken, Verräther und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott, wollen aber unsere Prediger bis aufs Blut schützen." Zu gleicher Zeit beschloß der versammelte Landtag ein Bündniß aufzurichten, vorläufig auf sechs Jahr, daß Gottes Wort frei nach der Schrift gelehrt, und keinem Bannfluch in diesen Sachen Folge geleistet werden möge; der bischöflichen

Gewalt solle man Folge leisten, wo sie nach der heiligen Schrift verfahre, sonst aber sich an die Aussprüche der prager Universität halten. Wenzel ließ sich zwar nicht dazu bewegen, dem Bunde beizutreten und seine Beschlüsse zu sanctioniren, doch hinderte er auch die Ausbreitung desselben in keiner Weise. So blieb es denn auch ohne Wirkung, daß Prälaten und Papst für alle, die Husens Sätze annehmen oder verbreiten würden (es waren jenem Schreiben nicht weniger als 452 Siegel angehängt), zu Kostnitz die Excommunication und die Androhung des Feuertodes aussprachen. Vielmehr wuchs die Bewegung zu immer größeren Dimensionen an, so daß König Wenzel, allmählig über den Ausgang besorgt, und von seinem Bruder Sigismund dringend aufgefordert, zu steuern suchte. Er entließ von seinen Hofleuten alle, die husitisch gesinnt waren, unter Andern seine bisherigen Lieblinge Nicolaus von Husinez und Johann Zizka von Trocnow, die sich nun desto eifriger auf die Seite des Volkes stellten. Bald vermochte nichts mehr die aufwogende Strömung zu hemmen. Am 30. Juli des Jahres 1419 hatten sich die Utraquisten die Kirche von St. Stephan in der Neustadt zu Prag mit Gewalt geöffnet und hier ihren Gottesdienst gehalten. Wie sie zurückkehrten, blieben sie vor dem Rathhause stehen, und schickten hinauf, um den Bürgermeister und die Schöffen zu bitten, einige ihrer Partei, welche in Haft gehalten wurden, loszulassen. Ihr Begehr wurde zurückgewiesen, und als nun gar Steine aus den Fenstern herabflogen, und der den Kelch tragende Priester getroffen wurde, stellte sich Zizka, schon jetzt hoch angesehen bei den Husiten, an die Spitze der Wüthenden und stürmte das Rathhaus. Die Räthe wurden hinabgestürzt in die Spieße. Der Zorn über diesen Ausbruch einer bereits zügellos gewordenen wilden Kraft wollte den König Wenzel aus seiner Schlaffheit aufreißen; aber die Wuth zog ihm einen Schlagfluß zu, an dem er nach einigen Wochen (16. August) starb, wofern ihn nicht, wie andere Nachrichten sagen, seine Husitisch gesinnten Hofleute erstickten. Sein Tod verwirrte den Zustand Böhmen's noch mehr und der Bürgerkrieg zwischen den Utraquisten und den Katholiken wüthete mit fürchterlicher Grausamkeit durch das ganze Reich.

König Sigismund war Wenzel's rechtmäßiger Nachfolger, aber die Husiten haßten ihn als den Mörder ihres theuern Lehrers und als einen Deutschen. Er selbst hatte keine Vorstellung von der Stimmung der Gemüther in Böhmen und beging deshalb einen Fehlgriff nach dem andern. Milde zu gebrauchen und die Religionssachen der Kirche allein zu überlassen, verhinderte ihn seine Anhänglichkeit an das Concil, und um durch kräftige Maßregeln zu schrecken und zu siegen, fehlten ihm

Entschlossenheit und ausreichende Mittel. Statt sogleich nach dem Heerde des Aufruhrs zu eilen, hielt er einen Landtag zu Brünn und begab sich dann nach Breslau, wo er einen angesehenen Husiten aus Prag grausam hinrichten ließ und dadurch den Haß der Böhmen noch höher steigerte. Indeß hätte Sigismund's Sache durch die Verschiedenheit der Ansichten und Zwecke, welche unter den Husiten selbst herrschten, leicht großen Vorschub erhalten können. Die sogenannten Calixtiner (Kelchner), wozu vorzüglich die Prager gehörten, waren gemäßigter als die Taboriten (so genannt von einem Berge im Bechiner Kreise und einer daselbst angelegten husitischen Stadt, Tabor), an deren Spitze Zizka stand. Zu den Ersteren gehörten viele angesehene Landherren, welche zwar Freunde der husitischen Lehre, aber doch dem königlichen Hause nicht abgeneigt waren, und die zerstörende Wuth Zizka's und seines Haufens, der auf völlige Losreißung vom päpstlichen Stuhle und auf Vernichtung der ganzen geistlichen Gewalt drang, gern gehemmt gesehen hätten. Indeß Sigismund wollte unkluger Weise von den Bedingungen, die ihm diese gemäßigte Partei vorlegte — Ausschließung der Fremden, Duldung des Utraquismus, — nichts hören, sondern verlangte Niederlegung der Waffen. Dadurch nöthigte er Alles zur Einmüthigkeit. Der Papst ließ zwar das Kreuz gegen die Böhmen predigen, und Sigismund brachte hierdurch, so wie durch Zuzug der deutschen Reichsfürsten und aus den Truppen seiner Erblande ein Heer von hunderttausend Kriegern zusammen, womit er gegen Prag heranzog. Aber der fanatische, durch Geist und Kühnheit ausgezeichnete Führer der Taboriten leuchtete seinen wilden Schaaren durch eine bewunderungswürdige Kraft der Seele voran; der Sturm auf Prag ward abgeschlagen. Zizka gab hier zum ersten Male eine Probe von seinem außerordentlichen Feldherrn- und Organisationstalente, das er nachher auch in offener Feldschlacht den größten Heeren gegenüber bewährte, indem er durch die Einführung der beweglichen Wagenburgen und durch die Benutzung des Schießpulvers ein neues System der Kriegskunst ausbildete*). Sigismund brachte es nun dahin, daß er in der Veitskirche zu Prag gekrönt ward, sah sich dann aber ge-

*) Vgl. Palacky, Geschichte von Böhmen III., 2., 67 fgd. u. 366, der ihn den ersten Repräsentanten, wenn nicht den Erfinder der neueuropäischen Tactik nennt. „Die Stärke seines Heeres bestand nicht mehr in der Reiterei, sondern im Fußvolk und dem damit vereinigten schweren Geschütz; er war der erste, der bei seinen Kriegern die Uebung in künstlichen Bewegungen und Wendungen einführte; sein nach Bedürfniß geordnetes und gegliedertes Heer bildete stets ein organisches Ganzes."

nöthigt, sich nach Kuttenberg zurückzuziehen (August 1420). Danach zerfielen die Prager mit den Taboriten, welche nun nicht bloß gegen die Katholischen mit aller Wildheit slavischer Naturen wütheten, sondern auch verheerende Züge gegen die böhmischen Städte unternahmen, die es nicht mit ihnen halten wollten. Ihre Prediger forderten sie auf, die Rache Christi an allen seinen Widersachern zu vollziehen; verflucht sei, wer sein Schwert vom Blut rein halte. Ueber fünfhundert Kirchen und Klöster wurden vernichtet. Zu Prachatitz ließ Zizka, der sich jetzt Johann vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten nannte, nachdem er die Mauern erstiegen, die noch übrigen Einwohner in die Sakristei der Stadtkirche sperren, rings umher Stroh anhäufen und die Unglücklichen verbrennen. In Kommotau, das auch mit Sturm eingenommen wurde, schleppten die taboritischen Weiber die Frauen (die Männer waren sämmtlich bei der Vertheidigung der Stadt umgekommen), in ein Gebäude, das sie in Flammen aufgehen ließen. Alle Städte bis auf die der wahren Gläubigen sollten vertilgt, alle Bücher außer der Bibel als Werke des Antichrists vernichtet, alle Gotteshäuser und Altäre, weil man sie zu den heiligen Handlungen nicht brauche, sollten niedergerissen werden und statt der Disciplin geistlicher Vorsteher sollte Jeder gehalten sein, alle Abweichungen vom göttlichen Gesetze, wo er sie sähe, zu verfolgen, und mit dem Tode zu bestrafen. Chiliastische Anschauungen, die aus verkehrtem Bibellesen bei den Ungebildeten hervorgegangen waren, halfen dazu, kriegstüchtige Heere zu bilden, denn eine Menge von Bürgern und Bauern verkauften alle ihre Habe und zogen mit Weib und Kind in die Berge, um zu den Füßen der Apostel zu sitzen. Zizka gehörte unter diesen Schwärmern zu den besonneneren; er wußte, wenn Angriffe von außen kamen, nicht nur jene Heimathlosen unter seine Zucht zu beugen, sondern auch die mildere Partei zu versöhnen, so daß alsdann die sonst Getrennten gemeinschaftliche Sache machten.

Nachdem auf einem Reichstage in Nürnberg (Frühjahr 1421) ein neuer Zug zur Bekämpfung der Böhmen beschlossen war, drang ein gewaltiges Reichsheer, zu dem auch der neue Kurfürst von Brandenburg, Burggraf Friedrich von Nürnberg, obwohl er diese Art zu verfahren mißbilligte, seine Truppen hatte stoßen lassen, von Norden in Böhmen ein, während der König sammt seinem Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich von der andern Seite kommen sollte. Wiewohl das Heer den Böhmen an Zahl weit überlegen war, so wagte es doch den Kampf in offener Feldschlacht mit diesen nicht, und die Deutschen gingen nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt Saatz in völliger Auflösung zurück

(October 1421), theils aus Furcht, theils weil der König selbst mit seinen Truppen noch nicht angekommen war. Erst geraume Zeit später erschien Sigismund, der durch einen Angriff der Türken in Ungarn zurückgehalten worden war, erlitt jedoch, obwohl sich in Mähren der ganze Adel und auch in Böhmen eine große Zahl dieses Standes zu ihm wandte, am 6. Januar 1422 bei Deutsch=Brod eine Niederlage, der er selbst nur mit Mühe entrann. Zizka, der schon in früheren Zeiten ein Auge, und kurz vor diesem Treffen durch einen Pfeilschuß das andere eingebüßt hatte, war, auch völlig blind, als er von fremder Hand geleitet, sein Roß besteigen mußte, die Seele der Schaaren. Seine Meisterschaft in der Kriegführung bewies er besonders in den Wochen vor der Schlacht bei Deutsch=Brod, als seine Truppen, tagelang von den Königlichen eingeschlossen, jeden Angriff auf ihre Wagenburg durch das daselbst aufgestellte Geschütz zurückschlugen und endlich mit unbegreiflicher Schnelligkeit und in bewunderswerther Ordnung durch die Feinde hindurchbrachen.

Indeß hatten die gemäßigten Husiten, weil sie eben sowohl dem Joche Sigismund's, als dem der wilden Taboriten entgehen wollten, die böhmische Krone dem Könige von Polen, Wladislav Jagello, angeboten, und als dieser sie ausschlug, dem Vetter desselben, dem Großfürsten Alexander Witold von Litthauen. Der Großfürst wollte sich nun zwar gleichfalls auf die Annahme des gefährlichen Geschenks nicht einlassen, aber er sandte seinen Neffen Koribut, der den Pragern, welche unter einer gräulichen Pöbelherrschaft seufzten, wie ein rettender Engel erschien. Zizka zog sich von der Leitung der Angelegenheiten zurück, so lange dieser Prinz, dem an einer Versöhnung der böhmischen Parteien unter einander, wie des ganzen Landes mit der Kirche gelegen sein mußte, in Böhmen verweilte. Als er aber von Jagello wie von Witold auf einige Zeit abgerufen wurde und die Prager in Verbindung mit dem Adel Verhandlungen mit Sigismund anknüpften, trat er wieder aus dem Dunkel hervor und begann nun viel heftiger gegen den Adel zu wirken, als bisher, wo er unter den Taboriten der Gemäßigste gewesen war. Nachdem Koribut von den Pragern zurückgerufen war, unternahm der blinde Held einen Zug nach Mähren gegen Herzog Albrecht von Oesterreich, starb aber plötzlich (im October 1424) unter Weges, im Lager vor Przibislav. Stadt und Schloß wurden sogleich erstürmt und angezündet, zu Zizka's Leichenfeier, wie die Taboriten sagten. Zizka war ein Mann von aufrichtigem Wesen, aber allerdings ein Fanatiker; indem er seinen Idealen in gerader, ehrlicher Weise nachging, haßte er alle Zweideutigkeit und Halbheit, und wenn er sich nicht selten auch zur Härte und Grau=

samkeit fortreißen ließ, so ist sein Bild doch von den nächstfolgenden Jahrhunderten in mehr als einer Beziehung verzerrt worden.

Durch seinen Tod lös'te sich die Einigkeit unter den Husiten vollends auf. Die Taboriten zerfielen in zwei Haufen: der eine erkannte nach Zizka's letztem Willen Procop den Großen, der auch Holy oder der Geschorene hieß, weil er vorher Mönch gewesen, als Führer an; der andere bestand aus den Wildesten aller Husiten; sie hauseten unter keinem Obdach, und nannten sich Waisen, als die ihren Vater verloren, und keinen für würdig achteten, ihn zu ersetzen. Doch überließen sie sich meistens der Führung eines andern Procop, des Kleinen, wie er genannt ward. Daneben bestanden noch die Parteien der Horebiten (so genannt von einem Berge Horeb, wo sie sich zuerst versammelt hatten) und die der Prager unter dem Prinzen Koribut, dessen sie jedoch bald überdrüssig wurden. Er ward eines geheimen Einverständnisses mit dem Papst beschuldigt, mußte der Regierung entsagen und nach Litthauen zurückkehren, nachdem er längere Zeit sogar gefangen gehalten war. Die Feindschaft, womit diese vier Parteien einander befehdeten, wurde häufig durch verheerende Raubzüge unterbrochen und abgeleitet, welche die Husiten von jetzt an über ihre Grenzen hinaus unternahmen. Sie hielten sich dazu theils durch das Recht der Wiedervergeltung, und theils darum für befugt, weil sie Böhmen für das gelobte Land, sich für das auserwählte Volk Gottes erklärten, und ihre Nachbarn für die Moabiter und Philister, die nach Mosaischem Grundsatz ausgerottet werden müßten; aber außer diesen halb religiösen, halb nationalen Gründen wirkten auch solche mit, die aus den socialen Mißverhältnissen des Jahrhunderts erwuchsen, und endlich mußte, da alle übrigen Betreibungen vernachlässigt wurden, schon an sich der Krieg den Krieg nähren. Ihre mordbrennerischen Züge erstreckten sich nach allen Seiten hin, nach Oesterreich, Ungarn, Sachsen, Meißen, Schlesien und Franken; ja bis nach Pommern drangen die Husiten verheerend durch die Marken vor, verwüsteten Pomerellen und bestürmten Danzig. Ihre Zwistigkeiten vergaßen sie auch dann, wenn der Feind von Außen in ihr Land einfallen wollte, und der Schrecken, den ihre Waffen unter allen benachbarten Völkern verbreitet hatten, machte es ihnen leicht, diese Angriffe zu vereiteln. Die Deutschen versuchten es noch verschiedene Male, mit zahlreichen, durch Reichsaufgebot und Kreuzpredigten zusammengebrachten Heeren, in Böhmen einzudringen; aber in solchem Grade war die Furcht in die sonst kriegerischen Gemüther der Deutschen gedrungen, daß, wenn die Husiten sich nur zeigten, Alles schon, ohne den Kampf zu wagen, die unordentlichste und schimpflichste

Flucht nahm. Dies geschah bei Mies 1427, und bei Thauß 1431. So viele vereitelte Versuche überzeugten Sigismund endlich, daß die Böhmen nur durch sich selbst zu besiegen seien, und daß man, statt durch Gewalt Alle zu vereinigen, auf dem Wege der Unterhandlung die einzelnen Parteien zu gewinnen suchen müsse; ein Verfahren, zu dem Kurfürst Friedrich von Brandenburg, obwohl ihn die Reichstagsbeschlüsse wiederholt an die Spitze der Kreuzheere stellten, immer dringender gerathen hatte.

Mittlerweile hatte Martin V. 1423 eine Kirchenversammlung in Pavia eröffnet, die jedoch, weil sie nur von Wenigen besucht ward und weil eine ansteckende Krankheit ausbrach, nach Siena verlegt worden war, indeß auch hier bald ein Ende genommen hatte. Da sich aber im Reiche die Meinung immer mehr geltend machte, daß der Zustand der katholischen Kirche eine Rückkehr der Böhmen zu derselben vornehmlich erschwere, so mußte der nächste Papst, Eugen IV. — Martin war im Anfang des Jahres 1431 gestorben — seine Einwilligung zu der Berufung eines neuen Conciles in Basel geben. Dies trat noch im Frühjahr 1431 zusammen, und wie kurz vorher ein Reichstag in Nürnberg es anerkannt hatte, daß neben den umfassendsten Rüstungen gegen die Böhmen auch der Weg der Verhandlung mit ihnen betreten werden müsse, so beschlossen die Väter der Kirche, ungeachtet des päpstlichen Verbotes, die Husitischen Theologen zum Religionsgespräche einzuladen. Daß diese darauf eingingen, war keinem mehr zu danken, als dem Kurfürsten von Brandenburg, der durch seine ganze Haltung unter allen Reichsfürsten allein das Vertrauen der Böhmen gewonnen hatte. Johann Rockyczana, schon lange in der Partei der Gemäßigten der Einflußreichste, stand an der Spitze der Gesandtschaft, und selbst Procop der Große schloß sich ihr an; am 4. Januar 1433 hielt dieselbe, mit einem Gefolge von dreihundert Reitern, ihren Einzug in Basel. Das Religionsgespräch führte zu keinem friedlichen Ergebniß, und die Husitischen Abgeordneten gingen unverrichteter Sache wieder zurück; aber das Concilium gesellte den Rückkehrenden Gesandte bei, welche die Mißhelligkeiten zwischen den Parteien geschickt zu benutzen wußten, den einflußreichen Rockyczana auf ihre Seite zogen, und so endlich die Gemäßigten zu einer Aussöhnung mit der Kirche brachten, die ihnen vier schon vor Jahren von den Calixtinern in Prag verfaßte Artikel, darunter vornehmlich den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die freie Predigt des göttlichen Wortes, doch nur von solchen, welche die Oberen für tauglich anerkennen würden, zugestand.

Die Taboriten und die Waisen verwarfen zwar diesen Vertrag,

Compactaten genannt, und legten die Waffen nicht nieder; aber die Barone, auf deren Seite jetzt die Stadt Prag war, brachten ein Heer auf, griffen die wüthenden Haufen bei Böhmisch=Brod an, und erfochten einen Sieg, der um so entscheidender war, weil Procop der Große und der Kleine nebst vielen anderen Führern und der Kern ihrer Kriegsleute blieben (1434). Sigismund, der in der Zwischenzeit einen Zug nach Italien unternommen hatte, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, zögerte nicht, dies günstige Ereigniß zu benutzen, und leitete sofort Verhandlungen mit den böhmischen Ständen ein, die seine Anerkennung als König zum Zweck hatten. Es erfolgte diese jedoch erst nach zwei Jahren, nachdem er die ihm vorgelegten Bedingungen, unter denen Bestätigung der Compactaten, Duldung des Hussitischen Gottesdienstes und eine Amnestie die vorzüglichsten waren, angenommen hatte, zu Iglau 5. Juli 1436. Am 23. August 1436 hielt er zu Prag seinen feierlichen Einzug, der mit allgemeiner Freude gefeiert ward; aber die Herrlichkeit, welche Karl IV. geschaffen hatte, lag in Schutt und Trümmern.

---

## 25. Sigismund's Ausgang.

Erst wenige Jahre vor dem Ende des Hussitenkrieges kam der schon bejahrte Sigismund, wie vorhin erwähnt, auf den Gedanken, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen; zum Theil in dem Glauben, durch diesen neuen Glanz seiner Herrschaft auch das Ansehn derselben zu heben und zu befestigen, hauptsächlich jedoch, um den Papst Eugen zur Theilnahme an dem baseler Concil zu bewegen. Da er aber in Italien nicht wie die hohenstaufischen Kaiser erschien, sondern ohne allen Zuzug der deutschen Fürsten, ohne Kriegsvolk aus seinen Erblanden und wie sich ein Geschichtschreiber jener Zeit ausdrückt, mit vielen Sorgen, wenig Leuten und großer Armuth, so stach ein solches Auftreten gegen jene Zwecke gar sehr ab. Er kam im November 1431 nach Italien, wo die Mächtigen von dem, der den Titel ihres Oberhauptes führte, keine Kenntniß nahmen, ihm aber auch keine Hindernisse in den Weg legten. In Mailand empfing er die lombardische Krone und verweilte dann fast ein ganzes Jahr zu Siena, theils um Frieden zwischen Florenz und Lucca zu vermitteln, theils weil der Papst Eugen, der die Versammlung in Basel kurz nach ihrem Zusammentritt durch eine Bulle aufzulösen versucht und

deren Verlegung nach Bologna verlangt hatte, hartnäckig auf seiner Meinung bestand und nur unter der Bedingung, daß Sigismund gegen das Concil Maßregeln ergriffe, die Kaiserkrönung vollziehen wollte. Indeß blieb Sigismund standhaft und der Papst mußte sich endlich entschließen, ihm am 31. Mai 1433 die Kaiserkrone aufzusetzen. Erst jetzt zeigte sich Sigismund geneigt, die Rechte des Papstes gegen die Versammlung in Schutz zu nehmen. Obwohl er nun fünf Kronen trug, so gingen darum doch die Angelegenheiten im deutschen Reiche nicht besser, dessen Ansehen der Kaiser nach Außen eben so wenig als im Innern aufrecht erhalten konnte.

Das arelatische Reich hatte von jeher in loser Abhängigkeit von den römischen Kaisern gestanden, und schon zur hohenstaufischen Zeit hatte die Losreißung einzelner Stände begonnen. Diese wurde beschleunigt, als die wichtigsten Landschaften: Provence (s. oben. S. 24) und Burgund (s. oben S. 100) an Prinzen des französischen Königshauses gekommen waren. Auch Vienne wurde auf diese Weise dem Reich entzogen. Die Beherrscher dieser Grafschaft, die den Beinamen Delphine (Dauphins) führten, starben mit Humbert II aus, welchen Philipp VI. von Frankreich durch Drohungen und Versprechungen bewogen hatte, dies Land seinem Enkel Karl abzutreten (1350). Schon früher war die Grafschaft Burgund mit dem französischen Herzogthum gleiches Namens vereinigt worden, und als die Linie der Herzoge im Jahre 1361 ausstarb, gab König Johann von Frankreich die gesammte burgundische Ländermasse seinem vierten Sohn Philipp dem Kühnen. Das neu-burgundische Haus erhob sich auf diesen Anfängen bald zu einer bedeutenden Macht zwischen Frankreich und Deutschland, durch welche dem letzteren Reiche viele blühende und herrliche Provinzen entfremdet werden sollten. Philipp erwarb zuerst nach dem Tode des Grafen Ludwig II. von Flandern (Abschn. 36.), eines Urenkels Robert's, als Gemahl Margarethens, der einzigen Tochter desselben, Flandern und Artois (1384). Als Johanna, die Erbin von Brabant und Limburg und Wittwe Wenzel's von Luxenburg, eines Bruders Kaiser Karl's IV., der keine Nachkommen hinterlassen hatte, im Jahre 1406 starb, fielen auch diese Herrschaften an das burgundische Haus; und Philipp der Gute, Philipp's des Kühnen Enkel, bemächtigte sich endlich derselben, ohne den Kaiser Sigismund auch nur zu fragen, geschweige denn die Belehnung nachzusuchen. Aber er griff noch weiter um sich. Im Jahre 1428 erkaufte er die Grafschaft Namür. Mit Wilhelm VI., einem Enkel Kaiser Ludwig's, war bereits 1417 der Mannstamm der Grafen von Holland aus dem bairischen Hause erloschen

(vgl. oben S. 153). Aus der Ehe mit Margarethe von Burgund, Philipp des Kühnen Tante, hinterließ Wilhelm nur eine Tochter Jacobäa, oder, wie sie von den Franzosen genannt wird, Jacqueline, und Philipp der Gute hatte mithin die Anwartschaft auf ihre reichen Gebiete, das Nord- und Südende der Niederlande, Holland, Hennegau, Seeland und Friesland. Jacobäa, eine Frau von ausgezeichneten Gaben und glänzender Schönheit, aber leidenschaftlich und grundsatzlos, war, nachdem ihr erster Gemahl, der Dauphin Johann von Frankreich, bald nach der Hochzeit gestorben, verheirathet mit Johann, einem Vetter des Herzogs von Burgund, der damals Brabant besaß; aber sie wurde bald ihres trägen, schwachsinnigen und üppigen Genüssen ergebenen Gemahls überdrüssig, ging nach England und schloß hier mit dem Herzog Humphrey von Glocester, dem Bruder König Heinrich's V., eine neue Verbindung (1422). Herzog Philipp, der von dieser Ehe Alles zu befürchten hatte, zog seinem Vetter zu Hülfe, bemächtigte sich des ganzen Landes so wie Jacobäa's selbst, die von ihrem neuen Gemahl wegen der damaligen Verhältnisse England's und Burgund's nicht kräftig genug unterstützt werden konnte (vgl. unten Abschn. 37), und hielt sie zu Gent gefangen. Aber sie entfloh in männlicher Kleidung nach Gouda im südlichen Holland, wo sie sich, obgleich auf einen kleinen Strich Landes beschränkt, drei Jahre lang muthig gegen den Herzog von Burgund und die übermächtige Partei der burgundisch Gesinnten in ihrem eigenen Lande vertheidigte, bis sie im Jahre 1428, da Johann von Brabant inzwischen gestorben war, Philipp dem Guten alle ihre Besitzungen abtreten mußte, ohne daß der Kaiser es hinderte, obgleich er vorher ihre Länder für eröffnete Reichslehen erklärt hatte. Im Jahre 1434 erließ Sigismund endlich einen Fehdebrief gegen Philipp, und forderte die Stände zum Reichskriege auf; allein da er bald darauf in Böhmen und Ungarn beschäftigt wurde, andrer Seits sich Niemand von den Fürsten einstellte, blieb dieser Schritt ohne alle Folgen.

Ueberhaupt wandte Sigismund in den letzten Jahren seine Thätigkeit nur den Gegenständen zu, die ihn in nächster Nähe berührten, der Verwaltung Böhmen's und der Schlichtung der Mißverhältnisse zwischen dem Papste und dem baseler Concil. Im Betreff der letzteren gelang es ihm nicht eine Einigung herbeizuführen, aber auch in Böhmen brachte er es keineswegs zu einer vollständigen Anerkennung seiner königlichen Rechte, hauptsächlich darum, weil er der Wiederbelebung des Katholicismus auf alle Weise Vorschub leistete. Die Hussitischen Geistlichen, selbst der gemäßigte Rockyczana traten gegen diese Bestrebungen in ihren Predigten auf, und wenn dieser deshalb zur Flucht genöthigt ward, so bereiteten

sich gegen den Kaiser weit verzweigte Verschwörungen vor. Zeitgenössische Berichte beschuldigen die Kaiserin Barbara, eine Tochter des Grafen von Cilly, nicht nur der Theilnahme, sondern sogar der Urheberschaft an diesen verbrecherischen Absichten; sie verband sich mit den utraquistischen Baronen, um den Kaiser aus dem Wege zu räumen, sich mit dem jungen König Wladislaus von Polen zu verheirathen, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, welcher des Kaisers Tochter aus erster Ehe, Elisabeth, geheirathet hatte, die Erbschaft zu entziehen, und ein großes Slavenreich zu gründen. Der offene Ausbruch ward indessen durch die Uneinigkeit der Verschworenen verhindert, der Kaiser gewann Zeit, seine Gemahlin gefangen nehmen zu lassen. Unterdessen war auch seine Stunde gekommen. Fast sterbend hatte er Prag verlassen; in Znaym erwartete er im kaiserlichen Ornate, auf dem Throne sitzend, den Tod, der am 9. December 1437 erfolgte.

Sigismund ward allgemein als der schönste Fürst seiner Zeit bewundert, seine hohe, wohlgeformte Gestalt, sein schönes Angesicht mit dem langen, wohlgepflegten Barte, sein blondes, herabwallendes Haar gaben ihm zugleich etwas Einnehmendes und Gebieterisches, und bis in sein hohes Alter bewahrte er eine majestätische Haltung *). Die Gemüther wußte er durch Zugänglichkeit, durch Milde und Herablassung auch gegen den Geringsten zu gewinnen. Er verstand vortrefflich zu reden, und zwar in sechs Sprachen, war ein Meister in geistreicher und witziger Unterhaltung, galt als ein ritterlicher, tapferer Mann, und wie er verwickelte Verhältnisse richtig zu beurtheilen wußte, so fehlte es ihm keineswegs an Schwung und Begeisterung für alles Große und Edle. Aber diesen Vorzügen standen fast ebensoviele Schwächen zur Seite; er war eitel, zornig, unzuverlässig, leichtfertig und genußsüchtig, dabei immer in Geldverlegenheiten und den Frauen viel zu sehr ergeben. Daher, und weil die Herrschaft über viele und die verschiedensten Länder ihm eine einheitliche Thätigkeit unmöglich machte, weil auch die Zeit, in der er lebte, auf gewaltsamem Wege neue Formen schuf, geschah es, daß sein Walten ohne Resultate geblieben ist. Doch lassen sich zwei Perioden in seinem Leben unterscheiden. In der ersten zeigt er den verwöhnten, leichtfertigen Jüngling, der durch unsinnige Prachtliebe sich in ungeheure Schulden stürzt, gegen seinen Bruder, den er zu verdrängen sucht, in verwerflicher Selbstsucht die schlechtesten Mittel in Anwendung bringt und gegen seine Unterthanen zwischen zorniger Rachsucht und übermäßiger

*) Vergl. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigismund's, IV., 403 fgd.

Großmuth nie die rechte Mitte zu finden weiß. In späterer Zeit ist er wenigstens mit Bewußtsein edlen Zielen nachgegangen, er hat der Kirche Einheit und Reinheit wiederzugeben, zwischen Polen und dem deutschen Orden wie zwischen Frankreich und England zu vermitteln gesucht, und so seine Stellung als römischer Kaiser großartig genug aufgefaßt. Freilich ist ihm dieses Friedenswerk im Auslande so wenig gelungen, als in seinen Erbreichen und in Deutschland; und hier wenigstens hätte er Größeres geleistet, wenn er den Rathschlägen des besten Fürsten, der an seiner Seite stand, des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, dauernder gefolgt wäre. Er war der Letzte des luxenburgischen Geschlechts, und die Beziehungen zwischen Deutschland und seinen slavischen Nebenländern, die seit einem Jahrhundert fast zu eng gewesen waren, begannen mit seinem Tode sich zu lockern.

Noch müssen zwei denkwürdige, von Sigismund veranlaßte Erwerbungen deutscher Fürsten erwähnt werden. Seitdem Brandenburg von den askanischen Fürsten an die Wittelsbacher gekommen war, hatte es seine äußere Macht und seinen Wohlstand großen Theils eingebüßt. Noch übler wurde der Zustand, als die Marken nach dem Tode Kaiser Karl's IV. an Sigismund fielen, der sie nur als Nebenländer betrachtete. Der Adel erhob sich ungestört und bedrängte Bürger und Bauern durch Mord und Gewaltthat. Auch die Nachbarn blieben nicht unthätig. Durch Kriege und Verschwendung immer geldbedürftig, verpfändete Sigismund schon im Jahre 1388 das ganze Land seinem Vetter, dem früher mehrfach erwähnten Markgrafen Jobst von Mähren, der nur darauf dachte, Geld herauszuziehen, und Statthalter setzte, die sich mit dem Raubadel zur Bedrückung und Plünderung der Städte vereinigten. Als nun Jobst starb (1411), verpfändete Sigismund von Neuem die Mark an den eben genannten Friedrich VI., bisherigen Burggrafen von Nürnberg, einen ebenso klugen und tapfern wie für das gemeinsame deutsche Vaterland und dessen Heil aufopfernd thätigen Fürsten, der sich auch um den König selbst die größten Verdienste erworben hatte. In dankbarer Anerkennung der letzteren, nicht, wie bisher gewöhnlich geglaubt worden ist, weil er ihm unerschwingliche Summen Geldes vorgestreckt hatte, verlieh Sigismund dem Burggrafen die Mark Brandenburg, jedoch ohne die Neumark, die an den deutschen Orden abgetreten wurde, mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415) und belehnte ihn damit feierlich zu Kostnitz (1417)*). Es gelang Friedrichen, wiewohl mit vieler Mühe,

*) Vgl. über die Persönlichkeit Friedrich's, den Sigismund während seiner Abwesenheit in Deutschland zum Reichsvikar zu bestellen pflegte, so wie über die

der unruhigen Großen, welche die Huldigung weigerten, Meister zu werden, und Frieden so wie eine bessere Ordnung der Dinge zurückzuführen. So kam die fränkische Linie der hohenzollernschen Fürsten zum Besitze Brandenburg's, ein Ereigniß, welches in spätern Jahrhunderten auf die ganze Geschichte Deutschland's höchst folgenreich wirkte. Die zweite jener Veränderungen war die Vereinigung der sächsischen Kur mit den meißnischen Ländern, als die sachsen-wittenbergische Linie der Askanier 1422 mit Albrecht III. erlosch, und Sigismund ohne Rücksicht auf die lauenburgischen und anhaltischen Stammvettern das wittenbergische Land mit der Kur, als ein eröffnetes Reichslehn, dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, für die im Hussitenkriege versprochene und geleistete Hülfe ertheilte.

---

## 26. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II. und Friedrich's III. Anfang.

Die weitaussehenden Hussitischen Unruhen waren die Ursache, daß die zu Kostnitz gefaßten Beschlüsse über das wiederholte Zusammentreten allgemeiner Concilien endlich in Erfüllung gingen. Man überzeugte sich durch den Ausgang des letzten großen Kreuzzuges, daß Waffengewalt gegen die Kraft des Nationalgefühls, gegen die Tapferkeit der aufgeregten Volksmassen nichts vermöge, und glaubte diese Spaltung im Innern der Kirche so wie die zu Kostnitz unvollendet gebliebene Reformation derselben nur durch die Verhandlungen und Maßregeln einer neuen allgemeinen Versammlung beendigen zu können. Wir haben bereits erwähnt, daß Martin V. durch den Andrang der Geistlichkeit, der Cardinäle und durch die Stimmen der Völker sich gezwungen sah, mit widerstrebendem Herzen auf den Frühling des Jahres 1431 ein Concilium zu Basel auszuschreiben. Als er noch vor Eröffnung desselben (20. Februar) starb, mußte der neue Papst, Eugen IV., den Cardinälen einen förmlichen Eid leisten, der Synode ihren Fortgang zu lassen. Dennoch suchte er sich bald dieses lästigen Zwanges zu entledigen, und befahl den schon versammelten Prälaten, wieder auseinander zu gehen, nach achtzehn Mo-

---

Verleihung der Mark neben Droysen, Gesch. der preuß. Politik I, besonders Riedel, a. a. O. II, 269 fgd. Riedel bezeichnet diese Uebertragung als eine remuneratorische Schenkung.

naten sich aber in Bologna aufs Neue zu versammeln. Aber die Väter der Kirche befolgten dieses Gebot so wenig, daß sie vielmehr den Grundsatz der Synode zu Kostnitz, eine allgemeine Kirchenversammlung sei höher als der Papst, von Neuem aussprachen und noch hinzufügten, daß nur der auf einer solchen repräsentirten Kirche der Charakter der Unfehlbarkeit zukomme, und nicht dem Papst, der nur das dienende Oberhaupt (caput ministeriale) derselben sei. Auf dieser Grundlage schritten die Prälaten weiter vor. Sie forderten Eugen auf, sich in Person zu Basel einzufinden und die ausgesprochene Aufhebung des Conciliums zurückzunehmen, ja sie schraken selbst vor der letzten Consequenz nicht zurück und beschlossen die Erklärung, daß der Papst, wenn er sich nicht einstelle oder der Versammlung Hindernisse in den Weg lege, zu suspendiren oder ganz abzusetzen sei (27. April 1433). Endlich bewog die Furcht vor dem Schicksale Johann's XXIII. und die Noth, in welche er persönlich durch einen unglücklichen Krieg mit Mailand und einen Aufstand des römischen Volks gerathen war, den Papst zur Nachgiebigkeit und zur Anerkennung der Gültigkeit alles bisher zu Basel Verhandelten. Sofort schritt die Synode zur Reformation der Kirche. Die Deutschen hatten das Uebergewicht gewonnen, und theilten ihre Erbitterung über das Verderbniß der Kirchenverwaltung auch den übrigen Nationen mit. Ohne die obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten dem Papste im Allgemeinen zu bestreiten, sollten doch seine Gewalt und seine Einkünfte geschmälert werden. Schon in der vorigen Periode sind die Eingriffe der Päpste bei der Besetzung geistlicher Stellen geschildert worden (vgl. oben S. 4 und 5). Im Laufe der Zeit wurde die Beeinträchtigung der zu den Wahlen Berechtigten ganz allgemein und systematisch durchgeführt. Nicht nur reservirte sich der heilige Stuhl die Vergebung aller Kirchenämter, deren Inhaber in Rom selbst starben; sondern Johann XXII. (S. 139) befahl im Jahre 1317 durch eine Bulle, daß Jeder, der mehrere Stellen und Pfründen inne habe, was sehr häufig vorkam, diese bis auf eine herausgeben müsse; die dadurch erledigten Plätze werde der apostolische Stuhl für die Zukunft besetzen. Noch weiter ging Benedict XII. (1335) durch die Bestimmung, daß alle Würden, welche eine zur römischen Curie gehörige Person inne gehabt, so wie diejenigen, welche durch Ab- oder Versetzung der Inhaber frei geworden wären, dem Papste zur Verleihung zuständen; ja während des Schisma erklärte man zuweilen alle Stellen für reservirt, und zu Rom wie zu Avignon konnten die Meistbietenden geistliche Aemter in öffentlicher Auction erstehen, so daß man es für eine Erleichterung ansah, als Papst Martin V. auf dem Kostnitzer Concilium

erklärte, nur die Verleihung der Aemter in Anspruch nehmen zu wollen, welche alljährlich in acht bestimmten Monaten erledigt würden. Nicht geringer waren die Mißbräuche, welche die Päpste durch das erworbene Besteuerungsrecht der Kirche herbeigeführt hatten; besonders klagten die Geistlichen über die Annaten, ursprünglich eine geringe Abgabe für die Ordination, welche schon in sehr frühen Zeiten vorkommt. Aber der römische Hof erhöhte dieselben bei den Bischöfen, welche von ihm die Weihe erhielten, nach und nach so, daß sie einem jährlichen Einkommen derselben gleich waren. Es war hier ebenfalls Johann XXII., welcher das jährliche Einkommen bei allen Ordinationen nach Rom einzuzahlen anordnete. Vorläufig sollte es zwar nur auf drei Jahre geschehen, wurde aber dann für immer beibehalten. Das Concilium beschloß die Herstellung der Wahlfreiheit für die Capitel, Stifter und Klöster, erklärte die Annaten für abgeschafft, und verordnete, daß selbst die Erzbischöfe das Pallium ohne irgend eine Abgabe aus Rom erhalten sollten. Auch die Appellationen an den Papst wurden beschränkt (1435).

So trat die Baseler Synode viel kräftiger und nachdrücklicher als die Kostnitzer gegen die päpstliche Oberherrschaft und Verwaltung auf. Und da ihre Vermittelung inzwischen auch die Husitischen Unruhen ausgeglichen hatte, durfte man nun mit Recht noch Größeres erwarten. Aber eben deshalb kehrte Eugen IV., dem nicht entgangen war, daß auch Sigismund nach der Versöhnung mit den Böhmen gleichgültiger gegen das Concil geworden war, zu seiner feindlichen Stellung gegen die versammelten Prälaten zurück. Damals hatte sich der von den Türken aufs äußerste bedrängte byzantinische Kaiser, Johann VI., bereit erklärt, zur Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen unter jeder Bedingung die Hand zu bieten, ja selbst mit seinen Bischöfen im Abendlande zu erscheinen; denn nur dadurch glaubte er die Hülfe der westlichen Völker erlangen zu können. Unter dem Vorwande nun, daß der griechische Kaiser nicht über Italien hinausreisen könne, verlangte Eugen die Verlegung der Kirchenversammlung von Basel nach Ferrara, und als die Prälaten zu Basel sich dessen weigerten, eröffnete er 1438 eine andere Synode zu Ferrara, wo er die zu Basel für schismatisch erklärte, ein Ausspruch, der am letztern Orte sofort mit der Eröffnung eines Processes gegen Eugen beantwortet wurde.

Um diese Zeit hatten sich die Kurfürsten zu Frankfurt zur Wahl eines neuen Reichsoberhaupts versammelt, die auf Herzog Albrecht von Oesterreich, Sigismund's Schwiegersohn, fiel (18. März 1438). Ob sich der Kurfürst Friedrich von Brandenburg auf die Krone Rechnung

gemacht hatte, und wenn nicht für sich selbst, so doch für einen seiner Söhne, ist nicht mit Deutlichkeit aus den Berichten der Mitlebenden zu ersehen; den Kurfürsten mochte nicht daran gelegen sein, dem kühn aufstrebenden Geschlechte zu noch größeren Ehren zu verhelfen. Jedesfalls war nächst dem Brandenburger das neugewählte Oberhaupt unter den Fürsten Deutschland's die bedeutendste Persönlichkeit; zwar von abstoßender Häßlichkeit des Gesichtes — facie terrifica sagt Aeneas Sylvius —, aber von ernstem Willen, erprobter Tapferkeit und uneigennütziger Zuverlässigkeit, dabei in den Regierungsgeschäften wohl erfahren, schien Albrecht vor allen Andern geeignet, der allgemeinen Verwirrung zu steuern und dem Reiche wieder zu Glanz und Macht zu verhelfen; ohnehin behielt er die erprobten Rathgeber seines Schwiegervaters, unter ihnen den berühmten Kanzler Caspar Schlick, in seiner Nähe. Leider ward seine Wirksamkeit für Deutschland dadurch beschränkt, daß er die Erbschaft Sigismund's auch in den außerdeutschen Reichen antrat. Und die ungarischen Stände hatten ihn außerdem nur unter der Bedingung gewählt, daß er die deutsche Krone nicht annehme, so daß es erst langer Verhandlungen mit diesen und der Versicherung bedurfte, daß er die nächsten zwei Jahre in Ungarn verweilen wolle, ehe sie ihn dieser Beschränkung entbanden. Nicht mindern Anstoß gab der Wahlact in Böhmen, wo zwar die Mehrzahl der Stände ihre Stimmen auf Albrecht übertrug, die Utraquisten jedoch in der Person des Prinzen Casimir von Polen einen Gegenkönig aufstellten. Die Abwehr eines polnischen Heeres, das in Schlesien einbrach, war so die erste Aufgabe, die Albrecht zu erfüllen hatte; er brachte es mit brandenburgischer Unterstützung so weit, daß der Gegenkönig unverrichteter Sache nach Polen zurückkehrte. Dann aber rief ihn das drohende Vordringen des türkischen Sultans Murad II., dem schon Siebenbürgen preisgegeben war, nach Ungarn. Doch verlor er die deutschen Angelegenheiten während dessen nicht aus den Augen. Auf zwei Reichstagen zu Nürnberg (Juli und October 1438) ließ er durch seinen Vertreter Caspar Schlick eine neue Landfriedensordnung vorlegen, nach der das Reich in vier oder, wie der zweite Entwurf vorschlug, in sechs Kreise getheilt und ebenso viele Hauptmannschaften eingerichtet werden sollten, um Recht und Gericht herzustellen und alle Fehde abzuthun. Die Annahme dieses Vorschlags wurde freilich durch das Widerstreben der Stände aufs Ungewisse hinausgeschoben. Eben so wenig waren die Stände zu einem bestimmten Auftreten in dem Streite zwischen dem Papste und den Baseler Vätern zu bringen, obwohl in Frankreich eine Nationalsynode zu Bourges durch die sogenannte prag=

matische Sanction sehr energisch zu Gunsten des Conciles Partei genommen hatte. Allerdings erklärten sie auf dem Convent zu Frankfurt (März 1439) ihren Beitritt zu den Reformationsbeschlüssen der Baseler Synode, zugleich aber auch die Absicht, in dem Streite des Conciliums mit dem Papste eine völlige Neutralität zu beobachten. Die Baseler Väter ließen sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern schritten am 25. Mai 1439 zur Absetzung Eugen's, und gaben ihm noch in demselben Jahre einen Nachfolger in der Person des Herzogs Amadeus von Savoyen*), der seinem Sohne die Regierung übergeben hatte und jetzt in der Einsamkeit lebte. Er nannte sich Felix V. Um dieselbe Zeit erkrankte König Albrecht, auf der Rückkehr von einem unglücklichen Zuge gegen die Türken, an der Ruhr, und starb, noch ehe er Wien erreichte (27. Oct. 1439). Er hinterließ den Ruhm eines einsichtsvollen Fürsten; in Deutschland ist seine nur anderthalbjährige Regierung spurlos vorübergegangen. Von ihm an ist die Kaiserkrone fast ohne Unterbrechung bei Oesterreich geblieben, bis zur Auflösung des deutschen Reiches in unseren Tagen.

Die Kurfürsten wählten am 2. Febr. 1440 einen Vetter Albrecht's, den Herzog Friedrich von Oesterreich, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht Steiermark, Kärnthen und Krain besaß. Er entschied sich erst nach einer fast dreimonatlichen Unschlüssigkeit zur Annahme einer Krone, die viele Mühe und Sorgen, aber fast keine Vortheile gewährte, wenn man nicht den in Anschlag brachte, daß ihr Ansehn zur Vergrößerung der eignen Hausmacht dienen konnte, im Fall sich eine Gelegenheit dazu darbot. Friedrich, als König der dritte**) genannt, war der schweren Aufgabe, dem Reiche der Deutschen vorzustehen, auf keine Weise gewachsen. Er war ein Fürst von häuslichen Tugenden, aber mittelmäßigen Gaben, und kriegerischen Unternehmungen abhold, obgleich er viele Pläne verfolgte, die er auf dem ruhigen Wege von Bündnissen oder Verträgen durch berechnende Staatskunst auszuführen gedachte, und dadurch in mannichfache Verwickelungen gerieth. Den vielen Trübsalen und Unfällen seiner dreiundfunfzigjährigen Regierung setzte er weder Geistesstärke noch Entschlossenheit, sondern, wenn auch nicht stumpfe Gleichgültigkeit, so doch nur gleichmüthiges Abwarten und passive Aus-

*) Kaiser Sigismund hatte auf das Verlangen eben dieses Amadeus die Grafschaft Savoyen zum Herzogthum erhoben.

**) Oesterreichische Geschichtschreiber nennen ihn den vierten, weil sie den Mitkönig Ludwig's des Baiern, Friedrich den Schönen, in die Zahl der Könige einreihen.

dauer entgegen. Aus seiner behaglichen Ruhe ließ er sich schwer erwecken, und in seinen Lieblingsbeschäftigungen so ungern stören, daß erzählt wird, er habe einmal einen Landtag entlassen, um seine Blumenscherben gegen den Frost in Sicherheit zu bringen.

Ein kräftiger Herrscher würde den Zwist der Baseler Synode mit dem Papste Eugen benutzt haben, um der deutschen Kirche die Erleichterung zu verschaffen, welche ihr die Decrete der erstern gewährten; aber Friedrich wurde von einem klugen Günstlinge geleitet, der Alles zum Vortheil der päpstlichen Curie zu wenden wußte. Dies war der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.). Er stammte aus einem alten römischen Geschlecht, das im Gebiete von Siena ansässig war und bis auf unsere Tage fortbestanden hat. In seiner Jugend legte er sich eifrig auf das Studium der Jurisprudenz, Dichtkunst und Beredtsamkeit, kam im Gefolge des Cardinals Dominicus Capranica auf die Kirchenversammlung nach Basel, und vertheidigte hier mit feurigem Eifer die Sache der Kirchenfreiheit gegen den Papst*). Seine Rednergabe erregte Aufsehen und man erwählte ihn zum Geheimschreiber des Conciliums. Auf einem Reichstage zu Frankfurt, nachdem er unterdessen bereits Geheimschreiber des Gegenpapstes Felix geworden war (1442), lernte ihn Friedrich kennen und nahm ihn in seine Dienste. In dieser Stellung änderte Aeneas seine Gesinnung, ergriff die Partei des Papstthums, und wurde eines der nützlichsten Werkzeuge desselben. Eugen, von Friedrich's Gesinnungen unterrichtet, that 1445 den kühnen Schritt, seine beiden Hauptgegner, die Kurfürsten von Köln und Trier, ihrer Würde zu entsetzen, und ihre Stellen an Verwandte des Herzogs von Burgund zu ertheilen. So ruhig als der römische König es ansah, wie von Rom aus in seinem Reiche geschaltet wurde, blieben die Kurfürsten nicht; sie schlossen zu Frankfurt im März 1446 einen Verein des Inhalts, daß, wenn der Papst Eugen nicht die Baseler Decrete anerkennen und seine Neuerungen (darunter war die Absetzung der Kurfürsten verstanden) nicht zurücknehmen würde, sie von ihm abtreten und das Baseler Concilium als rechtmäßig ansehen wollten. Eugen, dem sie ihre Forderungen durch eine Gesandtschaft vortragen ließen, deren bedeutendstes Mitglied ein Nürnberger, Dr. Gregor von Heimburg war, wurde von Aeneas Sylvius gewarnt, nicht durch eine harte, zufahrende Antwort sein Spiel zu verderben. Er gab daher ausweichenden Bescheid

---

*) Vgl. Georg Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini und sein Zeitalter, Berlin 1856 und 1862.

und versprach, die deutsche Fürstenversammlung in Frankfurt zu beschicken. Im September wurden die Unterhandlungen eröffnet, und eine Zeit lang schien es wirklich, als ob alle italienische Künste an der Standhaftigkeit der deutschen Fürsten scheitern würden. Aber was Gewandtheit und List nicht vermochten, gelang endlich durch eine Geldsumme, die Aeneas zur rechten Zeit spendete. Johann Lysura, General-Vicar des Kurfürsten von Mainz und Alles bei seinem Herrn vermögend, der eigentliche Stifter des Kurbundes, empfing mit drei anderen Mainzischen Räthen viertausend Goldgulden, und verkaufte dafür die Freiheit und die Verbesserung der deutschen Kirche. Durch ihn wurde der Erzbischof Dietrich von Mainz zur Annahme eines Vorschlages gebracht, vermöge dessen der Papst die Kurfürsten wieder einsetzen, aber für Alles, was er durch die Annahme der Baseler Decrete verlieren könne, vollständig entschädigt werden solle. Als dies von den meisten, schon vielfältig bearbeiteten Fürsten genehmigt war, zog eine neue Gesandtschaft nach Rom, dem Papste die Obedienz zu leisten. Diese Huldigung empfing der siegende Eugen auf dem Todbette, und starb wenige Wochen nachher (23. Febr. 1447). Im folgenden Jahre schloß ein Gesandter seines Nachfolgers Nicolaus V. mit dem Könige Friedrich, der hier, wie es im Eingang der Urkunde heißt, mit Zustimmung mehrerer Kurfürsten und anderer Stände im Namen der deutschen Nation handelte, zu Wien einen Vergleich, in welchem das Meiste von dem, was durch die Baseler Decrete in Hinsicht der Annaten und Reservationen gewonnen worden war, wieder aufgegeben wurde. Da der Inhalt dieses Vertrages in Aschaffenburg zur Kenntniß der Reichsstände gelangte, so hat man lange geglaubt, daß er dort geschlossen worden sei, und ihm den Namen der Aschaffenburger Concordaten gegeben. Friedrich kündigte nun der Kirchenversammlung zu Basel das Geleit auf, und als Felix seine Würde niedergelegt und Nicolaus als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, löste sich das Concilium, das schließlich noch nach Lausanne gewandert war, völlig auf (1449), nachdem es achtzehn Jahre beisammen gewesen war.

Auf diese Weise endete auch die Baseler Kirchenversammlung, wie die von Kostnitz, ohne die großen mit so vielem Geräusche verkündeten Hoffnungen der Völker befriedigt zu haben*). Indeß würde, wenn auch

*) v. Raumer, Historisches Taschenbuch. Jahrg. 1849. Die Kirchenversammlungen 2c., S. 161 fgd., weist nach, daß die Vorfrage über den Vorrang des Concils oder des Papstes in Basel falsch gestellt gewesen sei, so wie daß, da nur eine Wahl zwischen der Allmacht des einen oder andern offen gestanden, die Meisten sich für das Monarchenthum des Papstes entschieden hätten.

die Zwecke der gegenpäpstlichen Partei auf diesen Synoden erreicht, wenn auch eine wesentliche Beschränkung der oberen Gewalt erkämpft worden wäre, die große Sittenlosigkeit der Geistlichen dadurch nicht gehoben worden sein, noch weniger aber würde der religiöse Zustand im Allgemeinen eine Verbesserung erfahren haben. Die Nothwendigkeit, das Christenthum aus seiner Erstarrung in äußeren Formen, aus seiner Entstellung durch überflüssige und falsche Dogmen, zur Lebendigkeit des evangelischen Geistes, in das Innere des Gemüthes zurückzuführen, und die Verfassung der Kirche der Einfachheit jener ersten Zeiten wieder näher zu bringen, war ein Gedanke, der in jenen wider die päpstliche Curie erbitterten Stimmführern noch nicht völlig zum Bewußtsein gekommen war. Reineren Gemüthern und tieferer, auf neuen Grundlagen der Gesammtbildung erwachsener Erkenntniß blieb es vorbehalten, ihn, noch ehe ein Jahrhundert verging, zu erfassen und ins Leben zu rufen, und der geistlichen Weltherrschaft Rom's die gefährlichsten Wunden zu schlagen, während es jetzt im stolzen Gefühle des Sieges über die von den Concilien drohenden Gefahren sich einer Sicherheit überließ, in der es die Kirche und die wieder gläubige Welt noch schlimmer als bisher mißhandeln zu können glaubte.

## 27. Die deutschen Städte.

Während der Herrschaft des luxemburgischen Hauses hatte die Umwandlung Deutschland's zu einem Verein der Landesherren, denen die Reichsstädte allmählig gleichgestellt wurden, unter einem gewählten Oberhaupt von geringem Ansehen, die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Bei dem Widerstande, welchen das Streben der Fürsten nach Erweiterung und Befestigung der Landeshoheit, bei den Herren und Rittern, die nicht gerade ihre Ministerialen waren, und den Gemeinden im Ganzen genommen fand, wäre es einem einsichtigen und kraftvollen Kaiser immer noch möglich gewesen, durch eine engere Verbindung sämmtlicher kleineren Stände unter einander und mit dem Reiche die Fürsten zu ihrer alten Stellung als erbliche Beamte des Kaisers, denen Lehnsherrlichkeit, Gerichtsbarkeit und städtische Vogtei, nicht aber die Herrschaft, außer in ihren eigentlichen Besitzungen, über die ihnen Untergebenen, zustände, herabzudrücken. So hätte sich zugleich eine Vereinigung aller Stände

und Klassen der Nation zu einem organischen Ganzen herbeiführen lassen, und die Landesherren wären nicht die einzigen Reichsglieder geworden. Es wäre unbillig, den Kaisern, die seit Rudolf von Habsburg alle, bald mit mehr, bald mit weniger Bewußtsein, der eine mit größerem, der andere mit geringerem Glück, die Politik verfolgt hatten, ihre Hausmacht auszudehnen und das Reich unter dieselbe zu beugen, — so sehr, daß Karl IV. sogar ein außerdeutsches Land zum Mittelpunkte dieser dynastischen Macht erhob — einen eigentlichen Vorwurf aus diesen Bestrebungen zu machen; denn der Zug der ganzen Zeit war auf Aufrichtung der fürstlichen Gewalt gegenüber allen, auch noch so berechtigten und lebenskräftigen Regungen der übrigen Volkselemente gerichtet. Nur hätten sie bei der Verfolgung dieses Weges, der anscheinend der nächste und einfachste war, das Auge auch für die neuen Schöpfungen offen erhalten sollen, die das Volk eben aus seiner Tiefe hervorbrachte, und die, wofern sie durch die Reichsgewalt gekräftigt und zum Behufe der Reichseinheit gepflegt und in richtige Bahnen geleitet wären, ihnen das sicherste Mittel geboten haben würden, zu jenem Ziele zu gelangen. Konnte im südwestlichen Deutschland der kleinere Adel durch eigene Kraft den Vergewaltigungsversuchen der Fürsten so kräftigen Widerstand leisten, daß er sich auch für die Folge als Reichsritterschaft in seiner Freiheit erhielt, so wäre er in der Hand der Kaiser gewiß in viel besserer und wohlthätigerer Richtung zu verwenden gewesen. Noch erheblicher würde die Unterstützung gewesen sein, die die Kaiser aus der wunderbar emporwachsenden Blüthe der Städte hätten schöpfen können, wenn sie nicht durch die socialen Umwälzungen, die im Innern derselben jetzt vorzugehen begannen, von einer Verwerthung dieses Beistandes abgeschreckt worden wären, oder wenn sie den Blick frei genug gehabt hätten, um ihre Bedeutung für des Reiches Einheit hinreichend zu würdigen. Es ist der hohe Aufschwung der Städte darum für die Entwickelung und Bildung der Nation doch nicht verloren gegangen; aber der einheitlichen Gestaltung derselben ist er freilich nicht zu gute gekommen.

In der That zeigen in dieser Periode der Zerrissenheit und Auflösung die Städte fast allein, wie befähigt der deutsche Volksgeist zu immer neuen Gestaltungen des öffentlichen Lebens ist; sie bieten ein Bild eigenthümlicher, innerhalb ihrer Ringmauern republikanischen Gestaltung dar, welches in mancher Hinsicht an Italien erinnert, nur daß, mit der Wärme des südlichen Blutes und der feineren Glätte des romanischen Wesens, auch die heftigen Leidenschaften fehlten, welche die Kämpfe Italien's mit Freveln erfüllten, und jene künstlichen Gewebe von Gewalt

und List, die dort blutgierigen und üppigen Usurpatoren zur Herrschaft verhalfen. Von den Kämpfen der Städte und des Landadels ist schon an mehreren Orten die Rede gewesen; sie wuchsen in dem Maße, als mit dem Reichthum und der Macht der ersteren auch ihre Ansprüche auf Selbständigkeit zunahmen und die Eifersucht des Adels und der Fürsten in höherem Grade erregt wurde. Aber auch innerhalb des städtischen Weichbildes fehlte es nicht an Reibungen und Kämpfen. Schon in der Hohenstaufischen Zeit begannen Zwistigkeiten zwischen den alten Stadtgeschlechtern, Patricier genannt, den Nachkommen der emporstrebenden Ministerialen, die sich die Immunität erstritten hatten, wie der freien Grundbesitzer, aus welchen ursprünglich die Gemeinde bestanden hatte, und den geringeren Bürgern, die von jenen verachtet die niederen Handwerke betrieben, während jene meist den Handel in der Hand hatten. Als aber die Gewerbtreibenden durch ihre Vereinigungen zu Zünften und Innungen erstarkten, widersetzten sie sich den Patriciern mit aller Kraft, wie wir dies auch in den italienischen Städten mehrfach bemerkt haben, und versuchten auf friedlichem Wege oder durch Gewalt sich eine Theilnahme am städtischen Regiment und einen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten zu erkämpfen. In den meisten Städten (unmittelbaren Reichs- wie Landstädten, denn der Unterschied war damals noch nicht sehr bedeutend) gelang es in diesem Zeitraume den Zünften, ihre Absichten durchzusetzen, und die bisher ausschließlich rathsfähigen Bürger zu beschränken. Entweder wurden alsdann in den bisherigen Rath Handwerker aufgenommen, indem eine gewisse Zahl von Rathsstellen mit ihnen besetzt, oder eine eigene Abtheilung derselben gebildet wurde; oder es wurde ein eigentliches Zunftregiment eingeführt, indem die ganze Verfassung auf die Eintheilung der Bürgerschaft in Zünfte gegründet wurde. Wer auch seinem Gewerbe nach zu keiner Zunft gehörte, mußte sich als Bürger der Stadt einer solchen anschließen. Ein Beispiel der Verfassungsveränderungen haben wir schon an Zürich gesehen (oben S. 159). Natürlich hatten die Lage des Ortes und die Beschäftigung der Bürger den größten Einfluß darauf, wie weit diese Umwandlungen zu völliger Herrschaft der Demokratie führten. So blieb der Nordosten, wo durch die Seeküste der Handel die Betreibung der Gewerbe überwog, vorherrschend aristokratisch und die Zünfte gelangten dort erst in der Folge zur Anerkennung; ja Lübeck konnte sogar eine Achtserklärung gegen die Braunschweiger, welche (1293) ein zünftiges Regiment eingeführt hatten, aussprechen. Umgekehrt gelangten in Süddeutschland seit der Zeit Albrecht's, wo die Zünftler fast überall anfingen, „an den Fesseln,

welche die Rathsgeschlechter ihnen angelegt, zu schütteln"*), die Gewerbtreibenden zu immer größerer Ausdehnung ihrer Rechte; hier hatte Ulm früh die alte Verfassung geändert, Nürnberg mußte folgen, nachdem es zuerst einen Mittelweg eingeschlagen hatte, auch Frankfurt. In mehreren Städten blieb indeß ungeachtet der den Zünften eingeräumten Bewilligungen die Verfassung wesentlich aristokratisch, in andern wechselte sie je nach den äußern Verhältnissen des Ortes, aus wenigen nur wurden die Patricier ganz vertrieben, die dann wohl mit dem feindseligen Adel außerhalb der Mauern gemeinsame Sache machten. Wie die Landesfürsten, so waren auch die Kaiser in ihrer Mehrzahl diesem Aufkommen der Demokratie nicht günstig, am wenigsten Karl IV., von dem wir oben gesagt haben, daß er das Pfahlbürgerthum selbst durch die goldene Bulle verbot.

Der große Reichthum, zu welchem die deutschen Städte damals gelangten, ging eben aus Handel und Gewerben hervor. Der erstere nahm zu jener Zeit ganz andere Wege, als in den neueren Jahrhunderten; der Landweg über Deutschland war es, welcher den Norden von Europa mit dem Süden verband; die deutschen Städte vertrieben die kostbaren Waaren des Ostens, die sie aus Italien empfingen, nach den nördlichen Ländern, und fanden in diesem lebhaften Verkehr eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinns. Ulm und Augsburg vermittelten den Zusammenhang mit Italien durch die Straßen über die Ostalpen und lieferten ihre Waaren dann Regensburg, Wien, Nürnberg zum weiteren Vertriebe nach Ungarn, Böhmen, Schlesien, Polen; die Städte am Oberrhein waren auf die Wege durch die Schweiz angewiesen und gaben an den Niederrhein ab oder durch die Zwischenstation von Frankfurt auch an Hessen und Thüringen. Der Großhandel hatte in einzelnen Städten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts solche Dimensionen erreicht, daß manche Häuser ihre stehenden Agenten in weit entlegenen Orten hielten; trieb doch Nürnberg seinen Spezereihandel bis tief nach Frankreich hinein, wo „Lyon für dasselbe eine bleibende und wichtige Niederlage bildete". Wie ein betriebsamer Handelsgeist gewöhnlich zugleich den Kunstfleiß weckt, geschah es auch in den deutschen Städten; die Erzeugnisse ihrer fleißigen Arbeiter, vorzüglich Tuch und Leinwand, wurden reichlich ins Ausland geführt. Aber auch für andere Gegenstände zeig-

*) Barthold, Geschichte der deutschen Städte III. 179. Derselbe führt in mehreren Stellen aus, wie die ganze Bewegung zwar gegenkirchlich, aber nicht gegenkaiserlich, sondern „ghibellinisch" gewesen sei.

ten die deutschen Handwerker ein hervorragendes Geschick; die Färberei war zu einer hohen Stufe der Kunstfertigkeit gelangt, in der Bearbeitung von Gold und Silber zeichneten sich besonders die Augsburger aus, die Wiener überschwemmten den Markt mit geschmackvollen Schreinerarbeiten und Holzschnitzwerken, in Nürnberg gab es an sechshundert Gelbgießer, die in der Bereitung von Leuchtern, Ringen und anderen Messingwaaren bedeutenden Ruf hatten, und bereits im funfzehnten Jahrhundert war dieselbe Stadt unübertroffen in der Herstellung jener Kleinigkeiten, die noch heute von ihr den Namen tragen; die Gerberei aber blühte allenthalben, selbst in den kleineren Orten. Rechnen wir dazu, wie diese Betriebsamkeit auch auf die Verkehrsmittel einwirkte, wie die Flußschifffahrt sich hob, wie es unzählige Frachtführer gab, wie der Bau auf Salz und Metalle sich steigern mußte, so wird es begreiflich, daß sich durch Alles dies ein Wohlstand und eine Volksmenge in vielen deutschen Städten erzeugte, gegen welche ihr Zustand in unseren Tagen dürftig und geringfügig erscheint. Der oben genannte Aeneas Sylvius hat eine Beschreibung von Deutschland verfaßt, in welcher er die Macht, den Reichthum, den Glanz der deutschen Städte nicht genug preisen und erheben kann. Die Unsicherheit der Straßen, der scheinbare Mangel aller gesellschaftlichen Ordnung im Staate hemmte im Ganzen den Handel nicht. Die Städte fühlten sich kräftig genug, ihn zu beschützen. Der Adel war allerdings ungemein verwildert, und sah zum Theil einer großen Räuberbande nicht unähnlich, und die landesherrliche Macht, welche an die Stelle des ordnenden kaiserlichen Ansehns getreten sein sollte und wollte, war gewöhnlich noch nicht im Stande, ihn zu bändigen. Es war nicht mehr jene Zeit, in welcher der Ritter wegen Rechtsverletzung seinem Gegner ehrlich absagte, sondern das Fehderecht war zum Faustrecht entartet. Aus dem Hinterhalt fiel der Adel mit seinen wilden Gefährten über die Wagen und Schiffe der Kaufleute her, und brach in die Landmarken der Städte, um die Weiler zu plündern und die Viehheerden wegzutreiben. Aber auf das Zeichen der Sturmglocke bewaffnen sich die Bürger und schaaren sich nach den Vierteln ihrer Stadt, oder nach den Zünften. Schon war der Kampf zu Roß nicht mehr der entscheidende, bereits in der Schlacht bei Kortryk (1302) und bei Morgarten hatte sich gezeigt, daß das Fußvolk, richtig geführt, den erlesensten Reiterschaaren gewachsen sei. Die Handwerker ziehen aus mit Armbrüsten oder Lanzen bewaffnet, die reicheren Waaren- und Geldhändler auch wohl zu Pferd, endlich die Patricier, als Besitzer von Stamm- und Lehngütern der Ritterwürde fähig, in schwerer Rüstung, die berittenen Knechte

hinter sich. Voran flog das Banner der Stadt, von den besten Jünglingen umgeben; die Mauern wurden erstiegen, die Burgen gebrochen und schlimm war das Loos der adeligen Räuber, wenn sie den Erbitterten in die Hände fielen, sie wurden wie gemeine Verbrecher behandelt, und mußten oft mit dem Leben büßen. Und wie sie tapfer und opfermuthig außerhalb der Mauern gegen den Feind angingen, so waren die Bürger innerhalb derselben einfach und sparsam für den eigenen Haushalt, aber freigebig und hingebend für das Allgemeinwohl. Wie eng und klein waren die Wohnhäuser selbst der Wohlhabenden, und wie stattlich und glanzvoll, wie reich geziert die Rathhäuser und die Kirchen, wie zahlreich und wohlausgestattet die Hospitäler!

Reichte die Macht der einzelnen Städte nicht hin, ihren Handel in weiteren Umkreisen zu schützen, oder den Fürsten und der verbündeten Ritterschaft zu widerstehen, so traten sie in Einungen und Genossenschaften zusammen, von denen schon öfter die Rede gewesen ist. Unter diesen Städtebündnissen hat keines so viel Bedeutung, Macht und Ruhm erlangt, als das Hanseatische oder die Hanse, welches in Nieder-Deutschland und in den eroberten wendischen Ländern östlich der Elbe und Oder seinen Sitz hatte. Die Frage, wann, wie und wo dieser berühmte Bund seinen Anfang genommen habe, wird schwerlich genau beantwortet werden können. Gewiß ist nur, daß er aus der Vereinigung einiger See- und Binnenstädte zum Schutz und zur Ausbreitung ihres Land- und Seehandels hervorging, und daß dieser Anfang in das dreizehnte Jahrhundert fällt; den Anstoß zu dem Bunde gab wahrscheinlich Lübeck's umfassende Thätigkeit, und die wesentlichsten Richtungen desselben, Einheit in Maßregeln für den in- und ausländischen Verkehr, Sicherung der Land- und Wasserstraßen, geregelter Rechtsgang untereinander, Bereitschaft gegen Unterdrücker sich zu helfen, bildeten sich schon während des Interregnums aus. Nicht viel später kamen dann auch gemeinsame Namen („der gemeinsame Kaufmann des römischen Reichs"). Zwischen den Jahren 1255 — 1262 scheinen auf einer Versammlung die Grundzüge des Bundes, zunächst der wendischen und Elbstädte verabredet zu sein*). Einzelne Orte für sich waren schon lange bedeutend gewesen, hatte doch Lübeck unter der Führung seines Rathsherrn und Orloghauptmannes, „des biderben und frommen Degen" Alexander's von Soltwedel, schon über Dänemark mehrmals triumphirt; aber die Verbindung mehrerer war damals nur klein, und umfaßte durch dies ganze

*) Barthold, a. a. O. II. 295.

Jahrhundert höchstens zehn bis zwölf meist an der Ostsee gelegene Städte. Im vierzehnten Jahrhundert wuchs indeß die Zahl der Theilnehmenden rasch, kleinere Handelsverbindungen schlossen sich an, die innere Verfassung des Vereins bildete sich immer mehr aus, und jetzt erst ward der Name deutsche Hanse, der so viel als Handelsgilde bedeutet, der übliche und gesetzliche. Von dem Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich der Bund, und zählte mehr als siebenzig Mitglieder; es gehörte nicht mehr bloß Seestädte, sondern auch viele im Innern Norddeutschland's liegende Oerter dazu, wie Köln, Osnabrück, Magdeburg, Hildesheim, Berlin, Kulm, Thorn u. a. m. Gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Angriffe, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, welche die Kaufleute der Städte mit ihren Waaren befuhren, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder des Bundes unter einander, vor Allem aber die Aufrechthaltung und Bewahrung der in auswärtigen Ländern erlangten Handelsprivilegien waren die Hauptzwecke der Verbindung. Die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übten die verbundenen Städte bald auf allgemeinen Hansetagen zu Lübeck, weil dieses, ungefähr in der Mitte der von Novgorod bis London, von Bergen bis Krakau zerstreuten Städte und Handelsniederlassungen gelegen, als Hauptort des Bundes betrachtet wurde; bald in Vereinigungen der Städte eines einzelnen Kreises oder Quartiers, wenn die Angelegenheiten nur diese ins Besondere betrafen. Die ganze Verbindung war nämlich in vier Quartiere getheilt: in das wendische, zu dem die mecklenburgischen, pommerschen und märkischen Städte gehörten, in welchem Hamburg neben Lübeck den bedeutendsten Einfluß behauptete, in das preußisch-liefländische, dessen Mittelpunkt Danzig war, in das kölnische und endlich in das sächsische, unter dem Vorsitz von Braunschweig. Der Schauplatz des auswärtigen Verkehrs war vorzüglich der europäische Norden, Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, Länder, deren innerer gesellschaftlicher Zustand die fast ausschließliche Handelsgewalt der Hansen möglich machte. Sie legten in diesen Gegenden überall bleibende Niederlassungen an, ohne die ein bedeutender auswärtiger Handel bei der damaligen Unsicherheit nicht geführt werden konnte, die sie jedoch mit kluger Berücksichtigung der Verhältnisse verschieden verwalteten, und genossen hier die größten Vorrechte und Begünstigungen, zu deren Erweiterung und Behauptung sie auch den Kampf mit den nordischen Königen nicht scheuten, sondern kühn und glücklich gegen sie auftraten. So wie sie diese Länder mit Waaren aus der Fremde versorgten, so führten sie auch allein die Erzeugnisse der-

selben wieder aus. Aus diesem Zwischenhandel zogen sie den größten Gewinn; was ihr eigener Kunstfleiß hervorbrachte, kam dagegen weniger in Anschlag. Im Westen ging der Verkehr besonders nach England und den Niederlanden; zu Brügge und London hatten sie große Handelscomtoire; ist doch der Stahlhof in letzterer Stadt noch bis in die neuere Zeit in ihrem Besitz gewesen. In allen diesen Verhältnissen erscheinen sie als freie Mächte; sie schließen Bündnisse, machen Frieden oder kündigen Krieg an, ohne alles Zuthun des Kaisers und des Reichs. Unmittelbaren Antheil an den auswärtigen Kämpfen nahmen gewöhnlich nur die Seestädte; die im Lande gaben Beiträge und Steuern. Als sich die Macht Dänemark's nach langen Zerwürfnissen unter Waldemar Atterdag wieder emporhob, als dieser König nicht nur Oeland und Gothland, welche zu Schweden gehörten, eroberte, sondern auch Wisby, den ältesten Sitz des deutschen Handels im Auslande, nach tapferem Widerstande nahm und ungeachtet eines Vertrags die dortige Niederlage plünderte, ward ihm auf einer Tagfahrt in Greifswald der Krieg erklärt (1361). Eine Flotte, unter der Führung von Johann Wittenborg, dem Lübecker Bürgermeister, eilte herbei und plünderte Kopenhagen, erlitt aber bei der Belagerung von Helsinborg eine empfindliche Niederlage; Wittenborg büßte das Mißgeschick durch seine Enthauptung auf dem Markte in Lübeck. Aber der Verlust brannte den Bürgern auf der Seele, und da Waldemar die Bedingungen der Sühne nicht erfüllte, so ward auf einem Tage in Köln (1367) unter dem Vorsitz des Gerhard von Attendorn von Lübeck und Bertram Wulflam von Stralsund eine allgemeine Kriegserklärung beschlossen; um Ostern des folgenden Jahres liefen siebenundsiebzig Absagebriefe bei Waldemar ein, der nach Deutschland entfloh. In Norwegen, dessen Herrscher den Dänen Beistand leistete, wurden zweihundert Ortschaften verwüstet, die Küsten von Jütland, Seeland und Schonen wurden verheert, und im Jahre 1369 eroberten die Städte Kopenhagen, Helsingör, Nyköping, Falsterbo und Ellholm, und befestigten sich in der Herrschaft des Sundes. So mußte Dänemark 1370 unter außerordentlich vortheilhaften Bedingungen für die Hanse Frieden schließen; König Hakon von Norwegen, dessen Krone und Reichskleinodien in Stralsund zum Pfande standen, erhielt unter schmählichen Bedingungen verlängerten Waffenstillstand. „Einen Bürgerstand solcher Art hat kein Reich der Welt gehabt", aber auch der deutsche Handel hat niemals später einen solchen Umfang und solches Leben gehabt, niemals solche selbständige Kraft entwickelt, als zu jenen Zeiten, und wieviel unser Vaterland dadurch an Frische, Reg=

samkeit, Wohlstand und Bildung gewonnen, ist kaum hoch genug anzuschlagen.

Doch selbst wenn die Geschichte von dem, was die deutschen Städte waren und bedeuteten, verstummte, die Steine würden es uns täglich verkünden. Die Gebäude, welche jene Geschlechter errichtet, legen — wie wir schon vorhin bemerkten — ihren Enkeln ein sprechenderes Zeugniß von ihrem Wirken und ihrem Sinne ab, als es die beredteste Schrift vermag. Es beginnt nämlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die schönste Blüthe jener Baukunst, welche man die germanische nennt, während sie bisher, seltsam genug, die gothische hieß; mögen auch ihre Anfänge vielleicht außerhalb Deutschland's, im nordöstlichen Frankreich und in der Normandie zu suchen sein, so ist doch ihre edelste und erhabenste Gestalt von deutschen Meistern ausgegangen, und deutsche Meister sind es, die auch in anderen Ländern die wichtigsten Gebäude dieser Art aufgeführt haben. Sie ist ein Erzeugniß der germanisch-christlichen Richtung in der Kunst, und ist ebenso wie die eigenthümliche Poesie jener Zeiten von der antiken Weise völlig unabhängig, ohne darum einen geringern Rang einzunehmen als diese; denn die Schönheit der Formen, Geschmack und Stil sind in allen Künsten keinesweges an eine bestimmte Art und Regel gebunden, sondern können eben so mannichfach sein, als die verschiedenen Richtungen des Sinnes und Geistes in den Völkern und Zeiten, die sich mit Freiheit erzeugen und in der Kunst mit ursprünglicher, keinem vorhandenen Muster nachgebildeter Schöpfungskraft zur Erscheinung gelangen. Das Eigenthümliche dieser deutschen Baukunst zeigt sich in den schlankeren Säulen, über welchen, auf den geschmückten Knäufen, die Ribben und Reihungen der Gewölbe emporsteigen; in den hohen Bogenfenstern, welche die Räume zwischen den Pfeilern bis unter die Dachung ausfüllen; in der leichten, äußerst kühnen Höhe der Schwibbögen; in den mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern und Zinnen, durch welche selbst die außenstehenden Strebepfeiler in Kunstwerke verwandelt wurden. Unter den hohen, mit dem ganzen Gebäude in Einheit gedachten, Thürmen führte ein mannichfach verziertes Portal in das Innere, wo das allzu grelle Licht durch die schönste Glasmalerei der Fenster gebrochen und gemäßigt ward. Unter den Meistern jener Zeiten hat keiner so hohen Ruhm erlangt, als Erwin von Steinbach, der im Jahre 1277 den vordern Anbau und den Thurm des Münsters von Straßburg zu bauen begann. Hier erscheint die Kunst in ihrer Vollendung. Aber dieser riesenhafte Thurm ist bei weitem nicht ganz von Erwin errichtet, auch nicht nach seinem ursprünglichen Plane

ausgeführt, welcher, den schon vorhandenen Dimensionen entsprechend, auf ein Werk mittlern Umfangs ging. Erst im Jahre 1439 wurde der Thurm gänzlich vollendet, und da jeder der folgenden Meister nach seinen eigenen Gedanken daran baute, so läßt sich an ihm, wie mit einem Blicke, der veränderte und schon sinkende Geschmack dieser Baukunst übersehen; denn im funfzehnten Jahrhundert verlor sich die alte Großartigkeit schon in Verkünstelung und Ueberladung. Ganz anders der Kölner Dom, der gleichfalls um die Zeit Erwin's von Steinbach begonnen wurde; an diesem wurde nach dem von dem Urheber entworfenen Plane fortgebaut. Der Stephansthurm in Wien, der freiburger Dom und viele andere Kirchen gehören gleichfalls in die beste Zeit der deutschen Baukunst. Wenn man den künstlerischen Geist betrachtet, welcher in der Anordnung und Entwerfung dieser himmelanstrebenden Massen waltet, die Kenntniß und Sicherheit in der Ausführung und das große technische Geschick in der höchst sorgfältigen und fleißigen Behandlung des Einzelnen: so fühlt man sich zur Bewunderung und Verehrung von Zeiten hingerissen, wo es Meister gab, die so dachten und bildeten, so viele bereite Hände ihren Gedanken Leben zu geben, und Bürger einzelner Städte, die keine bessere Verwendung ihrer Reichthümer kannten, als für solche Zwecke*). Indeß wäre die Aufführung dieser Bauten mit einer solchen Vollendung ohne die damals blühenden Baubrüderschaften schwerlich möglich gewesen. Schon bei den Römern finden sich Vereine von Baukünstlern, später hatten sie in den Klöstern ihren Sitz, im elften Jahrhundert traten sie aus diesen hervor, und gestalteten sich zu weltlichen Gesellschaften. In England nahmen die Vereine zuerst eine eigenthümliche Form an. Sie beschäftigten sich mit Unternehmungen großer Bauten, und ihr gemeinschaftliches Wirken nach wohlerlernten Regeln machte die große Ausbildung und Uebereinstimmung möglich. Ihre Lehren pflanzten sie als Geheimnisse durch die drei Stufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister fort. Die für die Bildung und Ausbreitung der deutschen Kunst wichtigste Vereinigung der Baumeister und Steinmetzer ist die, welche in Straßburg durch Erwin von Steinbach gestiftet wurde. Aus Deutschland, England und Italien zog er Meister an sich, und gab seinem Bunde die schon früher in England angenommene Einrichtung. Eine solche Innung hieß eine Hütte; alle in Deutschland befindlichen Hütten

*) Bosnische Gesandte, erzählt Aeneas Sylvius, welche den Stephansthurm in Wien lange angesehen und bewundert hatten, brachen endlich in die Worte aus: „Der Thurm hat mehr gekostet, als man für das ganze Königreich Bosnien bekäme.“

traten mit einander in Verbindung, die straßburger blieb indeß die oberste. Erst im Jahre 1731 sind diese Hütten durch ein kaiserliches Edict aufgehoben worden *).

---

## 28. Die Fehmgerichte.

Wie die städtischen Verbindungen in Deutschland aus dem Mangel an Einheit und durchgreifender, gegen Gewalt und Willkür sichernder gesetzlicher Ordnung hervorgingen, so verdanken auch die westfälischen Gerichte (auch heimliche oder Fehmgerichte genannt) denselben Ursachen die Gestalt und den Umfang, zu denen sie sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert entwickelten. Ihren Ursprung haben sie in den uralten, allgemein gültigen Einrichtungen des deutschen Gerichtswesens; wie aber mit diesen selbst mannichfache Veränderungen vorgegangen waren, so hatte sich um sie her Alles noch weit mehr verwandelt. Daher hatten selbst ihre Inhaber und Mitglieder die rechte Kunde von ihrer Geschichte verloren, den Zeitgenossen erschienen sie fremdartig und seltsam, und so haben sie den Dichtern und Romanschreibern späterer Zeiten einen Stoff dargeboten, den sie auf das abenteuerlichste ausschmückten.

Als sich in Deutschland nach der Zersplitterung der großen Herzogthümer die Landeshoheit ausbildete, suchten die Fürsten auch ihre Gerichtsbarkeit der noch bestehenden kaiserlichen gegenüber auf alle Weise auszudehnen. Sie errichteten in dieser Zeit Hofgerichte für den Ritterstand, verwiesen die Sachen anderer Personen an ihre Beamte, oder an die Stadtgerichte, und suchten die Landgerichte ganz aufzulösen, mit deren Vorsitz sie früher vom Kaiser belehnt worden waren (Th. VI. S. 247). In Westfalen, wo sich dem alten Charakter der Sachsen gemäß (Th. V. S. 153) die hergebrachten Einrichtungen weit zäher und haltbarer bewiesen, als in anderen Landschaften, erhielt sich auch von der kaiserlichen Gerichtsbarkeit ein bedeutender Ueberrest, und die Landeshoheit wurde hier später als in den übrigen deutschen Territorien zu der Gewalt ausgebildet, welcher schöffenbar Freie wie Ministerialen und Vogtleute in derselben Weise gehorchten. Die Freien blieben einem be=

---

*) Die Hütten hießen auch Logen, die Mitglieder derselben Freie Maurer, weil sie besondere Vorrechte und Freiheiten genossen. Man nahm in England außer den eigentlichen Kunstgenossen auch andere Männer von Ansehn und Kenntnissen auf, welche angenommene Maurer hießen. Aus diesen ist späterhin, nach Einiger Meinung, der Bund der Freimaurer entstanden.

sonderen Richter untergeordnet, der nicht als landesherrlicher, sondern als kaiserlicher Beamter (unter Königsbann) ihrem Gerichte vorsaß. Er hieß Freigraf, sein Gerichtsbezirk eine Freigrafschaft. Die Landesherren betrachteten diese Gerichte wie alle anderen in ihren Territorien befindlichen als sich untergeordnet, ohne aber darum an der Sache und ihrem Wesen etwas ändern zu können. Die Freigrafen selbst hielten sich nur dem Erzbischof von Köln verpflichtet, weil auf diesen die herzogliche Gewalt in Westfalen und Engern übergegangen war (Th. VI. S. 133) und diese von jeher ein Aufsichtsrecht über die Grafschaftsgerichte begründet hatte. Da die Freigerichte ein Ueberbleibsel der uralten germanischen und insbesondere der sächsischen Gerichtsverfassung waren, wie sie durch Karl den Großen in Uebereinstimmung mit den fränkischen Ländern umgestaltet worden war (Th. V. S. 153 u. 156), so hatte sich unter ihren Mitgliedern die dunkle Kenntniß erhalten, daß die Einrichtung derselben von jenem Kaiser herstamme. In so fern dies nun auf etwas Besonderes, sie vor anderen Gerichten Auszeichnendes zielen sollte, war es ein Mißverständniß; denn die Freigerichte waren nichts als die ordentlichen Gaugerichte der alten Verfassung, welche späterhin Landgerichte genannt wurden (vgl. VI. S. 247). Aber schon im vierzehnten Jahrhundert nahm man sie für außerordentliche Institute, wie sie es auch in dieser Zeit allmählig geworden waren.

Es hatte sich nämlich neben ihren öffentlichen Sitzungen ein Verfahren anderer Art gebildet, zu welchem blos diejenigen zugelassen wurden, welche zu Schöffen des Gerichts aufgenommen worden waren. In dieser Beziehung hieß der Prozeß der Freigerichte die heimliche Acht, sie selbst Fehmgerichte*). Außerdem entstand bei den Grafen und Schöffen, aus dem Verhältniß von kaiserlichen zu landesherrlichen, als niederen Gerichten, der Gedanke von einer sich über das ganze Reich erstreckenden Befugniß ihrer Gerichte, in so fern nämlich von den ordentlichen Höfen dem Kläger kein Recht gewährt ward; obschon die Freistühle ursprünglich nur für Westfalen da waren, oder vielmehr sich für diese Provinz (deren Boden in der Sprache des Gerichts aus unbekannten Gründen rothe Erde genannt wurde) allein erhalten hatten. Auch durfte es in späterer Zeit nur hier Freistühle geben; wenigstens erhielten

*) Walter, Deutsche Rechtsgeschichte, II., 293: „Veme heißt überhaupt Ding, Gericht." Zöpfl, Deutsche Rechtsgeschichte, S. 976: „Vehmgerichte heißt nichts anderes, als Gerichte, welche das Recht haben, Ladungen mit dem Charakter einer Verstrickung oder Verfestung (districtio, bannitio) ergehen zu lassen.

die Erzbischöfe von Köln von den Kaisern Karl IV. und Wenzel das Privilegium, die Freigrafen, auch die außerhalb Westfalens, zu einem Capitel auf westfälischer Erde zu versammeln. Demnach setzten sie sich den höchsten Reichsgerichten gleich, und steigerten das Gefühl ihrer Würde bis zu großem und keckem Uebermuth. Da im Mittelalter sich weder Kaiser noch Landesherr um Gesetzgebung und Gerichtsordnung bekümmerten, so bildete sich auch in den Freigerichten nach ächt deutscher Weise Alles selbstständig und eigenthümlich aus. Daher war auch die Beschaffenheit ihrer Einrichtungen im Ganzen so unbekannt, und es wurden ebendeßwegen so viele Klagen über Willkür erhoben, daß König Ruprecht im Jahre 1408 den Freigrafen in Heidelberg eine Reihe von Fragen darüber vorlegte.

Vor den offenen Freigerichten wurde Alles verhandelt, was auch in den übrigen Landgerichten vorkam; was vor das Fehmgericht gehören sollte, stand nicht ganz fest. Als Karl der Große die Sachsen unterworfen hatte, schien ihm keine Gattung von Verbrechen der Aufsicht und Strafe bedürftiger, als die gegen das Christenthum begangenen, und es ist möglich, daß schon damals über Rückfall zum Heidenthum und Tödtung der Geistlichen in geschlossenem Gericht verfahren wurde, um dieses sicher zu stellen, so lange die Mehrzahl den alten Göttern treu blieb. Darum gehörte auch späterhin Alles, was die Gebote der Religion verletzte, vor das Fehmgericht, und seine Competenz wurde dann auch darauf ausgedehnt, was im Sinne des Mittelalters wider die Ehre stritt, also auf alle Criminalsachen, alle Angriffe auf Leib und Leben, alle Verbrechen, die nach gemeinem Rechte todeswürdig waren. Aber auch Klagen anderer Art wurden angenommen, wenn der Angeschuldigte sich weigerte, sich vor seinen ordentlichen Richter zu stellen. Und so wurde es den Fehmgerichten leicht, fast in jeder Anklage Gegenstände ihrer Befugniß zu finden.

Wenn in der heimlichen Acht gesprochen ward, so bestand das Gericht nur aus dem Freigrafen, als dem Richter, und den Freischöffen, als den Urtheilsprechern. Das Alterthümliche und Feierliche der Formen mit ihren eigenthümlichen, herkömmlichen Redeweisen gab dem Verfahren etwas Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes. Das Gericht hieß das heimliche zunächst von dem alten Unterschied zwischen dem ächten ungebotenen Ding oder Gericht, zu welchem sich alle Gerichtspflichtige der Grafschaft (Th. V. S. 250) regelmäßig versammelten, und dem besonderen, geschlossenen (in der alten Sprache, heimlichen), zu welchem der Richter in besonderen Fällen die Genossen berief. Es hielt seine Sitzungen

an den alten Mallstätten (Th. V. S. 30), unter freiem Himmel, keineswegs an verborgenen, unzugänglichen Orten oder in düsteren Gewölben. Die Freischöffen hießen von Alters her die Wissenden, weil sie das Urtheil wiesen, späterhin auch weil sie allein die Einrichtung der heimlichen Acht kannten.

Wenn die Anklage gemacht war, so ließ der Richter durch die Schöffen und Genossen entscheiden, ob die Sache Fehmwroge sei (d. h. vor das heimliche Gericht gehöre). Wenn dies erklärt ward, so erfolgte die Ladung, im Fall es nöthig war, wiederholt, in bestimmten Zwischenfristen. Erschien der Angeklagte nicht, so wurde er verurtheilt, sobald der Kläger die Anklage mit sechs Eidhelfern, die aber alle Freischöffen sein mußten, beschwor. Stellte sich aber der Angeklagte und gestand das Verbrechen, so wurde die Strafe (bei eigentlichen Fehmwrogen der Tod) vollzogen. Läugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, zu dem aber, wenn der Kläger mit zwei oder danach mit vierzehn Eidhelfern dagegen schwur, einundzwanzig Eidhelfer gehörten, welches dann das höchste Zeugniß der Unschuld war, und die Losspechung zur unmittelbaren Folge hatte. Gegen Unwissende fand anfangs nur das heimliche Verfahren statt, wenn sie sich nicht vor das offene Gericht stellten; erst später wurde eine unmittelbare Ladung vor die Fehme eingeführt, falls die ordentlichen Gerichte nicht einschritten. Die ausgesprochene Verurtheilung hieß Verfehmung, und war der Oberacht gleich, d. h. der Verfehmte war im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers; nur die Vollstreckung fehlte. Trafen Freischöffen, deren aber mindestens drei sein mußten, einen Solchen, so henkten sie ihn an den nächsten Baum, nahmen ihm aber nichts, und steckten ein Messer neben ihn, als Merkmal, daß er von der Fehme gerichtet sei. Dasselbe geschah, wenn drei oder mehr Freischöffen einen todeswürdigen Verbrecher auf der That ertappten.

Das stärkere Hervortreten der Fehme in den Freigerichten, die Ausdehnung ihrer richterlichen Befugnisse beginnt etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als in Deutschland Gewaltthat, Fehde und Selbsthülfe überhand nahmen. Ueber den Mächtigen hatte der Richter nicht Gewalt, und der gemeine Verbrecher floh, und fand bei der großen Zersplitterung Deutschland's irgendwo gewiß Sicherheit. Da also fast Niemand mehr durch Klagen zu seinem Rechte kam, da die öffentliche Acht nicht zu vollstrecken war, empfanden die Freischöffen das Bedürfniß, dieselbe zu verstärken, sie sprachen deshalb über den Verbrecher noch die heimliche Acht und sicherten deren Vollziehung durch die

eigene Faust. Auf diesen Grundlagen breitet sich die Fehme noch weiter aus. Ueberall entstanden damals jene Vereine, um die zu gänzlicher Nichtigkeit herabgesunkene Staatsgewalt in gewissen Kreisen zu ersetzen. So bildete sich denn auch aus den Freischöffen ein Bund, zunächst, um in Westfalen ihre Gerichte zu Landesfriedensgerichten zu erheben und durch sie Ruhe und Sicherheit zu befördern. Die in vielem Betracht heilsamen Folgen dieser Thätigkeit, der Ruhm ihrer Erfahrung, Tüchtigkeit und Weisheit, das Ansehn, welches ihnen ihr strenges Festhalten an alterthümlichen Formen gab, machten, daß man sich aus ganz Deutschland an sie wandte, und hieraus entwickelte sich dann auf natürliche Weise, daß auch die Glieder der Fehmgerichte nicht mehr bloß aus Westfalen bestanden, sondern daß man, um die Genossenschaft zu stärken und zu erhalten, aus allen Gegenden Deutschland's freie Männer als Freischöffen aufnahm. Doch konnten fortwährend nur in Westfalen Versammlungen des Gerichts gehalten, und nur dort Freischöffen ernannt werden. Alle Hörige waren ausgeschlossen, ebenso Geistliche, Weiber und Juden. Gegen solche wurden anfangs auch keine Klagen angenommen, bis der Bund auch über Ungenossen zu richten anfing.

Mit diesem erweiterten Umfang und diesem Ansehn steigerte sich auch der Begriff, den die Freigrafen von den Befugnissen ihrer Gerichtsbarkeit hatten, immer höher. Selbst den Kaiser erkannten sie nur dann als den höchsten Richter an, wenn er nach Westfalen zu den alten Mallstätten der Freistühle kam, und war der Kaiser nichtwissend, so trotzten auch ihm die Freigrafen. In der Zeit der Blüthe des Bundes waren Fürsten, und vielleicht die Mehrzahl der ritterlichen Männer Freischöffen, und keine bedeutende Stadt war, in deren Rath nicht Einige gesessen hätten. Selbst König Sigismund ließ sich 1429 zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufnehmen. Der Große, der dem Kaiser trotzte, war verloren, wenn der Bund sich wider ihn erhob. Schon vor das Freigericht geladen zu werden, galt für einen Schimpf, weil die Anklage als das halb erwiesene Verbrechen erschien. Jeder Freischöffe war verpflichtet, alle ihm bekannten Handlungen anzuzeigen, welche zur Fehmwroge gehörten. Die Vollziehung des gesprochenen Urtheils herbeizuführen, wurden die entschiedensten Maßregeln ergriffen. Den mit derselben Beauftragten band der strengste Eid, den Verfehmten zu verfolgen und zu vernichten. Jeder Freischöffe, der beim Bundeszeichen zu Hülfe gerufen ward, und wenn es seinen eigenen Vater, Sohn oder Bruder galt, mußte Beistand leisten. Wer sich des Verfehmten annahm, theilte sein Schicksal, ja selbst wer ihn mit Worten oder Zeichen warnte, war

verloren. Nicht weniger furchtbar machte den Bund die Verpflichtung der Freischöffen, jeden auf der That ertappten Verbrecher sogleich zu richten, und der Frevler erbebte vor dem Gedanken, vielleicht, ohne daß er es wußte, von den Rächern der Fehme umgeben zu sein. Darum drohte aber auch diesen, ja sogar ihren Gerichtsversammlungen manche Gefahr von wilder, roher Gewalt, und so mußte denn das Gericht seiner eigenen Sicherheit wegen noch in einem anderen Sinne ein geheimes werden, und seine Sitzungen gänzlich abschließen, mit unerbittlicher Strenge gegen den, der sich dennoch an den Versammlungsort wagte. Damit der Verurtheilte nicht im voraus Vertheidigungsmittel ergreifen könne, blieb auch das Urtheil, welches die Verfehmung aussprach, in späteren Zeiten geheim, und die Freischöffen hatten gewisse Zeichen und Symbole, an denen sie sich gegenseitig erkannten.

Ein so mächtiger und einflußreicher Bund mußte nothwendig einerseits die höchste Eifersucht wider sich erregen, und andrerseits konnte es nicht fehlen, daß er durch Willkür und Uebermuth Grund zu gerechten Klagen gab. Unter der so großen Menge von Freischöffen mußten sich Manche finden, die des Bundes unwürdig waren, die Gewalt desselben frevelhaft mißbrauchten, und sich seines guten Zweckes als Deckmantel für die Befriedigung persönlichen Hasses bedienten. Und schon in dem heimlichen Gerichtsverfahren selbst, welches den Beklagten beim Nichterscheinen ungehört verdammte, und den Namen des Klägers in der Vorladung ausließ, nicht Wissende ohne vorhergegangene Mahnung vor das offene Gericht verfehmte, und das Verfahren auch öfters, wenn sich der Angeschuldigte vor seinem eigentlichen Gerichtshof einfand, nicht einstellte, lagen große Uebelstände, die zu immer weiterem Mißbrauch führten; und wenn es heilsam war, daß die Schlechten bebten, so kann man auch glauben, daß ganz Deutschland vor einem Bunde von vielleicht hunderttausend Gliedern als eben so vielen Henkern zittern mußte*), deren Jeder verpflichtet war, den Angeklagten und Unvertheidigten hinzurichten. Dazu kam, daß dem Bunde Vieles von dem Hasse der ihm feindlichen Territorialherren ohne Grund aufgebürdet worden ist, wodurch er in dem schwarzen Lichte erschien, in welchem ihn noch heutzutage Viele sehen. Schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts beginnen die Beschwerden der deutschen Stände über die Fehmgerichte, und steigern sich um die Mitte desselben immer höher. Die Freistühle sahen selbst ein, daß Reformationen nöthig seien, aber nachdem die Blüthe des Bundes

---

*) Möser, patriotische Phantasien, Th. IV. S. 197.

einmal vorüber war, wollten sie nicht recht gedeihen. Durch die große Veränderung der ganzen Denk= und Handlungsweise der neuern Zeit, durch die Umgestaltung des Gerichtswesens in Deutschland zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts und die völlige Befestigung der Landes=hoheit ging die Wirksamkeit der Fehmgerichte allmählig zu Grunde, ohne daß sie durch ein Reichsgesetz aufgehoben worden wäre; ja in Westfalen währten die Freistühle zum Theil bis ins achtzehnte Jahrhundert fort, aber freilich in einer Gestalt, die auch dem Schatten ihres ehemaligen Ansehns nicht verglichen werden konnte, als gewöhnliche Polizei= und Rügegerichte*).

---

## 29. Bürgerkrieg in der Schweiz.

Oesterreich's Macht in Helvetien, die seit den Schlachten von Sempach und Näfels schon aufgehört hatte, den Eidgenossen furchtbar zu sein, war durch die oben (S. 215) erwähnte unglückselige Theilnahme Herzog Friedrich's an der Flucht des Papstes Johann XXIII. fast ganz vernichtet worden. Nur die Städte Winterthur, Rapperswyl und Dießenhofen nebst dem Thurgau blieben den Habsburgern. Aber einige Jahrzehente nachher eröffnete sich ihnen eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlorenen und zur Rache für die vielfach erlittene Schmach; denn die Kräfte, welche bisher allen Angriffen von Außen unbezwinglich gewesen waren, fingen an, sich gegen einander selbst zu kehren. So stark traten nämlich bei den Schweizern Ehrgeiz und Ländersucht hervor, daß es zu einem Bürgerkriege kam. Die Veranlassung dazu gab das Erbe des letzten Grafen von Toggenburg, der im Jahre 1436 starb. Zürich, von seinem tapfern, ehrgeizigen und unternehmenden Bürgermeister Rudolf Stüssi geleitet, erhob Ansprüche darauf; dasselbe geschah von Schwyz und Glarus. Die beiden letzteren hatten die Zustimmung der übrigen Kantone erhalten, und so entstand ein Bund gegen Zürich, dessen Seele Itel Reding, Landammann von Schwyz, war, und ein innerer Krieg, der für Zürich unglücklich lief, so daß es einen nachtheiligen Frieden eingehen mußte (1440). Darüber aufs höchste unwillig, vergaßen die Zürcher in

*) Das letzte Freigericht (als Criminalgericht) wurde 1568 bei Zelle gehalten. Der letzte Oberfreigraf, deren die Erzbischöfe von Köln noch immer einzusetzen pflegten, wurde 1783 angestellt. Vergl. Zöpfl a. a. O.

ihrer Leidenschaft der alten Gefahren, und wandten sich an den deutschen König Friedrich um ein Bündniß gegen ihre Eidgenossen. Friedrich, der sich der Zwietracht seiner Feinde freute, ergriff diesen Antrag begierig; er machte selbst eine Reise in die oberen Lande, wo er beim Anblick der zerstörten Thürme seines Stammschlosses Habsburg nur tiefern Ingrimm faßte, und erklärte zu Kostnitz den Abgeordneten der Schweizer, daß er als deutscher König ihre Rechte und Freiheiten nicht bestätigen werde, wenn man seinem Hause den Aargau nicht zurückgebe (vergl. S. 215). Vergeblich suchten die übrigen Eidgenossen, Zürich von diesem gefährlichen Bündniß abzumahnen; die Pfauenfedern, Oesterreich's Abzeichen, wehten von zürcherischen Helmen, und die rothen österreichischen Kreuze (die Schweizer trugen weiße) vereinigten österreichische und zürcherische Schaaren.

Der Krieg brach von Neuem aus, mit einer Erbitterung, die sich jeden Gräuel verstattete. Dörfer loderten in Flammen auf, Kirchen wurden geplündert. Die Eidgenossen drangen siegreich über den Albis in die Nähe von Zürich (22. Julius 1443). Die Bürger eilten zum Kampfe hinaus, und lagerten sich unweit ihrer Stadt in den Wiesen jenseits des Flusses Sihl. Da brachte ihnen eine Kriegslist Itel Reding's Verderben. Er ließ zweihundert auserlesenen Jünglingen rothe Kreuze vorn auf die Brust heften, und befahl ihnen, sich hinten den Feinden anzuschließen. Die Schlacht begann; schon wichen einige Zürcher, da erhoben die Schweizer hinter ihnen ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürich, fliehe wer kann!" Schon entmuthigt von diesen Schreckensworten, sahen die Zürcher, wie die Zweihundert der Sihlbrücke, der einzigen Straße ihres Rückzuges, zustürzten, und da sie diese nunmehr erkannten, so wurde ihr Schrecken durch die Besorgniß, daß jene die Brücke eher erreichen würden, noch größer und faßte das ganze Heer. Alles wendete den Rücken und drängte sich im Wettlauf dem Flusse zu. In dieser äußersten Gefahr dachte Rudolf Stüssi nur der Ehre des Vaterlandes. Mit seiner breiten Mordaxt stellte er sich mitten auf die Sihlbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „haltet, Bürger, haltet!" Vergebens; die Schaaren flohen an ihm vorüber; er allein stand ernst und fest, und als nun Tod und Noth überall hereinbrachen, hielt er in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, die andrängenden Feinde noch auf. Da rannte ein Zürcher, den seine Vorwürfe beleidigten, auf ihn zu, rief: „daß dich Gottes Wunden — dies Wesen haben wir allein von dir!" und durchstach ihn mit dem Spieße. Von dem Falle des gewaltigen Mannes erdröhnte die Brücke. So starb Rudolf Stüssi einen Tod, würdig dem der gefeiertsten Helden Rom's und Griechenland's an die Seite gesetzt zu

werden. Ueber seinen Leichnam drangen ungehindert die Feinde mit den Fliehenden in Zürich ein, und würden es behauptet haben, wenn ihre Zahl größer gewesen wäre. Draußen wütheten die Eidgenossen mit Plünderung und Brand, und zechten auf verbluteten Leichnamen sitzend.

Schon vor dieser Begebenheit hatte sich Kaiser Friedrich, da er aus Oesterreich keine Hülfe senden konnte, an Frankreich gewandt, um eine Anzahl der dort unter dem Namen Armagnacs dienenden Söldnerschaaren (unten Abschn. 36.) als Hülfsvolk zu bekommen. Als nun Zürich nach dem Kampfe im Sihlfelde von einem großen Schweizerheere belagert wurde, mahnte man ihn dringend um die versprochene Hülfe; die oberländische Ritterschaft ließ sich aber eben so wenig als die Städte zum Kampfe gegen die Eidgenossen bringen und so blieb Friedrich nichts übrig, als sein Begehren bei dem französischen Könige Karl VII. zu wiederholen. Dieser, der in seinem Kriege mit den Engländern selbst eben einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und jener Söldner gern ledig sein wollte, erfüllte die Bitte des Kaisers mit solcher Bereitwilligkeit, daß er ihm, statt der geforderten fünftausend Armagnacs, vierzigtausend zusandte. Der Dauphin Ludwig selbst führte sie an, und rückte nach Basel vor, um Zürich zu entsetzen. Gegen ihn zog eine Schaar von sechzehnhundert tapferen Eidgenossen, und beschloß, unbekümmert um die außerordentliche Uebermacht, den Angriff bei St. Jakob an der Birs, im Angesicht von Basel. Die Hälfte des feindlichen Heeres, die sich diesseits der Birs befand, wurde im wüthenden Anlauf über den Fluß zurückgedrängt. Aber der glückliche Erfolg machte die Schweizer tollkühn. Vergebens suchten ihre Hauptleute sie zu halten, stürmisch setzten sie vor der Mündung des feindlichen Geschützes, im Angesicht der zahlreichen Schaaren über das Wasser (26. Aug. 1444). Ehe sie sich am anderen Ufer ordnen konnten, zersprengte sie der gewaltige Angriff der schweren Reiterei; viele wurden auf der offenen Aue umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten; nur fünfhundert bemächtigten sich des Siechenhauses bei St. Jakob, nicht um sich dort zu retten, sondern durch einen hartnäckigen, zehnstündigen Widerstand ihr Leben theuer zu verkaufen. Der Dauphin, voll Bewunderung und Ehrfurcht vor einer solchen Tapferkeit, die seinem Heere achttausend der tapfersten Mitstreiter gekostet hatte, schloß Friede mit den Eidgenossen*), die

*) Bald entstand auch ein Bündniß mit Frankreich (1453), und damit begann, sagt ein schweizerischer Schriftsteller, der schädliche Einfluß französischer Thaler und Sitten.

unterdeß die Belagerung von Zürich aufgehoben hatten. Dafür wälzte er seine raubgierigen Schaaren auf die deutschen Grenzländer, indem die Ohnmacht des Reichs Frankreich schon damals zu den Eroberungsplänen aufmunterte, die es erst zwei Jahrhunderte später auszuführen vermochte. Die Armagnacs begingen im Elsaß scheußliche Unthaten; aber die Entschlossenheit, welche die Städte, besonders Straßburg, zeigten, und die Erklärung der Stände, daß sie sich jetzt des Krieges annehmen wollten, aber nicht nur um die Schweizer zu bekämpfen, sondern auch um vor allem die Franzosen zurückzutreiben, bewog sie endlich, das Land zu räumen (1445).

Gegen die Eidgenossen führten darauf die benachbarten Fürsten, denen sich der Ritterbund von St. Georg anschloß, einige Truppen herbei und es entstand ein erbitterter Verheerungskrieg auf der ganzen Grenze, bis endlich die von den Eidgenossen gewonnene Schlacht bei Ragaz (6. März 1446) den Herren die Hoffnung benahm, die Schweizer zu besiegen. Zürich trat von seinem Bunde mit Oesterreich ab, und es ward jetzt zu größerer Sicherheit der gesammten Eidgenossenschaft der Grundsatz aufgestellt, daß für die Zukunft kein Einzelner eine Verbindung eingehen dürfe, welche dem alten Bunde nachtheilig sein könne.

---

## 30. Anfang des großen Kampfes zwischen Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III.

Wir haben die Geschichte dieser beiden Länder oben bei dem Tode Karl's IV. (S. 120) und dem unglücklichen Ausgange Eduard's II. (S. 132) abgebrochen, und erzählen sie nun, indem wir dahin zurückkehren, vereinigt, da langwierige, mit wenigen Unterbrechungen über ein Jahrhundert dauernde Kämpfe beide Völker in stete Berührung brachten. Mit Karl IV. erlosch die männliche Nachkommenschaft Philipp's des Schönen, und nun behauptete Eduard III. von England, daß ihm, als dem Sohne einer Tochter jenes Königs (oben S. 126), der französische Thron zunächst gebühre. Allein der Widerwille des französischen Volks gegen einen Fremdling und besonders gegen einen Engländer veranlaßte, daß man sich wieder auf das Salische Gesetz berief, welches angeblich schon bei der Nachfolge Philipp's V. zur Anwendung gekommen war, und das den Weibern das Recht auf die Krone absprechen sollte. Daher bestieg der Sohn des Grafen Karl von Valois (oben S. 104), ein Neffe Philipp's

des Schönen, Philipp VI., nach dem Ausspruche der französischen Stände den Thron (1328). Die Ansprüche Johanna's, der Tochter Ludwig's X. (oben S. 120), fand er durch das Königreich Navarra ab, und Eduard erkannte ihn zuerst durch eine Huldigung im Allgemeinen (1329), sodann durch eine besondere, die er für Guienne, Ponthieu und Montreuil leistete, förmlich an. Aber die schottischen Verhältnisse, in die sich Philipp, wie wir sofort erzählen werden, mischte, wie nicht minder der Thatendurst und Ehrgeiz Eduard's störten sehr bald das anfangs freundliche Verhältniß. Eduard hielt sich so lange ruhig, bis eine günstigere Lage der Umstände ihm hervorzutreten erlaubte, und beide Nebenbuhler waren indeß auf anderen Schauplätzen beschäftigt.

Wie in den italienischen und deutschen Städten, so gab es auch in den flandrischen einen unruhigen, freiheitsliebenden Handwerkerstand, der bereits fast überall gesiegt hatte und das Regiment in den Gemeinden führte. Ohne Einfluß und Ansehn war Graf Ludwig, der Nachfolger Robert's (oben S. 119); der städtische wie der Landadel wurde von den Bürgern angegriffen, überwältigt und grausam verfolgt. Ludwig wandte sich an den neuen König von Frankreich als seinen Lehnsherrn um Schutz und Hülfe. Mit einem ansehnlichen Heere brach Philipp 1328 auf, um den alten Schimpf seines Hauses zu rächen, und den zu neuem aufgelegten Uebermuth des Volkes zu bändigen. Er drang in Flandern ein, und kam bis nach Cassel. Die Bürger ließen ihre Gewerbe liegen, ergriffen muthig die Waffen und gingen ihm entgegen. An ihrer Spitze stand Zannekin, ein Fischhändler aus Brügge, der sich selbst mit Lebensgefahr in das feindliche Lager schlich und auskundschaftete, wie leicht das französische Heer zu überfallen sei, weil Nachmittags Alles sorglos und wegen der Hitze gewöhnlich fast ganz waffenlos ruhte. Am 23. August rückten die ritterlichen Schaaren zum Gefecht aus, da aber die Flanderer nicht in die Ebene herabkamen, gingen sie zurück in dem Wahne, daß die Bürger ihre feste Stellung nicht zu verlassen wagten. Drei Stunden nach dem Essen brachen jedoch die Letzteren auf das feindliche Heer los. Dieses, so wie der König selbst, kam anfangs wirklich in große Gefahr. Allein die Hitze des Tages, welche die Franzosen den Flanderern hatte in die Hände liefern sollen, ließ diese selbst unter der Last ihrer Waffen ermatten, und als sie darauf, schon erschöpft, unvermuthet auf einen wohlgeordneten Theil des französischen Heeres stießen, unterlagen sie demselben, und wurden völlig geschlagen. Der Niederlage auf dem Schlachtfelde folgte die Hinrichtung vieler Häupter und Beförderer der Unruhen, und der König von Frankreich hoffte, sich an dem Grafen einen dankbaren und

wichtigen Freund verschafft zu haben, indem er ihm das Land, seiner Meinung nach beruhigt, in der That aber nur betäubt, zurückgab.

Einige Jahre später (1331) war es, daß der König von England den Plan seines Großvaters gegen Schottland, von dessen Ausführung sein Vater hatte abstehen müssen, und der von Mortimer unrühmlich ganz aufgegeben worden war, wieder aufnahm. Schottland's Lage ermunterte zu einem solchen Unternehmen. Der wackere und kräftige Robert Bruce war gestorben, und hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen, David, der unter der Vormundschaft eines schwachen und unerfahrenen Mannes, des Grafen Randolf von Moray stand. Diese Lage der Dinge schien denjenigen Engländern, die während der Herrschaft ihres Volkes Güter in Schottland besessen hatten und dafür noch immer vergeblich eine Entschädigung erwarteten, günstig, sich ihr Recht zu verschaffen. Sie erweckten in Eduard Baliol, dem Sohne jenes Johann Baliol, dem Eduard I. die Krone von Schottland geraubt hatte (oben S. 123), den Gedanken, seine Ansprüche geltend zu machen, und boten ihm Hülfe und Unterstützung an. In Begleitung vieler Großen aus dem nördlichen England, doch ohne Theilnahme (wenigstens ohne öffentliche) des Königs Eduard, landete er mit einem kleinen Haufen an der Küste von Schottland, überwältigte den Widerstand, der ihm von der Regentschaft geleistet ward, und machte darauf so glänzende Fortschritte, daß er sich zu Scone zum Könige krönen ließ (1332), und von einem großen Theile des schottischen Adels auch anerkannt ward. In dem kurzen Zeitraum von sieben Wochen hatte er sich auf den Thron geschwungen, aber er sollte ihn auch nicht länger als drei Monate besitzen. Nur wenige, aber kräftige Freunde hatte die vorige Regierung behalten. Sie rüsteten sich zum Kampfe, schickten den jungen König mit seiner Gemahlin, Eduard's III. Schwester, nach Frankreich zum Könige Philipp, und benutzten mit großer Klugheit die aus dem raschen Glück entsprungene Sorglosigkeit Baliol's. Er ward von ihnen bei Annan geschlagen, und rettete kaum Freiheit und Leben. Als ein hülfloser Flüchtling kam er nach England, um die einmal gefaßten Hoffnungen mit Eduard's Hülfe zu retten, und diese Unterstützung mit Abtretung des südlichen Schottland's und mit Anerkennung der Oberlehnsherrschaft England's zu erkaufen. Nunmehr nahm Eduard auch keinen Anstand, öffentlich als sein Verfechter aufzutreten. Daß er bisher heimlich alle diese Unruhen genährt habe, bezweifelten die Schotten nicht, und hatten daher gleich nach der Vertreibung Baliol's alle Grenzplätze gegen England, besonders Berwick, besetzt und befestigt. Eduard zog

auch bald heran (1333), schlug ein schottisches Heer, gewann Berwick, und setzte Baliol von Neuem auf den schottischen Thron, aber er mußte nach seiner Rückkehr, eben so wie sein Großvater, erfahren, daß die Kraft der Schotten sich zwar beugen aber nicht brechen lasse. Das englische Heer hatte das Land kaum verlassen, als sie sich erhoben und das verhaßte Joch abschüttelten. Eduard brachte sie noch zweimal durch Einfälle in ihr Land zum Gehorsam, aber jedesmal nur auf so lange, als er mit seinem Heere verweilte; und ihr Muth zum Widerstande wuchs, sobald der Krieg zwischen England und Frankreich sich seinem Ausbruche näherte.

Bei der Stimmung zwischen den beiden Völkern und Regierungen konnte es an Veranlassungen dazu nicht fehlen. Philipp klagte, daß der König von England den Grafen Robert von Artois bei sich aufgenommen, der, in einen Streit um den Besitz dieser Grafschaft verwickelt, falsche Urkunden vorgebracht hatte, und deswegen durch einen Urtheilsspruch Philipp's in die Acht erklärt worden war. Eduard dagegen beschwerte sich, daß Philipp nicht allein dem zu ihm geflüchteten Könige David Bruce eine Freistätte gegeben, sondern auch den fortdauernden Widerstand der Schotten genährt habe. In der That sah Philipp wohl ein, wie nützlich ihm dieser Krieg auf der Insel sein konnte; aber Eduard, um sich einen ähnlichen Vortheil zu verschaffen, weckte auch seinerseits den Unmuth der Flanderer, die aus ihrer Bestürzung allmählig wieder erwacht waren. Flandern bezog damals fast alle Wolle für seine Webereien aus England. Hörte diese Zufuhr auf, so waren Tausende von Wollarbeitern in allen flandrischen Städten außer Nahrung. Als Eduard nun Miene machte, diesen Handel zu hindern, als er die Wollausfuhr verbot und in England selbst die Tuchweberei einführte, begannen die flandrischen Städte unruhig zu werden. Sie vertrieben den Grafen Ludwig, dessen Freundschaft mit Frankreich sie mißbilligten; in Gent, Ypern, Brügge erhoben sich die Zünfte, besiegten die Patricier und stellten einen Volksmann, Jacob von Artevelde, der sich in die Innung der Brauer hatte eintragen lassen und mit außerordentlichem Talente die Bewegung leitete, als Ruwaert von Flandern an die Spitze ihrer Vereinigung. Mit ihm trat Eduard in den engsten Verkehr. Auch als Schwiegersohn Wilhelm's, des Grafen von Hennegau, Holland und Friesland, besaß er (oben S. 131) in den Niederlanden großen Einfluß. Sein Schwager, der damalige Kaiser Ludwig, dessen gerechte Feindschaft gegen den französischen Hof wir aus der deutschen Geschichte kennen (oben S. 145 fgd.), ernannte ihn überdies zum Statthalter des Reiches in

Niederlothringen; in Coblenz hielten beide Herrscher eine Zusammenkunft, in der es der englische König nicht nur auf Entfaltung von Glanz und Pracht, sondern auch auf Gewinnung der deutschen Fürsten durch englisches Geld absehen mochte. Obwohl die Unterstützung Seitens des deutschen Königs wegen seiner unglücklichen Stellung zum Papste als eine sehr zweifelhafte erscheinen mußte, glaubte sich Eduard doch nunmehr zum Kriege gegen Frankreich hinlänglich gerüstet, widerrief seine Anerkennung Philipp's und die demselben geleistete Huldigung, nannte sich selbst König von Frankreich und brach 1339 in das Land, welches er in Anspruch nahm, ein, um es zu erobern. Obgleich beide Heere sich ziemlich nahe kamen, so wußte Philipp doch eine Schlacht zu vermeiden, deren ungewissem Ausgange er sein Schicksal nicht anheim stellen wollte. Um für das folgende Jahr einem ähnlichen Einfall der Engländer in seine Staaten vorzubeugen, ließ er im Frühling eine zahlreiche Flotte in dem Hafen von Sluys zusammenbringen, welche Eduard's Ueberfahrt hindern sollte. Aber dieser griff am 24. Junius 1340 mit weit geringeren Streitkräften die französischen Schiffe auf der Höhe jenes Hafens an und erfocht, vornehmlich durch das sichere Geschoß seiner vortrefflichen Bogenschützen, einen der glorreichsten Seesiege, deren die Geschichte gedenkt. Der Verlust des Feindes soll gegen 30,000 Mann betragen haben; von zweihundert Schiffen retteten sich nur zwanzig, während die Engländer blos zwei verloren. Nicht so glänzend waren die Erfolge auf dem Festland. Philipp wich widerum jeder Entscheidung aus, und Eduard konnte Tournay nicht erobern, worauf er sich, als seine Geldmittel erschöpft waren, zu einem Waffenstillstand bequemte, den Johanna von Valois, Eduard's Schwiegermutter und Philipp's Schwester, vermittelte.

Die Muße, welche Eduard dadurch erhielt, wollte er zur Wiederherstellung seiner Angelegenheiten in Schottland anwenden, wo während der Feldzüge in Frankreich die Anhänger des Bruceschen Hauses mit französischer Hülfe die Engländer und Eduard Baliol wieder vertrieben hatten. Aber der Krieg, den er hier begann, hatte so wenig Erfolg, daß gerade damals David Bruce nach neunjähriger Abwesenheit nach Schottland zurückkehrte (1342). Auch fingen die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen, wenn auch zunächst nur mittelbar, wieder an, indem sich beide Fürsten in den um diese Zeit entstandenen Erbfolgestreit in der Bretagne einmischten.

Im Jahre 1341 starb der Herzog von Bretagne Johann III. ohne Kinder zu hinterlassen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er in einer Versammlung der Barone des Landes seiner an den Grafen Karl von

Blois, Philipp's Neffen, vermählten Bruderstochter, mit Zustimmung des Königs von Frankreich, als Oberlehnsherren, die Nachfolge zugesprochen. Aber nach seinem Tode setzte sich ein jüngerer Bruder, Johann von Montfort*), in den Besitz der vornehmsten festen Plätze, und ging nach England, um sich dort, indem er Eduarden als dem rechtmäßigen Könige von Frankreich huldigte, in dem bevorstehenden Kampfe einen kräftigen Beistand zu verschaffen. Doch, ehe von dorther Truppen anlangen konnten, war Karl von Blois mit französischem Kriegsvolk in die Bretagne eingerückt, hatte den aus England zurückgekommenen Montfort in Nantes belagert und in seine Gewalt bekommen. Seltsamer Weise begünstigte Philipp hier ein Anrecht, das er in seiner eigenen Sache bestritt, während Eduard ebenso für die Erbfolge in der männlichen Nachkommenschaft eintrat, die er doch in seinem Falle als unrechtmäßig anfocht. Die muthige Gemahlin des gefangenen Montfort, Johanna, vertheidigte sich mit männlicher Kraft und großem Geschick gegen die Franzosen, sandte ihren Sohn nach England, und erhielt nun die erwartete Unterstützung. Zuerst erschien Robert von Artois mit einem kleinen Hülfscorps, im Herbst (1342) folgte Eduard selbst mit zwölftausend Mann. Die Gefechte, welche geliefert wurden, brachten indeß keine Entscheidung, und es erfolgte ein neuer Waffenstillstand (1343). Da aber Philipp während desselben mehrere, des Einverständnisses mit England beschuldigte Edelleute aus der Bretagne hinrichten ließ, so erklärte ihn Eduard für gebrochen, und der Krieg brach nach zweijähriger Ruhe wieder aus. Doch spielte dabei fortan die Bretagne nicht mehr die Hauptrolle, wiewohl auch hier der Parteienkampf wieder entbrannte. Denn Johann von Montfort war 1343 verkleidet aus seiner Haft im Louvre glücklich entkommen, und obgleich er schon das zweite Jahr darauf starb, so führte doch seine Gemahlin Johanna den Erbstreit unermüdlich fort.

Der neue englisch-französische Krieg begann noch im Jahre 1345 in Guienne mit gegenseitigen Verwüstungen des Landes und Belagerung

---

*) Folgende Stammtafel erläutert diese Verhältnisse:

Artur II. Herzog von Bretagne

Johann III. † 1341. — Guido † 1331. — Johann IV., vorher Graf von Montfort † 1345. Gem. Johanna von Flandern.

Guido † 1331: Johanna. Gem. Karl von Blois.

Johann IV.: Johann V.

der Städte; Eduard selbst landete im nächsten Frühjahr (1346) in der Normandie, geleitet durch den Grafen von Harcourt, einen aus Frankreich verbannten mißvergnügten Großen. Das reiche Land war wehrlos, weil man den Angriff des Königs ebenfalls im Süden erwartet hatte. Es wurde fast ungehindert verheert, und so große Beute gemacht, daß Eduard bloß mit den in Caen gewonnenen Kostbarkeiten sein größtes Schiff beladen und nach England schicken konnte (1346). Siegreich rückten die Engländer an der Seine hinauf bis Paris, das mit Schrecken erfüllt ward. Der König wagte indeß nicht, die Stadt selbst anzugreifen, vielmehr beschloß er, als Philipp VI. endlich mit einem zahlreichen Heere am rechten Ufer jenes Flusses erschien, sich der flandrischen Grenze zu nähern, um hier seine Verbündeten an sich zu ziehen. Nur durch List und gewandte Bewegungen erzwang er den Uebergang über die Seine; aber als er sich der Somme näherte, waren ihm die Franzosen auch hier zuvorgekommen, und hatten alle Brücken über den Strom abgebrochen. Schon hoffte Philipp mit Sicherheit, er werde die Engländer entweder durch Aushungerung in dem furchtbar verwüsteten Lande, was hinter ihnen lag, zu einer schimpflichen Ergebung oder, wenn sie es wagten vorzudringen, zu einem Gefechte unter den nachtheiligsten Umständen zwingen. Endlich jedoch zeigte ein Gefangener den Engländern, durch das Versprechen der Freiheit und einer Belohnung bewogen, eine Furth, die zur Zeit der Ebbe auch zu Fuße zu durchwaten war. Am jenseitigen Ufer befand sich zwar bereits auch an dieser Stelle ein starker Heerhaufen des Feindes; aber die Verzweiflung der Engländer brach sich Bahn, noch im Bette des Flusses warfen ihre geharnischten Reiter und Bogenschützen die Gegner, und als der König Philipp mit dem Hauptcorps anlangte, traf er nur noch auf einige Nachzügler.

Voll Freude über seine Rettung zog Eduard auf Crecy weiter, wo er eine feste Stellung nahm und Philipp erwartete, wahrscheinlich weil er Flandern doch nicht vor den Franzosen erreichen zu können glaubte, oder weil seine Leute durch die beschleunigten Märsche zu viel litten. Am 26. August rückte Philipp mit sechzigtausend Gewaffneten und zwölftausend Rittern heran, während die Stärke der Engländer kaum auf einige dreißigtausend Mann angegeben wird. Aber die französischen Truppen langten ermüdet von den drei Meilen Weges, welche sie an diesem Tage schon zurückgelegt hatten, auf dem Schlachtfelde an, und die Uebereilung Philipp's gab alle Vortheile, die aus der so weit überlegenen Anzahl hätten gezogen werden können, zu seinem Verderben auf. Ohne das Heer ruhen oder aufmarschiren zu lassen, sollte jede Schaar

sofort angreifen. Das erste Treffen bildeten sechstausend genuesische Bogenschützen, die man von den Galeeren an der Seinemündung hatte kommen lassen, die jedoch an Sicherheit und Schnelligkeit im Schießen den englischen Schützen nicht gewachsen waren *); dreihundert Ritter unter dem König Johann von Böhmen, neben dem sich sein Sohn, der nachherige Kaiser Karl befand, waren dem Vortrab beigegeben. Das zweite Treffen befehligte der Graf von Alençon, beim dritten befand sich König Philipp. Ein schweres Gewitter zog über die Gegend, als die Genueser den Kampf eröffneten. Die Pfeile der Engländer flogen wie Schneeflocken und brachten bald Verwirrung unter die Italiener, die dadurch auch die Ritter Alençon's ins Gedränge brachten. Da gab dieser den Befehl, das Gesindel niederzuhauen, und als nun die Unordnung dadurch gemehrt ward, brach der funfzehnjährige Sohn Eduard's, der Prinz von Wales, in dichtgeschlossenem Anlauf hervor. Er zersprengte die Haufen, gerieth aber selbst in die größte Gefahr. Sir Thomas Norwich eilte zum König Eduard, der auf einer Anhöhe hielt, ihn um Unterstützung zu bitten. „Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt?" fragte er; und als jener es verneinte, fuhr er fort: „So soll auch keine Hülfe kommen. Der Knabe mag sich heute die Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben." Diese Antwort befeuerte den Muth des Prinzen und der Seinen zu neuen Anstrengungen und der Sieg ward errungen. Die Franzosen zogen sich in völliger Auflösung zurück, und ihr König floh ohne Rast mit fünf Begleitern bis nach Amiens. Eduard eilte zu seinem Sohne und umarmte ihn mit den Worten: „mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten, und dich der Krone würdig gezeigt." Erst am andern Morgen setzte man den Flüchtigen nach, und stieß noch auf viele zuziehende Haufen, die von dem Ausgange des Treffens nichts wußten, so daß, nach der Versicherung des Geschichtschreibers Froissart, hier noch mehr Blut vergossen ward, als in der Schlacht selbst. Der Verlust der Franzosen belief sich außer zwölfhundert Rittern und Edlen auf zwanzigtausend Mann. Der Vornehmste der Gebliebenen war der König Johann von Böhmen (oben S. 155), der sich, obwohl blind, von vier Rittern

*) Das Bogenschießen war schon eine Lieblingsbeschäftigung der Angelsachsen gewesen, und auch in den späteren Jahrhunderten kannten die Bürger und Bauern England's kein größeres Vergnügen, als sich an den Feiertagen in der Führung dieser Waffe zu üben. Der hierdurch erlangten Fertigkeit verdankten die englischen Truppen einen großen Theil ihrer damals erkämpften Siege.

in das hitzigste Schlachtgewühl hatte führen lassen, und dort gefallen war*).

Nach einigen Tagen zog Eduard vom Schlachtfelde ab vor Calais, um mit dieser Stadt den Schlüssel Frankreich's vom Canal her zu gewinnen. Da er den Platz zu erstürmen nicht hoffen konnte, so schloß er ihn ein, um die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, während die Flanderer Arques erstürmten und St. Omer belagerten, wiewohl der König von England seine Hauptstütze in der Grafschaft um diese Zeit schon verloren hatte; denn Jakob von Artevelde, als er den flandrischen Städten den Vorschlag gethan, den Prinzen von Wales zu ihrem Grafen zu wählen, war von den Gentern in einem Auflaufe erschlagen worden (1345). Die Flanderer wollten sich von ihrem alten Herrscherhause nicht abwenden; doch sollte ihr junger Fürst Ludwig II., dessen Vater eben in der Schlacht bei Crecy auf französischer Seite fechtend geblieben war, sich dagegen mit einer Tochter Eduard's vermählen. Ludwig entzog sich dieser Zumuthung durch die Flucht, und nun hielten seine Unterthanen wieder eifriger an England. König Eduard blieb den ganzen Winter über vor Calais, und da Philipp auch im folgenden Sommer (1347), durch das Andenken der erlittenen Niederlage in Furcht, keine Schlacht zum Entsatz der belagerten Stadt wagte, hielt ihr Befehlshaber Johann von Vienne nach elfmonatlichem Widerstand endlich um eine Capitulation an. Die hartnäckige Vertheidigung hatte indeß — wie Froissart erzählt — Eduard so erbittert, daß er von gar keinen Bedingungen und keiner Schonung hören wollte. Endlich milderte er seinen harten Beschluß dahin, daß sechs der angesehendsten Bürger mit bloßen Füßen und mit Stricken am Halse im Lager erscheinen, die Schlüssel der Stadt überreichen, und dann ihr Schicksal erwarten sollten. Dieser Ausspruch schien aber den Bedrängten noch keinen Trost zu bringen, denn wer hatte hier das Recht zu wählen, wer die Pflicht sich wählen zu lassen! Da trat endlich der reichste Bürger der Stadt hervor, Eustach von Saint=Pierre, und bot sich aus freiem

*) Daß der Prinz von Wales auf dem Schlachtfelde von dem Helmschmucke des Königs Johann die drei Straußenfedern mit der Devise „Ich dien" entnommen habe, ist nach Pauli, Geschichte von England, IV. S. 404. Note 3. eine unverbürgte Fabel, da dieser nachweislich keine von beiden geführt habe. Sie seien aber ebensowenig auch walisischen Ursprungs; die Federn erschienen vielmehr als Marken auf dem Silberzeug der Königin Philippa. Die Devise finde sich urkundlich auf zwei Erlassen von 1360 und 1370 als autographe Unterschrift, de par $\frac{\text{homout.}}{\text{ich dene.}}$

Entschluß zum Schlachtopfer dar. Dies heldenmüthige Beispiel befeuerte noch fünf andere, sich gleichfalls dem Tode zu weihen, und so zogen die sechs edeln Männer in das englische Lager. Ihr Anblick rührte und erschütterte Alle, nur den König nicht. Er befahl sie zu enthaupten. Da warf sich endlich die Königin ihrem Gemahl flehend zu Füßen, und ihr gelang es, das menschliche Gefühl Eduard's zu erregen*). Die Geiseln retteten ihr Leben, viel mehr aber brachten auch die übrigen Einwohner nicht davon; denn Alle mußten die Stadt nebst ihrer Habe verlassen, weil Eduard Calais mit englischen Ansiedlern besetzte, um dieses wichtigen Hafens völlig sicher zu sein.

Wie Eduard's Gemahlin, Philippa von Hennegau, hier vor Calais weibliche Milde zeigte, hatte sie kurz vorher männliche Stärke und Entschlossenheit in England bewiesen und an dem kriegerischen Lorbeer des Gemahls und des Sohnes auch für sich einen Antheil gewonnen. Die Schotten unter David Bruce, der unterdeß herangewachsen war und durch seine Tapferkeit wie durch andere treffliche Eigenschaften ihre Liebe täglich mehr erwarb, unternahmen, nicht zufrieden ihr Land wieder befreit zu haben, und in der Hoffnung, wenig Widerstand zu finden, einen Angriff auf England. Ueberdieß hatte sie Philipp von Frankreich gleich nach der Schlacht bei Crecy durch Gesandte zu einem solchen Kriegszuge ermuntern lassen, um die Waffen seines Feindes von Calais abzuziehen. Aber kaum vernahm die Königin das Vorhaben der Schotten, als sie, was noch an streitfähiger Mannschaft in der Nähe war, eiligst aufbot, und die freilich nicht zahlreichen Schaaren nach Nevils-croß führte. Als die Schotten sich näherten, trat sie unter die Ihrigen, ermunterte sie, ihres Königs Ruhm und ihre eigene Ehre zu behaupten, und erwartete dann von fern das Schicksal des Heeres, das in vier Haufen vertheilt, von drei Bischöfen und Eduard Baliol geführt ward. Nach einem sechsstündigen heißen Kampfe (am 17. October 1346) erklärte sich der Sieg endlich für die Engländer, und war um so entscheidender, da David selbst gefangen wurde. Wie ein Strom verbreitete sich das siegreiche

*) Wie milde Eduard die Greise, Weiber und Kinder behandelte, welche der französische Befehlshaber in Calais gleich zu Anfang der Belagerung aus der Stadt jagte, berichtet Froissart selbst. Die englischen Geschichtschreiber meinen daher auch nicht ohne Grund, daß der König gegen jene Männer nur den Schein der Härte angenommen, und ihren Tod nie ernstlich gewollt habe; andere erwähnen gar nichts von dem Vorfall. Pauli a. a. O., S 413 Note 2. glaubt nicht an die Wahrheit der theatralischen Schilderung des französischen Chronisten.

Heer, und mit ihm die englische Herrschaft wieder über das südliche Schottland.

So waren die Engländer überall glücklich gewesen und die französische Partei schien den wiederholten Schlägen erliegen zu müssen. Aber auch Eduard's Geldmittel und Streitkräfte waren erschöpft; und da um dieselbe Zeit jenes furchtbare Sterben, dessen wir schon früher erwähnt haben, durch die Länder Europa's ging, so gelang es dem Papst Clemens VI., einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, von Zeit zu Zeit verlängert, über den Tod Philipp's (22. August 1350) hinausdauerte. Ganz indessen hörten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Völkern nicht auf; denn theils konnte im südlichen und nördlichen Frankreich an den Grenzen beider Besitzungen der Keckheit und Raubbegierde Einzelner nicht Einhalt gethan werden, theils war auch der Waffenstillstand nicht auf die Bretagne ausgedehnt worden. In diesem Lande kämpften also die beiden Staaten fortwährend gegen einander, zur Unterstützung der noch immer streitenden Parteien. Auch hier hatten indeß die Engländer das Uebergewicht; die verwittwete Gräfin von Montfort schlug den Grafen Karl von Blois und nahm ihn gefangen. Aber dessen Gattin führte von nun an seine Anhänger eben so muthig, wie Johanna von Flandern ihre Ritterschaft.

---

## 31. Erneuerung des Krieges unter Johann dem Guten.

Philipp VI. war ein Fürst ohne ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes gewesen, wenn es ihm auch an persönlicher Würde und kriegerischem Muthe nicht fehlte. Sein hochfahrender, stolzer Sinn, seine prachtliebende Verschwendung, die neben der Kriegsnoth große Summen kostete, hatte eine fortschreitende Verschlechterung der Münze und einen Steuerdruck zur Folge gehabt, durch die ihm die Herzen vieler Unterthanen entfremdet waren und die seinen Maßregeln gegen die Engländer zum Theil hemmend in den Weg getreten waren. So übernahm sein Sohn Johann, welchen man den Guten genannt hat, obwohl er mehr unbedacht und zufahrend als ruhig und gemäßigt war, die Regierung, von äußeren Feinden bedroht, ohne auf die Hingebung seines Volkes rechnen zu können. Die ersten Jahre gingen unter Versuchen hin, den Waffenstillstand zu verlängern oder in einen Frieden zu verwandeln.

Allein die Bemühung um den letzteren war vergeblich; denn die glücklichen Erfolge der letzten Feldzüge hatten Eduard's Hoffnungen erhöht, und sein Sohn Eduard, der schwarze Prinz, wie er von der Farbe seiner Rüstung genannt wurde, der in der Schlacht von Crecy die ersten Proben seiner Tapferkeit gegeben, brannte vor Begierde, sich durch neue Kämpfe an jene alten Ritter und Helden anzuschließen, deren Thaten die Sage ins Riesenhafte vergrößerte. Doch waren dies nicht die einzigen Widersacher, welche Johann bekämpfen sollte. In Navarra herrschte damals Karl, dem die französischen Schriftsteller den Beinamen des Bösen geben. Er war der Sohn Johanna's, der Philipp VI. jenes Reich abgetreten hatte (oben S. 265), und Philipp's, Grafen von Evreux; seine Gemahlin war des regierenden Königs Johann älteste Tochter. Während der Minderjährigkeit seiner Mutter hatte Philipp VI. die zum Erbe ihres Vaters Ludwig X. gehörigen Länder Champagne und Brie eingezogen und später mit der Krone vereinigt; wofür Johanna damals die Grafschaften Angouleme und Mortain zur Entschädigung erhielt. Jetzt verschenkte Johann der Gute die erste dieser Besitzungen an seinen Günstling Carlos de la Cerda, einen Enkel des aus der spanischen Geschichte bekannten Infanten dieses Namens (oben S. 52), den er zum Connetable von Frankreich ernannt hatte. Karl, sonst schon durch den Stolz dieses Mannes beleidigt, und hierdurch noch mehr erbittert, ließ den Connetable zu Aigle überfallen und in seinem Bette ermorden (1345). Der Zorn des Königs war außerordentlich, aber Karl der Böse sammelte in seiner Grafschaft Evreux ein Heer zu seinem Schutze und sah sich bald von so vielen normannischen und navarresischen Rittern umgeben, daß Johann vor der Hand jeden Gedanken an eine Bestrafung des Frevels aufgeben mußte. Es kam endlich eine Aussöhnung zu Stande, durch welche Karl Verzeihung und zur Entschädigung für Angouleme, einige Besitzungen in Nordfrankreich erhielt.

Im folgenden Jahre eröffneten die Engländer den Krieg von Neuem, da Johann's Stolz das billige Verlangen Eduard's, die Lehnsabhängigkeit seiner Länder in Frankreich aufzuheben, abgewiesen hatte. Um Geld zum bevorstehenden Feldzug zu erhalten, versammelte der König (1355) die Stände zu Paris. Karl von Navarra erklärte sich hier wieder gegen Johann, indem er die Bewilligung einer Salzsteuer, durch welche die nöthigen Summen aufgebracht werden sollten, in jeder Weise zu hintertreiben suchte. Da außerdem zu befürchten stand, er werde sich mit den Engländern verbünden, beschloß der König ihn durch einen Gewaltstreich unschädlich zu machen. Der Dauphin Karl von Frankreich (oben S. 235),

dem sein Vater die Normandie übergeben hatte, hielt zu Rouen Hof, und der König von Navarra fand sich hier häufig bei ihm ein. Als sie eines Tages gemeinsam bei Tische saßen, trat plötzlich Johann mit bewaffnetem Gefolge in den Saal, ergriff Karl den Bösen mit eigener Hand, und ließ ihn in enges Gewahrsam bringen. Vier seiner Begleiter wurden als Theilnehmer am Morde des Connetable auf der Stelle enthauptet (1356). Diese rasche That vermehrte das Uebel, das sie hatte unterdrücken sollen, denn sie entzündete einen Bürgerkrieg und der Bruder des Königs von Navarra sowie die Verwandten der Hingerichteten riefen die Engländer zur Rache herbei.

Ohne Widerstand zu finden und Verheerung verbreitend, zog der schwarze Prinz an der Spitze eines kleinen Haufens von Bordeaux aus und nahm in dem südlichen Frankreich eine Stadt nach der andern. Furcht und Schrecken gingen vor ihm her, Narbonne und Carcassone öffneten ihre Thore, aus Montpellier floh die Universität nach Avignon, wo sich selbst der Papst nicht sicher fühlte, ungehindert badeten die Engländer ihre Rosse in den Fluthen des Mittelmeeres. Eduard hatte sich eben nach Norden gewandt, um, mitten durch Frankreich ziehend sich mit seinem Vater zu vereinigen, als er erfuhr, daß König Johann mit einer starken Macht, die bei jedem Schritt wachse, gegen ihn anrücke. Er beschloß umzukehren, aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab, erreichte ihn unweit Poitiers, bei Maupertuis (17. September 1356), und brachte ihn in dieselbe Lage, in welcher sich sein Vater zehn Jahre früher vor der Schlacht bei Crecy befunden hatte; denn auch hier standen nur achttausend gegen funfzigtausend Krieger. Ein päpstlicher Legat, der Cardinal Talleyrand von Perigord, bemühte sich, als die Armeen am 18. September schon zum Treffen ausrückten, noch eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen, und Eduard machte, um aus seiner Bedrängniß zu kommen, den Franzosen die vortheilhaftesten Erbietungen; aber Johann's Zuversicht war so groß, daß er von nichts hören wollte, wenn der Prinz von Wales und hundert seiner vornehmsten Ritter sich nicht als Gefangene stellten. Ein so entehrendes Begehren ward von dem jungen Helden mit Unwillen verworfen; und der französische Uebermuth bestrafte sich durch den Ausgang der am folgenden Morgen gelieferten Schlacht, welcher dem des Tages von Crecy eben so ähnlich war, als die Stellung der beiderseitigen Heere vor dem Treffen. Hinter Verschanzungen erwarteten die Engländer den Angriff, der stürmisch erfolgte, aber mit tapferer Ruhe abgeschlagen ward. Wieder entstand Verwirrung in dem zweiten Treffen ihrer Gegner, die durch einen unvermutheten Angriff von seitwärts aufgestellten Reitern

und Schützen furchtbar gemehrt ward. Ein Angriff des Prinzen selbst entschied schließlich das Geschick des Tages, die Franzosen wurden völlig geschlagen, und schon hatte sich fast das ganze Heer zerstreut, als Johann noch immer fechtend auf dem Schlachtfelde verweilte. Was dem Könige erlaubt gewesen wäre, durch die Flucht dem Reiche in seiner Person den Herrscher zu erhalten, das wollte der Ritter nicht. Mit seiner Streitaxt Alles um sich her niederschlagend, hörte er lange nicht auf den Zuruf Derer, die ihn aufforderten sich zu ergeben; erst als er verwundet und völlig erschöpft war, forderte er vor den Prinzen von Wales gebracht zu werden. Dieser empfing ihn nicht mit dem Stolze des Siegers, sondern mit einer Bescheidenheit und Demuth, die ihn noch höher stellt, als sein glänzender Waffenruhm. Während der Abendmahlzeit, die er in seinem Zelte aufzutragen befahl, stand er, ohne selber mitzuessen, hinter des Königs Sessel, und beantwortete die Aufforderung, sich niederzulassen, mit der Versicherung, daß er wohl wisse, welche Achtung ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig sei. Er setzte darauf sogleich seinen Rückmarsch in der Richtung nach Bordeaux fort, um seinen Gefangenen und die reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Am 25. Mai 1357 hielt er seinen siegreichen Einzug in London. Der König von Frankreich ritt einen weißen Streithengst mit prächtigem Reitzeug, Eduard hatte dagegen nur einen Klepper bestiegen, und trug keine Auszeichnung an sich. Doch entging er deshalb den Augen der Zuschauer nicht, welche den Helden von Crecy und Poitiers mit lautem Zuruf begrüßten. In der Westminsterhalle saß der König von England auf dem Thron; bei Johann's Eintritt stand er auf, umarmte ihn und führte ihn zu einem festlichen Schmaus. Obgleich Eduard nun zwei gefangene Könige in den Mauern seiner Hauptstadt sah, schien er sich doch seines Glückes und Ruhmes nicht überheben zu wollen. Nach langen Unterhandlungen gewährte er dem Könige von Schottland gegen eine in halbjährigen Terminen abzutragende Summe von hunderttausend Mark die Freiheit, und schloß einen Waffenstillstand von fünfundzwanzig Jahren mit ihm. Mit Frankreich hatte der schwarze Prinz schon zu Bordeaux eine zweijährige Einstellung der Feindseligkeiten verabredet.

## 32. Unruhen in Frankreich während Johann's Gefangenschaft.

Durch die Abschließung des eben erwähnten Vertrages mit Schottland gab Eduard III. keine wahren Vortheile auf, weil der Widerstand gegen seine Herrschaft in diesem Reiche stets mit Erfolg erneuert worden war. Dagegen scheint es, daß in Frankreich weit mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn er den Krieg nachdrücklich fortgesetzt und die Verwirrung, in welche dieses Land durch die Gefangennehmung seines Königs versetzt worden war, geschickt zu benutzen gewußt hätte.

Die Städte hatten in Frankreich in dem langen Zeitraum von Philipp August's (vgl. Thl. VI. S. 198) bis auf Johann's Regierung bedeutende Fortschritte in Handel und Gewerben gemacht, und hatten damit auch an Reichthum und Einfluß im Staate viel gewonnen. Der Titel eines Bürgers von Paris, von Orleans, von Bourges kam dem eines Edelmanns gleich, und die Könige von Frankreich bewarben sich häufig um die Gunst der Zünfte von Paris. Fast alle Communen der nördlichen Provinzen hatten in dieser Periode das Recht errungen, ihre Prevots, welche früher von den Herrschern oder von den Grundherren eingesetzt worden waren, selbständig zu wählen. Auch kriegerischen Ruhm erlangten die Bürger, und in den großen Schlachten von Crecy und Poitiers hatten ihre Contingente auf dem Schlachtfelde kämpfend ausgehalten, als der berittene Adel längst davon gesprengt war. Hatte Philipp der Schöne die Städte zuerst zu den Reichsversammlungen berufen, weil er der Neigung des Volkes zu seiner Unterstützung gegen Bonifacius bedurfte, so zwang vor Allem Geldnoth seine Nachfolger, dieses Beispiel immer häufiger nachzuahmen. Die Privilegien der Bürger wuchsen mit der Verlegenheit der Fürsten, und wenn sie große Summen bewilligen sollten, so verlangten sie auch im Laufe der Zeit immer ungestümer die Abstellung der wirklich sehr großen Mißbräuche in der Verwaltung des Landes und in der Erhebung der Steuern, so wie die Verbesserung der Münze (vgl. S. 275). Um diesen Beschwerden und Forderungen zu entgehen, hatte Johann der Gute in den ersten Jahren seiner Regierung versucht, mit den einzelnen Städten und Provinzen zu unterhandeln; aber er mußte sich, wie oben bereits erwähnt ist, beim Einbruche der Engländer doch zur Versammlung sämmtlicher Stände entschließen, wo ihm außerdem noch der Einfluß Karl's von Navarra hemmend in den Weg trat. So sah sich denn hier der König genöthigt, die größten Zugeständnisse zu machen, um die Besoldung für 30,000 Schwer=

bewaffnete zu erhalten. In dem Grade war nämlich auch in Frankreich der Geist des Feudalismus erschlafft, daß sich die meisten Lehnsträger nur gegen eine Vergütigung zum Kampf für ihren Lehnsherrn bewegen ließen. Es wurde damals festgesetzt, daß die Steuern auf alle Classen des Volkes ohne Vorrecht für Adel und Geistlichkeit vertheilt, und jährlich von den Ständen neu bewilligt werden müßten. Die Letzteren sollten auch die Beamten zu deren Erhebung einsetzen. Würden diese Bestimmungen übertreten, so sei Berechtigung der Unterthanen zu gewaltsamem Widerstande vorhanden; auch sollten Commissarien der Reichsversammlung das Recht haben, die Rechnungen der Finanzverwaltung zu prüfen. Außerdem versprach Johann künftig nur gute Münze zu prägen, Niemand seinem natürlichen Richter zu entziehen, u. a. Dennoch ging die Eintreibung der Steuern nicht ohne Unzufriedenheit ab, und vielen Unwillen erregte besonders die auf das Salz gelegte Abgabe, die sogenannte Gabelle. Als daher der Dauphin nach der Gefangennahme des Königs unter dem Titel eines Generalstatthalters die Stände von Nordfrankreich berief, auf daß sie ihn in seiner und des Reiches Noth mit Rath und That unterstützten, erhoben diese, die ohnehin zu dem Dauphin kein Vertrauen hatten, theils weil er ihnen zu jung erschien, theils weil er bei Maupertuis geflohen war und seinen Vater den Feinden preisgegeben hatte, wieder die heftigsten Klagen und Beschwerden. Man verlangte vor allen Dingen Abstellung der Mißbräuche in der Verwaltung, und da das Ansehen der Bürger in dem Grade gestiegen war, daß von den achthundert Mitgliedern, welche die Versammlung zählte, die Hälfte diesem Stande angehörte, so wurde ohne große Mühe durchgesetzt, daß ein Ausschuß von achtzig Abgeordneten gewählt ward, welcher dem Dauphin die einzelnen Forderungen vorlegen sollte. Diese betrafen dann ins Besondere die Permanenz einer ständischen Commission in Paris, welche die höchste Gewalt über alle Beamten des Staates erhalten sollte, die Absetzung einiger mißliebigen Räthe der Krone, die Einziehung der schlechten Münzen und die Befreiung des Königs von Navarra. An die Spitze dieser Opposition traten Robert le Coq, Bischof von Laon und Stephan Marcel, Prevot des Marchands, d. h. Vorsteher der Innungen von Paris. Die Entschlossenheit dieser Männer machte alle Bemühungen des Regenten, sich den harten Forderungen der Stände zu entziehen, vergeblich. Als er anfangs die Versammlung unverrichteter Dinge entließ und wieder zur leichteren Prägung des Geldes seine Zuflucht nahm, verweigerte das Volk auf Marcel's Betreiben, solche Münze anzunehmen, und die Versammlung mußte von Neuem eröffnet werden.

Nunmehr verdoppelte sich ihre Kühnheit. Marcel und le Coq übergaben dem Dauphin eine Liste von Beamten, deren Absetzung die Stände forderten. Es geschah; dann wurde auch die beständige Commission unter dem Namen eines großen Rathes erwählt, und begann mit großem Eifer die durchgreifendsten Reformen in der Verwaltung.

In dieser Spannung erhielt der Geist der Unruhe und Zwietracht neue Nahrung durch die Ankunft des Königs von Navarra. Pecquigny, Gouverneur von Artois, der mit dem Bischof von Laon und Marcel eng verbündet war, überraschte das Schloß Arleux, wo jener in Haft gehalten wurde, bei nächtlicher Weile; und der Befreite zog wie im Triumphe zu Paris ein, von Marcel nebst mehreren Tausenden, die ihm entgegen gegangen waren, feierlichst empfangen. Am folgenden Tage hielt er von einem Gerüst herab an das versammelte Volk eine Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem früheren Benehmen gab, und um die Menge zu entflammen, die Mißhandlungen, die er erdulden müssen, mit den stärksten Farben schilderte, aber auch nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er auf die Krone des Reiches Anspruch erhebe. Das Volk hörte ihm mit Beifall und Ueberzeugung zu, und der Dauphin wurde von le Coq und Marcel zu einem Vergleiche mit ihm gezwungen. Unter den Bedingungen desselben war auch die, daß jene Anhänger des Königs von Navarra, welche Johann zu Rouen hatte hinrichten lassen, für unschuldig erklärt würden; worauf sich jener selbst dahin begab und die Körper derselben ausgraben und feierlich bestatten ließ. In der Hauptstadt wuchs indeß die Aufregung von Tage zu Tage. Die Volkspartei nahm zum Abzeichen Mützen halb von rother, halb von blauer Farbe; die Kerker wurden geöffnet und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Karl war unvorsichtig genug, eine Schaar von zweitausend Gensd'armen in der Nähe von Paris zu sammeln, deren Berufung nur die Unterdrückung der Bürger zum Zweck haben konnte, da der Adel schon lange in den Sitzungen der Stände nicht mehr erschien und die Truppen nichts thaten, um die Plünderungen der dienstlosen Söldner in der Nähe der Hauptstadt zu verhindern. Da beschloß der Prevot den Dauphin durch eine Gewaltthat zu schrecken. Am 22. Februar 1358 befahl er die Sturmglocke zu läuten und die Zünfte sammelten sich unter ihren Fahnen. Er führte die aufgereizten Schaaren in den Palast des Dauphin und ließ die Marschälle von der Champagne und von der Normandie, zwei Räthe Karl's, welche dem Volke verhaßt waren, vor dessen Augen niederhauen, so daß der Regent mit Blut bespritzt wurde. Aufs höchste erschrocken, zitterte dieser für sein Leben; aber Marcel setzte ihm ruhig·

seine eigene blaurothe Mütze auf, sagte ihm, daß er nichts zu fürchten habe, sondern daß Alles nach dem Willen des Volkes geschehen sei; in dessen Namen er seine Billigung des Vorgefallenen verlangte. Es war eine Scene ganz ähnlich der, die am 20. Juni 1792 in Paris vorging, und bei der Ludwig XVI. dasselbe zu erdulden hatte, wie sein allerdings kräftigerer Ahnherr. Dieser fügte sich nur für den Augenblick der Gewalt. Von Marcel durch die dichtgedrängte Menge nach dem Rathhause gebracht, trat er ans Fenster und erklärte mit lauter Stimme: die beiden Getödteten seien falsche Verräther, er heiße es gut, wie mit ihnen verfahren sei. Noch an demselben Abend erhielt er von Marcel im Namen der Stadt ein Stück Tuch von rother und eins von blauer Farbe, damit der ganze Hof in patriotischen Mützen erscheinen möge. Der Dauphin mußte sich von dieser Zeit an als Gefangener des Volkes betrachten und benutzte deshalb die erste Gelegenheit, um aus der Stadt zu entkommen. Es gelang ihm, und da der Adel über die Rolle der Städte, die das entschiedenste Uebergewicht in der Ständeversammlung behaupteten, ein großes Mißbehagen empfand, das die hohe Geistlichkeit theilte: so sah er sich, nachdem er einmal den Händen der Demagogen entgangen war, bald an der Spitze einer bedeutenden Partei.

Aber das unglückliche Frankreich sollte nicht nur vom Zwiste des Adels und der Bürger zerrissen werden; es sollte den Gräuel innerer und äußerer Kriege bis auf die Hefe leeren. Auch die Bauern erhoben sich. Die Belastung des meist leibeigenen Landvolkes war im Laufe der Zeit bis zu einer unglaublichen Höhe gestiegen, und die Behandlung von Seiten der Herren war eher schlechter als besser geworden; ihre Verschwendung und Pracht in dieser Zeit der Noth, während die Kämpfe mit England den Druck der Steuern vermehrten und der Krieg die Saaten verwüstete, verschärfte den Gegensatz. Und was der Krieg übrig gelassen, raubten die Söldnerbanden (Compagnien genannt), welche seit dem Waffenstillstande das Land nach allen Seiten hin verwüstend durchzogen. Die Edelleute hatten bei Poitiers und Crecy gezeigt, daß sie ihre Unterthanen nicht schützen konnten; die Achtung und Furcht, die bisher des Adels ritterliche und kriegerische Tüchtigkeit eingeflößt hatte, war durch dessen eigene Schuld völlig verwischt; und doch wurde nun den Unterthanen der letzte Pfennig abgepreßt, um die Lösegelder für ihre von den Engländern gefangenen Dränger aufzubringen. Die Begebenheiten in Paris, die Abwesenheit des Königs vermehrten die Gährung in den Gemüthern, und Verzweiflung trieb die Bauern endlich in die Waffen. Im Mai 1358 brach der Aufstand los. Der lang verhaltene

Grimm machte sich in den wildesten Gräueln Luft; Froissart erzählt sogar unter andern, daß die Bauern einen Edelmann erwürgt, in Stücke zerhackt, und seine Frau und Tochter genöthigt hätten, von dem gebratenen Fleische zu essen. Ihre rasende Leidenschaft ging auf völlige Vertilgung alles dessen aus, was ihnen bisher im Wege gestanden hatte. In Beauvoisis, Isle de France und in der Picardie loderten die Schlösser empor; überall sah man flüchtige Edelleute und Edelfrauen. Die Communen freuten sich dieses Beginnens und frohlockten über die Noth des Adels. Als die Bauern auf Meaux zogen, machten sich gegen tausend Bewaffnete von Paris auf zu ihrer Unterstützung. Im Schlosse von Meaux, das jenseits der Marne lag, befanden sich gegen dreihundert geflüchtete adelige Damen, die das Entsetzlichste zu fürchten hatten, wenn sie den Aufrührern in die Hände fielen. Während Bauern und Bürger in den Straßen zechten und sangen, öffnete sich plötzlich das Brückenthor und der Captal von Buch*), der Graf von Foix, zwei der berühmtesten Streiter ihrer Zeit, sprengten, von kaum hundert Lanzen begleitet, auf die überraschten Massen ein. Die halbnackten mit Knitteln und Messern bewehrten Landleute unterlagen der ritterlichen Bewaffnung, den Hufen der Rosse; die Stadt wurde angezündet und siebentausend Menschen sollen bei diesem Morden das Leben verloren haben. Bald darauf ließ auch Karl der Böse dreitausend Bauern niederhauen; und die übrigen, durch solche Unfälle erschreckten Haufen konnten nun dem geordneteren Widerstande, den der vereinigte Adel in Gang brachte, nicht länger widerstehen. Mit Strömen von Blut wurde der Aufruhr gedämpft, binnen zehn Tagen sollen mehr als zwanzigtausend erschlagen sein; auch Dörfer, wo Alles ruhig geblieben war, wurden angezündet und die Bauern am Pfluge, die Winzer in den Weinbergen niedergehauen. Das ist der Aufstand, welcher unter dem Namen der Jacquerie bekannt ist**).

Inzwischen hatte sich Marcel mit den Städten Nordfrankreich's in Verbindung gesetzt, um der Bürgerherrschaft festere Grundlagen und eine größere Ausdehnung zu geben, und die Volkspartei im großen Rathe wurde durch vier Abgeordnete der Zünfte von Paris verstärkt. Die Niederlage der Bauern mußte aber auf die städtischen Verhältnisse zurück-

*) Die Herrschaft Buch oder Busch in Guienne, welche der Familie de Grailly erblich gehörte, führte den alt aquitanischen Namen Captalat, der etwa soviel als Grafschaft bedeutet.

**) Der Ursprung dieser Benennung ist nicht ganz klar, doch scheint er von einem Spottnamen herzukommen, den die Adligen dem von ihnen bedrückten Landmann gaben; sie nannten ihn Jacques bon homme.

wirken. Da von Seiten des Dauphin ein Angriff auf die Stadt zu befürchten war, so ließ der Prevot die Festungswerke verstärken und zog viele Söldner in die Stadt; ja um sich einen mächtigen Rückhalt zu sichern, brachte er die Schöffen von Paris dahin, den König von Navarra zum Generalcapitän des Reiches zu erheben. Aber gerade diese letzten Schritte stürzten den kühnen Demagogen. Unter den Bürgern der Hauptstadt hatte sich eine Partei gebildet, die den Dauphin doch nicht völlig verdrängt sehen wollte, wenn sie auch mit dem Uebergewicht der Bürgerschaft im Ganzen einverstanden war. An ihre Spitze trat Jean Maillard. Er benutzte das Mißvergnügen der Einwohner von Paris gegen die fremden Soldtruppen, welche sich allerlei Gewaltthätigkeiten erlaubten, um sie durch einen Angriff der Volkshaufen aus der Stadt zu treiben. Als sie darauf die Umgegend verwüsteten, wurde Marcel durch das Geschrei der Bürger gezwungen, die Zünfte gegen sie hinauszuführen, erlitt aber eine Niederlage, bei der ihm sechshundert Mann getödtet wurden. Er verkannte nicht, daß er jetzt am Rande des Abgrundes stehe, und sah nur ein Rettungsmittel für sich, nämlich die Stadt ganz in die Hände Karl's des Bösen zu liefern, der mit einigem Kriegsvolk in St. Denys lag. In der Nacht vom letzten Juli auf den 1. August (1358) versuchte er die Wache an dem Thore St. Antoine abzulösen und mit seinen treusten Anhängern zu besetzen, um es dem Könige zu öffnen. Aber seine Gegner waren auf der Hut, es entstand ein hitziges Gefecht in den Straßen, in dem Marcel mit mehreren Freunden erschlagen ward. Die siegende Partei setzte es im Rathe der Schöffen durch, daß alle Genossen Marcel's zum Tode verurtheilt wurden, und rief den Dauphin mit seinen Truppen nach der Hauptstadt; allein zu ihrem eigenen Verderben, denn dieser begann sogleich ein hartes Strafgericht über alle Rebellen ohne Ausnahme. Täglich floß Blut auf dem Greveplatz und die Municipalfreiheiten schienen vernichtet. Alles Errungene war durch den Zwist der Bürgerhäupter, durch die Unbeständigkeit der Zünfte verloren, die Reichsversammlung eilte auseinander; der Bischof le Coq wurde mit mehreren anderen Geistlichen verbannt, ihre Güter eingezogen, und Karl regierte wieder als unbeschränkter Herrscher über Paris und über Frankreich.

Karl der Böse setzte indeß den Widerstand gegen den Regenten durch einen offenen Krieg fort. Er bemächtigte sich fast aller Plätze in der Normandie und Picardie, und setzte sich auch in der Umgegend von Paris fest. In seinem Namen hausten die Söldnerbanden im ganzen Land auf das fürchterlichste, überall entstand Theuerung und drückender

Mangel. Auch endete diese Noth nicht, als der König von Navarra im folgenden Jahre mit dem Dauphin Frieden schloß; denn der Stillstand mit Eduard ging um diese Zeit zu Ende, und jene Räuberschaaren thaten nun im Namen der Engländer, was sie bisher angeblich für Karl von Navarra verübt hatten. Während der Waffenruhe war fortwährend an der Befreiung des Königs von Frankreich und an einem Friedensschluß gearbeitet worden. Johann hatte auch endlich in die von Eduard vorgeschlagenen Bedingungen gewilligt, aber die damals versammelten Reichsstände hatten sie als zu hart verworfen. So erschien denn Eduard im Herbste 1359 wieder in Frankreich an der Spitze einer sehr zahlreichen und gut versehenen Armee. Er zog bis nach Rheims, verheerte, was noch zu verheeren war, fand aber diese Stadt so wohl verwahrt, daß er nach sieben Wochen die Belagerung aufhob. Gegen Ostern des Jahres 1360 rückte er in die Nähe von Paris, sah aber bald die Unmöglichkeit ein, bei dem großen Mangel an Lebensmitteln vor der Stadt auszuhalten; denn die sechstausend Wagen mit Lebensmitteln, die ihm gefolgt waren, reichten nicht aus, und das Land, auf dem er stand, war seit drei Jahren nicht bebaut worden. Die Fruchtlosigkeit des mit so glänzenden Hoffnungen begonnenen Zuges, von der er sich täglich mehr überzeugte, machte ihn zum Frieden geneigt. Am 8. Mai kam zu Bretigny ein Vertrag unter folgenden Bedingungen zu Stande. Außer dem, was die Engländer jetzt in Guienne und Gascogne besaßen, erhielten sie ganz Poitou, Saintonge, Angoumois, Perigord, Quercy, Rouergue, Limousin, und im Norden, zur Vergrößerung des Gebiets von Calais, Oye, Guines und Ponthieu. Die Krone Frankreich entsagte der Souveränetät über alle diese Landschaften, so wie Eduard seinen Ansprüchen auf den französischen Thron sowohl, als auf die alten Erbgüter seines Hauses (die Normandie und Anjou). Als Lösegeld für den König Johann sollten binnen sechs Jahren drei Millionen Goldthaler bezahlt, und dafür sein Bruder, seine drei jüngeren Söhne, viele andere angesehene Große und zweiundvierzig Bürger aus einundzwanzig großen Städten als Geiseln nach England gehen. Zum ersten Mal erscheint die Bedeutung der Städte in Frankreich auf diese Weise auch in den äußeren Staatsverhältnissen. Die Angelegenheiten der Bretagne wurden einer besondern Unterhandlung vorbehalten, die indeß nachmals keinen Erfolg hatte.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit kehrte nun endlich Johann in sein Reich zurück, dessen Leiden jedoch noch nicht endeten. Die Aufbringung des Lösegeldes machte große Schwierigkeiten, es konnte nur durch die Hülfe des Mailänders Galeazzo Visconti beschafft werden;

noch größere aber die Entfernung der englischen Kriegsleute, welche sich weder an den Frieden kehrten, noch an Eduard's Befehle, die besetzten Plätze zu räumen. In großen Haufen zogen sie im Lande umher, und als sie sogar ein von dem Herzoge von Bourbon gegen sie geführtes königliches Heer bei Brignais geschlagen hatten, stieg ihr Uebermuth auf den höchsten Gipfel. Sie suchten nun auch den Papst Innocenz VI. in Avignon heim, der ihnen dreißigtausend Goldgulden zahlen, und Vergebung aller ihrer Sünden gewähren mußte. Ein Theil von ihnen zog dann nach Italien, Anderen wurden ihre Festen mit schwerem Gelde abgekauft, Viele fanden in dem fortdauernden bretagnischen Kriege Beschäftigung, noch Andere erwarteten sie durch Karl von Navarra. Dieser wollte schon wieder gegen Johann losbrechen, als mit dem Tode des Herzogs von Burgund (1361) die ältere königliche Linie dieses Hauses (Thl. V. S. 233) ausstarb, und er an die Erbschaft gerechte Ansprüche zu haben glaubte. Johann aber, der ihn auf das äußerste haßte, berücksichtigte diese Forderungen nicht, und zog das Land zur Krone ein. Zwei Jahre später gab er es seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen (vgl. S. 235), nicht bloß weil er diesen wegen seiner Tapferkeit und Anhänglichkeit besonders liebte, sondern auch um sich den Einwohnern der Bourgogne günstig zu zeigen; denn das Verhältniß der Vasallenländer wurde dem der unmittelbar beherrschten vorgezogen, da die königliche Verwaltung gewöhnlich durch höhere Steuersätze niederdrückend wirkte. Bald darauf begab sich der König wieder nach England, weil sein zweiter Sohn, der sich als Geisel für das Lösegeld in Calais befand, von dort entwichen war; Johann wollte durch diesen Schritt die Ehre des königlichen Hauses wahren. Ehe er jedoch in London neue Unterhandlungen eröffnen konnte, befiel ihn eine gefährliche Krankheit, an der er nach wenigen Wochen verschied (8. April 1364). Eduard sandte den Leichnam unter glänzender Begleitung nach Frankreich, wo er zu St. Denys bei seinen Ahnen beigesetzt wurde. Wie wenig Johann geeignet war, in dieser drangsalvollen Zeit das Scepter zu führen, zeigt nichts deutlicher, als daß er sich bei einem Aufenthalte in Avignon (1362) von dem Papste und dem König von Cypern, Peter von Lusignan, zur Unternehmung eines Kreuzzuges bereden ließ, ohne an die schweren Heimsuchungen seines Landes, zu deren Linderung er zunächst berufen war, irgendwie zu denken.

## 33. Karl V. der Weise.
(1364—1380.)

Unter den gefährlichen Stürmen seiner Regentschaft hatte Karl V. die Kunst gelernt, das Steuerruder des Staats zu lenken; und damit er der Herstellung der Ordnung, der erneuten Stärkung und Vergrößerung der königlichen Macht nach den vorangegangenen Erschütterungen um so ungestörtere Aufmerksamkeit widmen könne, hatte das Schicksal, welches ihm selbst die Eigenschaften des Kriegers und Helden versagte*), ihm in dem Ritter und nachmaligen Connetable Bertrand du Guesclin einen Mann zugesellt, den er mit sicherem Vertrauen den äußeren Feinden gegenüberstellen konnte. Im Inneren leitete er die Angelegenheiten größtentheils selbst und verfuhr mit Geschick und Umsicht. Selten zeigte er sich auffahrend oder streng durchgreifend, gewöhnlich suchte er die Gegner eher durch List und Täuschung als durch Gewalt zu überwinden. Höchst ungern berief er die Reichsstände, weil sich damit bei ihm die Erinnerungen an die Meutereien gegen seine frühere Regierung verbunden hatte; konnte er es nicht umgehen, so wurden die Abgeordneten der Städte nicht mehr von den Bürgern gewählt, sondern von den königlichen Beamten ernannt, was ihre Stellung durchaus verändern mußte. In derselben Weise und aus demselben Grunde unterdrückte er die freien Communalverfassungen, wo es sich durchführen ließ, und setzte an deren Stelle die Verwaltung seiner Diener. Er fand bei diesem Bestreben, die monarchische Gewalt immer höher und uneingeschränkter zu stellen, weniger Widerstand, als man hätte vermuthen sollen; denn nach der großen Aufregung des Bürgerstandes war eine plötzliche Erschlaffung desselben eingetreten, und die zu hoch auflodernden Flammen waren schnell heruntergebrannt. Um die Geldbewilligungen der Städte entbehren zu können, wurde große Sparsamkeit in die Administration eingeführt; doch scheute sich Karl auch nicht, willkürlich Steuern auszuschreiben. Die Einnahmen wurden öfters verpachtet, und runde Summen schon im Voraus von reichen Kaufleuten darauf erhoben. Andererseits verstand er auch zu rechter Zeit und an angemessener Stelle freigebig zu sein; die Großen des Reiches und die Geistlichkeit wußte er durch diese Kunst an sich zu fesseln.

*) Froissart führt an, der König Eduard habe von Karl V. gesagt: il n'y eut oncques roi qui moins se armât, et si n'y eut oncques roi, qui tant me donât à faire.

Bereits in den letzten Tagen Johann's des Guten hatte in der Normandie der Krieg gegen Karl den Bösen wirklich begonnen. Du Guesclin gewann Mantes und Meulan, und erfocht bei Cocherel (19. Mai 1364) einen Sieg über den Captal von Buch, den Führer der navarrischen Schaaren, wodurch im folgenden Jahre ein Friede herbeigeführt wurde. Zu derselben Zeit endigte das Treffen bei Auray, in welchem Karl von Blois, der schon vor zehn Jahren seine Freiheit wieder erhalten hatte, blieb, auch den bretagnischen Krieg. Karl's Anhänger unterwarfen sich dem Sieger, Johann V. von Montfort, nach zwanzigjährigen Kämpfen. Auch der König von Frankreich, um den Streit endlich ganz zu beseitigen, erkannte denselben als Herzog an, und empfing die Lehnshuldigung von ihm.

So war denn nach langer schwerer Zeit auf dem ganzen Gebiete des französischen Reichs der Krieg zwar zur Ruhe gebracht; aber, was für den Augenblick eben so schlimm war, die Krieger noch nicht. Die Söldnerhaufen, welche den kämpfenden Fürsten zu Werkzeugen gedient hatten, wollten nicht in den Schooß des Friedens zurückkehren; sie nannten Frankreich ihre Kammer, denn von den englischen Besitzungen im Süden hielt sie die Furcht vor dem Prinzen von Wales zurück. Ihrer und ihrer Verwüstungen endlich erledigt zu werden, war nun die schwere Aufgabe, die indeß Karl mit du Guesclin's Hülfe löste. Diesem gelang es nämlich, die wilden Schaaren zum Abzuge nach Spanien zu bewegen, wohin er selbst zur Unterstützung des castilischen Prinzen Heinrich von Trastamara gegen dessen Bruder, den König Peter den Grausamen, führte. Der letztere fand dagegen bei dem schwarzen Prinzen Hülfe, der nach dem Frieden von Bretagne die vereinigten englischen Besitzungen in Frankreich als Fürst von Aquitanien regierte. So geschah es, daß Franzosen und Engländer sich nun auf spanischem Boden bekämpften.

Bald brach indeß auch der Krieg zwischen den beiden Staaten in Frankreich von Neuem aus, durch Karl V. selbst herbeigeführt, der den Augenblick für günstig hielt, die Engländer wieder aus seinem Reiche zu vertreiben. Während er sich im Süden an dem castilischen Heinrich, der jetzt den Thron bestieg, einen sehr nützlichen Bundesgenossen verschaffte, vermochte er die niederländischen Fürsten, von denen Eduard III. früherhin stets unterstützt worden war, wenigstens zur Neutralität*). Aber

*) Froissart sagt in seiner alterthümlichen Sprache: „Le roi Charles qui estoit sage et subtil avoit charpentré et ouvré.“ In Flandern war es dem Grafen Ludwig II. gelungen, nach dem Waffenstillstand von 1348 sein Land zu

auch an den Unterthanen der Engländer fand er Verbündete. Prinz Eduard gab alle Aemter und Ehrenstellen in seinen Besitzungen an englische Barone, und verlangte Steuern, welche der gascognische Adel zu zahlen verweigerte; ihm fehlten die Mittel, den Söldnern, die er nach Spanien geführt hatte, den rückständigen Sold zu bezahlen; außerdem hielt er einen so glänzenden Hof, daß schon dadurch seine Einkünfte erschöpft wurden. König Karl nährte ins Geheim die Unzufriedenheit, welche in demselben Maße wuchs, als die Furcht vor der Macht England's zu schwinden begann; denn Eduard war alt und der schwarze Prinz litt an einer verzehrenden Krankheit, die er aus Spanien — man sagte in Folge einer Vergiftung — heimgebracht hatte. Ueberdieß fehlte es nicht an Stoff zu Zwistigkeiten. Die im Frieden von Bretigny zugesicherten gegenseitigen Resignationsurkunden (ob. S. 286) waren weder von Karl noch von Eduard ausgefertigt worden; auch war das Lösegeld Johann's des Guten noch nicht vollständig bezahlt. Dagegen hatte Prinz Eduard den Compagnien, die er aus dem spanischen Krieg nach Aquitanien geführt, erlaubt, in Frankreich zu plündern, weil er trotz aller aufgewendeten Mühe kein Geld zu ihrer Bezahlung auftreiben konnte. So benutzte Karl denn eine offene Berufung der gascognischen Stände an ihn, als an den Oberlehnsherrn, den Prinzen von Wales vor das Pairsgericht zu laden, nachdem er in der Stille seine Rüstungen betrieben hatte. Eduard antwortete: er werde erscheinen, aber den Helm auf dem Haupte und in Begleitung von sechzigtausend Mann.

Die Franzosen begannen den Krieg zu gleicher Zeit mit der Wegnahme der wichtigen Grafschaft Ponthieu und mit einem Angriff auf Guienne (1369). Prinz Eduard zog ihnen entgegen; aber er konnte nicht mehr zu Pferde steigen, sondern ließ sich in einer Sänfte vor seinen Truppen hertragen. Dennoch wichen die Feinde; er gewann Limoges, welches, wie viele andere Städte, den Franzosen seine Thore geöffnet hatte, und gebot die Einwohner niederzumetzeln. Dieß war seine letzte That. Sein Uebel verschlimmerte sich, er mußte nach England zurückkehren, um dort auf vaterländischer Erde zu sterben; tief betrauert von seinen Landsleuten, die in ihm nicht nur den ersten Helden der Christen=

---

beruhigen. Auch nahmen seine Unterthanen an den folgenden Kämpfen zwischen Frankreich und England keinen Theil mehr. Jetzt brachte Karl die Vermählung der einzigen Tochter Ludwig's mit seinem Bruder, dem Herzog Philipp von Burgund, zu Stande (s. oben S. 235).

heit und das vollendete Muster eines Edelmanns verehrt hatten, sondern mit seinem Tode auch eine trübe Zukunft für ihre Heimath herannahen sahen. Leider war es auch den Helden, welche ihn hätten ersetzen können, nicht mehr gestattet für England thätig zu sein. Chandos, einer der berühmtesten, der nach Froissart's Versicherung den Verlust von Aquitanien abgewehrt haben würde, war gleich im Anfange des Krieges geblieben; und der Captal von Buch fiel bald nachher in französische Kriegsgefangenschaft, in der ihn Karl V. so lange hielt, bis er vor Gram starb (1377).

Um so leichter wurde es Bertrand du Guesclin, von der Neigung der Einwohner unterstützt, innerhalb dreier Jahre alle Besitzungen der Engländer bis auf Calais und einen kleinen Theil von Guienne einzunehmen. Vergebens hatte Eduard versucht, durch wiederholte Einfälle seiner Feldherren in das Innere Frankreich's das Kriegsglück herzustellen, vergebens zog der Herzog von Lancaster, sein dritter Sohn, mitten durch das Land (1373) von Calais bis nach Bordeaux. Alles blieb ohne weiteren Erfolg, weil die Franzosen auf den gemessensten Befehl ihres Herrschers jede Schlacht, auch unter günstigen Umständen, vermieden. Desto eifriger sorgte Karl, dem die unglücklichen Tage von Crecy und Poitiers die Ueberlegenheit der Engländer im offenen Felde nur zu deutlich gezeigt hatten, für die Befestigung und Verwahrung seiner Städte; und des Connetable Thätigkeit ermüdete die Feinde durch fortwährende Ueberfälle, Verfolgungen und kleine Gefechte, worin er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigte. Ließ er sie einmal ganz ungestraft das Land plündern, so geschah es nur dann, wenn er vor ihren Festungen im Rücken beschäftigt war, deren Einnahme seinem Scharfsinn und seiner Kühnheit selten mißglückte. Jede Eroberung sicherte er durch starke Besatzungen. Im Jahre 1374 wurde ein Waffenstillstand geschlossen und späterhin verlängert.

Der König von England starb, nachdem er mit tiefer Bekümmerniß den schwarzen Prinzen hatte ins Grab sinken sehen, am 21. Juni 1377; da er das Reich nunmehr seinem elfjährigen Enkel, Richard II., hinterließ, mußte auch die Behauptung jenes Ueberrestes der französischen Besitzungen unsicher scheinen. Eduard war ein Fürst von trefflichen Eigenschaften, nicht weniger durch Schönheit und Stärke des Körpers, persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent, wie durch freundlichen Umgang, würdiges Bezeigen, Edelmuth und durchdringenden Scharfblick ausgezeichnet. Gleich dem Auslande sah ihn seine Nation

als den glorreichen König und gottbegünstigten Sieger an; und wie er seinen ächt ritterlichen Sinn dem ganzen Zeitalter aufprägte (er ist der Stifter des Hosenbandordens — 1347 oder 1348 — mit seiner wunderlichen Devise und dem blendenden Glanze, der es bald den Fürsten Europa's als eine Ehre erscheinen ließ, in seinen Verband aufgenommen zu werden), so erhob er das Volk zum ersten Male durch die nationalen Kriege zum Gefühl seiner Macht, zu einer eigenen Weltstellung. England schien unter ihm die Herrschaft in dem westlichen Europa errungen zu haben; zwei feindliche Könige saßen in London gefangen, der Prinz von Wales mischte sich in die spanischen Verwirrungen; der englische Handel, nun mit dem flandrischen wetteifernd, begann durch sein heimisches Produkt, die Wolle, einen neuen großen Mittelpunkt für den Weltverkehr zu bilden. Aber auch in anderer Richtung zeigte sich die Größe des bewunderten Fürsten. Er war es, der mit seinen Ständen, mit dem Oberhause und den nunmehr fast gleichberechtigten Gemeinen, in weiser Eintracht sich gegen die Anmaßungen der Päpste verband, der, statt wie seine Vorgänger in der römischen Curie einen Rückhalt zu suchen, durch diesen gemeinsamen Gegensatz nach außen das Parlament wahrhaft befestigte. Ließ der Papst von nun an seine seit Johann Ohneland behaupteten Ansprüche fallen, so war es nicht minder ein Verdienst der Regierungsweise Eduard's, daß Wiclif als erster Reformator der ganzen Kirche erstehen konnte. Am Abend seines Lebens hat er freilich, wie manche hervorragende Fürsten ein Beispiel der Wandelbarkeit menschlicher Größe, die Früchte seiner Anstrengungen meist wieder verloren*).

Sein glücklicherer Gegner Karl V. folgte ihm bald im Tode nach (16. September 1380). Er war in seinem Leben fast das völlige Gegenbild Eduard's. Bei ihm war es nicht das Glück und der Glanz auswärtiger Unternehmungen, wodurch er sich seinen Ruhm und den Beinamen des Weisen verdiente, — war er doch in jungen Jahren schon so wenig streitbar, daß er das Schlachtschwert nicht führen konnte —, sondern die kluge Geduld und besonnene Mäßigung, mit der er die völlig auseinanderfallenden Elemente des Staates wieder zu sammeln, die Parteien an sich zu fesseln, und selbst im schwersten Unglück den nationalen Gedanken aufrecht zu erhalten wußte. Aber auch er hinterließ den Thron einem erst zwölfjährigen Sohne, Karl VI., unter dem die kräftige Wirksamkeit des Staats ebenso gelähmt ward, wie es in England der

*) Vgl. Pauli, a. a. O. S. 500 und Ranke, Englische Gesch. I. S. 96.

Fall war. Die nun schon so lange fortdauernden Kämpfe zwischen den beiden Nationen hatten einen heftigen Volkshaß erregt, der noch immer im Zunehmen begriffen war. Für England hatte dieß zunächst den Vortheil, daß der öffentliche Gebrauch der französischen Sprache abgeschafft wurde. Die Nationalsprache, die sich aus germanischen und romanischen Elementen gebildet hatte, wurde nun auch literarisch angebaut; Gower und Geoffrey Chaucer (geb. 1328, gest. 1400), den seine Bewunderer den Morgenstern der englischen Poesie genannt haben, wurden die ersten bedeutenden Dichter der nationalen Literatur.

---

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.